JANUS

ARCHIVES INTERNATIONALES POUR L'HISTOIRE DE LA MÉDECINE ET LA GÉOGRAPHIE MÉDICALE.

JANUS

Archives internationale pour l'Histoires de la Médecine et la Géographie Médicale.

(Organe de la Société historique néerlandaise des Sciences médicales, exactes et naturelles.)

Vingt-quatrième Année.



LEYDE. — E. J. BRILL, Sé. Ae.

1919.

LEYDE, IMP. E. J. BRILL, Sé. Ae.

TABLE DES MATIÈRES.

I. Auteurs.

II. Articles.

VERGLEICHENDE PATHOLOGIE DER INFEKTIONS-KRANKHEITEN.

VON

O. EFFERTZ, Dr. med.

Ancien chargé de cours libre à l'Université de Paris.

Virulentiâ hereditariâ celerior immunitas hereditaria.

1. Me ha parecido digno de la Historia contar cuanto pasó en aquella pública calamidad, de donde los sabios podrán indagar el origen de tan repentina mutación en los cuerpos de una nación tan parca. EL P. CAVO
Los tres siglos de México. 1576.

Es schien mir nützlith, hier eingehender zu erzählen, was in jener grossen Pest geschehen ist, damit zukünftige Fachleute daraus die Erklärung ausfinden können.

2. Virulentia hereditaria celerior immunitas hereditaria.

Die hereditäre Immunisierung schreitet in der Zeit schneller vorwärts wie die hereditäre Virulisierung.

3. Si quæras, per te non invenias; ubi dediceris, potuisse putes te vel tua sponte invenisse. PLUTARCHUS.
Marcellus, 17.
Ueber Archimedes.

Wenn du es selbst suchtest, würdest du es nicht finden; sobald du es von andern gelernt hast, wirst du glauben, du hättest es auch selbst finden können.

VORWORT.

Seit dem Beginne dieses Jahrhunderts habe ich im "*Janus*" (LEIDEN) und in der "*Revue Scientifique*" (PARIS) eine Serie von Artikeln publiziert, in denen ich die folgende Lehre dargestellt habe, so wie sie sich allmählich in meinem Kopfe entwickelt. Ich übergebe sie hier so wie sie sich, vorläufig abschliessend, in meiner Vorstellung präsentiert. Wer sich für die Genesis dieser Lehre interessiert, findet sie in jenen Artikelserien.

Ich bin fünfundzwanzig Jahre lang durch exotische Länder gereist, von Island über Zanzibar bis zum Kap der guten Hoffnung, und von New-York über Mexiko bis zum Feuerland. Auf diesen Reisen habe ich mich beinahe immer auf dem Lande, im Jungle, bei den Eingebornen aufgehalten. Wo ich im folgenden von Kaukasiern, Afrikanern und Indianern spreche, handelt es sich also um eigene Beobachtungen; wie ich von andern Rassen spreche, handelt es sich um literarische Studien.

Dieses zur Bestimmung meiner Quellen.

Ich begreife, dass dort, wo es sich um diese andern Rassen handelt, sich eine Lücke befindet, denn die Literatur über die Fragen, die ich hier aufwerfe, ist spärlich, unvollständig und nicht mustergültig. Ich beabsichtige deshalb, auch zu diesen Rassen zu reisen, um meine direkten Beobachtungen zu erweitern und um meine Schlüsse zu kontrollieren. Ich werde später einmal darüber Rechenschaft ablegen.

Auf diesen Reisen, die ich gemacht, habe ich eine Menge von Beobachtungen gesammelt, von denen die Literatur zunächst explicite nichts weiss, und die implicite im Widerspruch stehen mit den von der Literatur sanktionierten Gesetzen. Will man einige Beispiele?

1. Die Malaria ist in Afrika für die Eingebornen, die Afrikaner, äusserst benigne, und für deren kaukasische Metöken äusserst maligne. Das ist bekannt. In Amerika ist, unter denselben Breiten, die Malaria für die Eingebornen, die Indianer, äusserst maligne, und für deren kaukasische Metöken äusserst benigne. Dieses letztere ist in der Literatur ganz unbekannt, und steht implicite in krassem Widerspruch mit der Lehre, dass der verschiedene Grad der Akklimatisierung die Verschiedenheiten der Malignität der Malaria erzeugt.

2. In Polynesien ist die Lues für die Eingebornen, die Maoris, äusserst maligne, für deren kaukasische Metöken ist sie benigner wie in Europa. In Tropisch-Amerika aber ist die Lues für die Eingebornen, die Indianer, sehr benigne, für deren altweltliche Metöken, die Kaukasier sowohl wie die Neger, ist sie aber maligner wie in der Alten Welt. Auch letzteres ist in der Literatur nicht bekannt.

All dieses steht implicite im Widerspruch mit dem herrschenden Gesetz, dass bei Passagen durch verschiedene Rassen die Malignität der Infektions-Krankheiten nicht verändert wird, da doch in der Neuen Welt dieser Einfluss der Passagen überall sichtbar ist. Solche Beispiele liessen sich beliebig häufen.

Ich suchte selbstverständlich nach einer Erklärung dieser *phænomena bene observata.* Beobachtungen erklären heisst: dieselben zurückführen zuerst auf *empirische,* sodann auf deren *rationale,* d. h. kausale Gesetze. Die Frage, die ich hier aufwarf, war diese: Welche sind die empirischen, und die daraus abgeleitete Hierarchie der rationalen Gesetze für die *Malignität der Infektions-Krankheiten?*

Die Frage nach den rationalen Gesetzen habe ich versucht zu beantworten nach der Methode der platonischen Schule, indem ich zunächst das *System der möglichen Hypothesen* entwickelt habe, was mit Hülfe der *Kombinationslehre* geschieht, sodann daraus diejenigen Hypothesen eliminiere, welche den gefundenen empirischen Gesetzen widersprechen. Bleiben hierbei mehr wie *eine* Hypothese übrig, so muss man die empirischen Gesetze vermehren. Die Natur der restierenden Hypothesen ergibt die Richtung, in welcher die Beobachtung fortzuschreiten hat.

Bei dieser Arbeit fand ich, dass die allgemeine Pathologie voller Lücken, Fehler und Konfusionen steckt. Will man einige Beispiele?

1. Zunächst weiss die Litteratur der Pathologie noch nicht einmal, was eine Krankheit ist. Dieser Begriff ist aus der normalen Physiologie noch gar nicht deduziert, und erscheint folglich in der Pathologie als erratischer Block. Dass dieser Begriff nur deduziert werden kann aus dem normalen Zellenkampf im Innern des Organismus, weiss die Litteratur nicht, wenigstens nicht *in sede materiæ.* Zwischen der normalen und der pathologischen Physiologie gähnt ein grosses Loch.

2. Sodann werden überall die Begriffe: Malignität, Frequenz,

Morbidität, Akuität, Letalität, Mortalität und andre mit einander konfundiert. Diese Konfusionen werden erleichtert durch den Gebrauch von Laienausdrücken, wie bösartig, mörderisch, verheerend, grausam, fürchterlich, schrecklich, milde, gutartig, u. s. w. So werden sowohl frequente, wie maligne Krankheiten gleichmässig als bösartig, verheerend, etc. bezeichnet, obschon doch meistens Frequenz und Malignität einander umgekehrt proportional sind. Je chronischer, um so frequenter, und um so benigner ist doch eine Krankheit. Die Tuberkulose ist in Europa nur deswegen so frequent, weil sie so chronisch, d. h. benigne ist, und unter Indianern und Negern ist sie nur deswegen so selten, weil sie so galoppierend, d. h. maligne ist. Eine absolut letale Krankheit, wie Tetanus, hat eine bloss infinitesimale Mortalität.

Ich sah sehr bald ein, dass man mit diesem defekten vorhandnen Handwerkszeug der herrschenden Pathologie die von mir gesuchten empirischen und rationellen Gesetze nicht finden kann. Um dieses zu tun, mussten also zunächst diese Mängel der allgemeinen Pathologie beseitigt werden. So habe ich die grosse Lücke zwischen normaler und pathologischer Physiologie ausgefüllt durch die Disziplin der *Eristik*, der Lehre der grossen Kämpfe der Zellen im Innern des Organismus, eine Lehre, für die es in den Systemen keine *sedes materiæ*, und ausser den Systemen eine nur sehr spärliche monographische Litteratur gibt. Ich kenne nur zwei Autoren, welche in höchst schätzenswerter Weise diese Lehre zu inaugurieren versucht haben; das sind *Roux* und *Metchnikoff*. Die systematischen Physiologen, welche den vergleichenden Pathologen allein bekannt sind, kennen von dieser Eristik noch gar nichts.

Wer aber die normalen Kämpfe der eingebornen Zellen unter einander nicht kennt, der kann auch nichts kennen von den Kämpfen zwischen den eingebornen und den eingewanderten Zellen, welche den Infektions-Krankheiten zu Grunde liegen.

3. Sodann fand ich, dass die Breite der Induktion der herrschenden Pathologie viel zu klein ist. Genau besehen ist die herrschende Pathologie bloss die Pathologie der weissen Rasse

in der Gegenwart, im gemässigten Klima, ohne Rücksicht auf Metökenpassagen. Die vergleichende Pathologie hat eine etwas breitere Basis, die aber auch unzureichend ist. Wie schon die Titel der Bücher dieser Disziplin angeben, handelt es sich nur um die Pathologie der Tropen, und ihre Subjekte sind nur die Patienten der *weissen* Rasse und der *Gegenwart*. Von der arktischen Zone, von andern Rassen und von andern Zeiten wird höchstens in Anmerkungen kurz gesprochen. Auf den Einfluss der Rassenpassagen wird keine Rücksicht genommen.

Auf die *Indianer* wird dabei *gar keine* Rücksicht genommen, obschon gerade für theoretische Zwecke die Indianer die interessanteste, d. h. belehrendste Rasse sind. Warum?

Die Indianer sind die einzige neuweltliche Rasse, welche, im Vergleich zu den altweltlichen Rassen, alle drei möglichen Infektions-Krankheitarten besitzt, nehmlich:

a. kürzlich importierte (*Pocken*),

b. kürzlich exportierte (*Lues*), und

c. seit lange gemeinsame Krankheiten (*Lepra*).

Die Polynesier haben bloss kürzlich importierte Infektions-Krankheiten. Es fehlen denselben exportierte und gemeinsame.

Trotzdem findet sich über die Pathologie dieser interessanten Rasse (der Indianer) in der Literatur weiter nichts, wie die Nachrichten der Mönche aus den ersten Jahrhunderten der Kolonialzeit. Die Medici haben damals so wenig, wie jetzt, zu dieser Literatur etwas beigetragen.

Die ausgesprochene Absicht des Jesuitenpaters Cavo bei seiner detaillierten Schilderung der Merkwürdigkeiten der indianischen Krankheiten war, wie er selbst sagt, diese: "spätern Forschern das Material für eine Erklärung derselben zu liefern". Bisher hat kein vergleichender Patholog von dieser Aufforderung des P. Cavo Gebrauch gemacht. Deshalb habe ich diese Stelle von Cavo als Motto vorausgeschickt.

Der tiefere Grund für diese letztern Defekte liegt in der finanziellen Basis dieser Bücher. Dieselben sollen dem weissen Arzt, welcher in die Tropen geht, behülflich sein, Honorare zu erwerben. In indianischen Ländern ist selbst von weissen Patienten

kein Mammon zu verdienen. Daher glänzen die Indianer durch völlige Abwesenheit. Es ist aber sehr schwer, sich anders wie durch direkten Augenschein über die Pathologie der Indianer zu orientieren. Fragt man in Amerika einen weissen Arzt etwas über indianische Pathologie, so antwortet derselbe mit unvergleichlicher Hauteur: "Indianer behandle ich nicht!" Dabei schaut er einen von oben herunter an mit einer Mimik, welche besagt: "Wenn "Sie Indianer behandeln, dann, bitte, treten Sie mir gegenüber "auf als Kollege zweiter Klasse". Die Entgegnung, dass man, wenn man keine Indianer behandelt, eine falsche Statistik erhält, wird nicht kapiert. Dieses letztere wird nähmlich auf Schulen nicht gelehrt. Ein mir bekannter deutscher Kollege, welcher von einer weissen Familie gerufen wurde, um in Abwesenheit des Hausarztes die indianische Köchin zu behandeln, erwiderte stolz: "Wo ich die gnädige Frau nicht behandle, behandle ich auch "nicht die Köchin". Wenn ich umgekehrt sagte: "Wo ich die "indianischen Peonen nicht behandle, behandle ich auch nicht "die kaukasischen Chefs", so wurde der Sinn dieser Antwort nie kapiert. Fragt man aber einen auch nur halbblut indianischen Kollegen aus über Pathologie der Indianer, so antwortet derselbe pikiert: "Hier gibt es keine Indianer, wir sind alle Bürger von "Mexiko, Guatemala, Honduras, etc." Also eine juristische Antwort auf eine pathologische Frage. Dr. Rothschuh hat in dem „*Archiv für Schiffs- nnd Tropenhygiene, 1910*", treffend gesagt: "In Amerika weht allgemein eine materialistische Luft, welche "theoretischen Studien wenig förderlich ist". Nur wer selbst lange unter und mit Indianern gelebt hat, kann etwas von deren singulären Pathologie kennen lernen. Wenn die vorliegende Arbeit einen Wert hat, so hängt derselbe bloss davon ab, dass der Verfasser Gelegenheit gehabt hat, mehrere Lustren unter Indianern zu leben, nachdem er vorher längere Zeit unter Afrikanern gelebt hatte. Der Vergleich zwischen Afrikaner und tropische Indianer ist der Anstoss gewesen zu dieser Arbeit.

Die vorliegende Arbeit zerfällt also naturgemäss zunächst in zwei Teile, einen vorbereitenden Teil, in dem ich die allgemeine Physiologie korrigiere, und den finalen Teil, in welchem ich die gesuchten empirischen und rationellen Gesetze deduziere. Dieser letzte Teil zerfällt sodann wieder in zwei Unterteile, einen allge-

meinen und einen speziellen Teil. In dem erstern stelle ich die allgemeinen Gesetze auf, in dem letztern erläutere ich dieselben an den speziellen Krankheiten.

Ich halte es aber für nützlich, mehr um die Aufmerksamkeit einer abgeneigten Kollegialität auf diese Materie zu lenken, vorab dasjenige anzugeben, was ich bei den alten Mönchen über indianische Pathologie gefunden habe. Dazu werde ich einen kleinen Kommentar liefern.

Die Arbeit zerfällt also in vier Teile:

TEIL I. Exzerpte aus den historischen Büchern der Missions-Mönche über indianische Pathologie, nebst Kommentar;

TEIL II. Allgemeine Physiologie. Eristik;

TEIL III. Allgemeine vergleichende Pathologie der Infektions-Krankheiten;

TEIL IV. Spezielle vergleichende Pathologie der Infektions-Krankheiten.

Ich muss hier noch folgende Bemerkungen machen:

1. In der Edifizierung der spekulativen Bestandteile der Physiologie habe ich mich stark beeinflussen lassen durch die korrespondierenden Lehren der *Oekologie.* Wie jeder politische Oekonom bestätigen wird, habe ich die politische Oekonomie bereichert durch Einführung eines neuen, des dramatologischen Fragensystems, und ich habe sie verbessert durch Einführung einer neuen Hülfsgrösse, der naturwissenschaftlich korrekten komplexen Grösse der Arbeits- plus Boden-Productionskosten nach Absetzung der alten simplexen Hülfsgrösse des Geldwertes.[1]) Von diesen ökologischen Neueinführungen habe ich hier physiologische Analogieschlüsse gemacht.

2. Die folgenden Studien beschränken sich auf Infektions-Krankheiten, d. h. auf durch Virus erzeugte Krankheiten. Ein Virus besteht aus Mikrobien, und den von denselben erzeugten Toxinen. Die Toxine wirken chemisch, die Mikrobien wirken mechanisch, d. h. erzeugen Traumen.

---

1) O. EFFERTZ. Ponophysiocratie, Paris. Introduction de CH. ANDLER, professeur à l'Université de Paris.

Da nun Toxine und Venena sich nur in ihrer Herkunft, d. h. praktisch, in ihrer Dosierung und Iterirung unterscheiden, und da Traumen, die durch Mikrobien erzeugt werden, sich von solchen, die durch Makrobien und durch Mechanismen erzeugt werden, auch nur in der Dosierung und Iterirung unterscheiden, so habe ich einiges über venenöse und traumatische Krankheiten vorausschicken müssen.

3. Die Wissenschaft ist wie eine verzweigte Kette. Die Wissenschaft schreitet also fort nur durch Stärkung der schwachen, nicht durch Stärkung der starken Glieder. Letzteres ist eine ganz überflüssige Arbeit. Des schwache Glied, welches ich hier zu stärken unternommen, ist die Frage: „Welches ist das rationelle Gesetz für die Malignität der Infektions-Krankheiten?" Die Antwort lautet: *Virulentia hereditaria celerior immunitas hereditaria.* Es ist das Motto dieser Arbeit.

Auf dieses Gesetz muss also die Kritik ihre Aufmerksamkeit konzentrieren, ein Aviso, welches ich der Kritik gebe.

I. EXZERPTE AUS DEN SCHRIFTEN DER MOENCHE AUS DEN ERSTEN JAHRHUNDERTEN DER KOLONIALZEIT UEBER INDIANISCHE EPIDEMIEN.

VORBEMERKUNG.

Nichts ist auffälliger, wie die grossen Unterschiede in der pathologischen Geschichte der *spanischen* Eroberungen im *Westen,* und der *portugiesischen* Eroberungen im *Osten.* A priori müsste man schliessen, dass der Eingeborene immer gesunder ist, wie der Fremde, der aus einem anderen Clima kommt. Dieses Gesetz hat sich bei den Portugiesen im Orient bestätigt. Die Portugiesen wurden bei jeder Expedition mehrmals decimirt, während wir nicht erfahren, dass die Eingeborenen der besuchten Länder besonders gelitten hatten. Bei den Spaniern finden wir das Gegentheil: Die Conquistadoren erfreuten sich einer auffälligen Gesundheit, während die Indianer von fürchterlichen

Krankheiten decimirt wurden. Die Details sind noch auffälliger. Die Spanier litten nur an zwei Krankheiten, Pneumonie und Lues. Das waren die beiden Krankheiten, an denen die Portugiesen so gut wie *nicht* litten. Dass die Portugiesen nicht, die Spanier aber wohl an Pneumonie litten, kann man dadurch erklären, dass die Portugiesen in den Ebenen blieben, die Spanier aber in das Felsengebirge hinaufstiegen. Je höher man steigt, um so häufiger und maligner wird die Pneumonie. Dieser Unterschied ist also in banaler Weise zu erklären. Aber wie erklärt sich der Unterschied in der Geschichte der Lues? Ein fernerer Unterschied ist dieser, dass die Portugiesen den Orientalen die Lues brachten, die noch jetzt im Orient als "*Krankheit der Portugiesen*" bezeichnet wird, während die Spanier den Indianern die Lues nicht brachten. Wir lesen wohl von altweltlichen und polynesischen Verheerungen durch Lues, aber von keiner indianischen Lues-Epidemie. Ferner: die schwerste Krankheit, an der die Portugiesen litten, war die Malaria. Das war die Krankheit, an der die Spanier am wenigsten litten. *Kein einziger Conquistadór ist an Malaria zu Grunde gegangen!* Soweit die Portugiesen an neuen Krankheiten erkrankten, handelte es sich um alte Krankheiten der Eingeborenen, mit denen sie sich inficierten, z.B. um Cholera in Indien. Die Spanier waren aber ganz immun für den so verheerenden Matlazahnatl oder typhus indicus. Die Conquistadoren starben meistens an Altersschwäche. Kein portugiesischer Eroberer ist jemals an Alterschwäche gestorben.

Das sind sicher sehr auffällige Unterschiede. Ebenso auffällig ist es, dass diese Auffälligkeiten noch niemals aufgefallen sind, auch nicht den Medicinern.

Die medicinische Geschichte der Portugiesen ist hier in soferne banal, als dieselbe keinem der herrschenden Gesetze der Pathologie widerspricht. Die medicinische Geschichte der Spanier widerspricht aber diesen Gesetzen auf Schritt und Tritt.

Wir finden diese medicinische Geschichte in Quellen, von denen keine von Aerzten geschrieben ist. Diese Quellen stammen leider nur von Laien, von Reisenden, Missionaren, Mönchen. Die damaligen Aerzte schienen für solche Studien kein Verständniss zu haben.

Ich habe leider keine Gelegenheit gefunden, die hierher ge-

hörigen Stellen aus portugiesischen Werken zn sammeln, und kann sie also hier nicht wörtlich citiren. Ich citire aus dem Gedächtnis. Das nächste Mal, dass ich Gelegenheit finde, in einer genügend grossen Bibliothek arbeiten zu können, werde ich diese Lücke ausfüllen. Diese Lücke ist aber in soferne kein grosser Nachtheil, als es sich nur um Thatsachen handelt, die mit der herrschenden Lehre in keinerlei Widerspruch stehen, z.B. dass die Portugiesen an der Westküste Africas an Malaria, in Indien an Cholera litten. Die Citate aus spanischen Werken enthalten aber Beobachtungen, die in absolutem Widerspruch stehen mit den herrschenden Lehren, und deswegen will ich dieselben hier ausführlicher abdrucken lassen.

Es wird im folgenden von vielen Epidemien die Rede sein, welche in Neu-Spanien in den ersten Jahrhunderten der Kolonialzeit geherrscht haben. Meistens werden diese Epidemien genauer benannt, als Pocken, Masern, und dgl. Wo kein Name genannt ist, handelt es sich immer um die jetzt ausgestorbene Epidemie des *Matlazahnatl*, welche die mörderischte gewesen ist, nicht nur von den Epidemien, die in Amerika geherrscht, sondern von allen Epidemien, die je in der Welt in historischer Zeit gesehen worden sind.

Diese amerikanischen Epidemien haben viele Merkwürdigkeiten gehabt, die in der Alten Welt nie gesehen worden waren.

1. Die erste Merkwürdigkeit ist diese, dass die Indianer immer viel heftiger ergriffen wurden, wie die Spanier. Im Lichte der heutigen Wissenschaft, welche auch über die Polynesier Beobachtungen gemacht hat, kann man das erklären durch das empirische Gesetz der historischen Benignisierung der infektiösen Krankheiten, ein Gesetz, welches wir weiter unten kennen lernen werden. Die Mehrzahl der die Indianer vernichtenden Epidemien waren Krankheiten der Alten Welt, welche die Spanier nach der Neuen Welt überbracht hatten. Hierher gehören Pocken und Masern, von denen die Mönche selbst angeben, dass die früher nie in der Neuen Welt gesehen worden waren. Die Masern, eine ganz harmlose Krankheit in der Alten Welt, trat unter den Indianern auf mit einer Mortalität, die nur wenig ge-

ringer war, wie die der Pocken. Letztere Krankheit nannten sie die "grosse Lepra"-*huey zahuatl-*, erstere die "kleine Lepra"-*tepiton zahuatl.* Die damaligen Mönche verfügten aber noch nicht über das Licht der heutigen Wissenschaft, und standen hier einer grossen Merkwürdigkeit gegenüber.

2. Die zweite Merkwürdigkeit war diese, dass die für die Indianer mörderischte aller Epidemien, der jetzt ausgestorbene Matlazahnatl, die Spanier vollständig verschonte. Dieses ist selbst vom Stande der heutigen Wissenschaft deshalb unerklärlich, weil der Matlazahnatl eine in Europa ganz unbekannte Krankheit war. Derselbe Grund, der die übrigen Epidemien für die Indianer maligner machte, wie für die Spanier, hätte also den Matlazahnatl für die Spanier maligner machen müssen, wie für die Indianer. Und dennoch war die Morbidität und Malignität dieser Krankheit für die Spanier practisch gleich Null. Sie glänzte bei Spaniern durch beinahe völlige Abwesendheit. Dieses letztere fiel selbst den Indianern auf und brachte sie in solche Wut, dass sie, um den Spaniern diese Krankheit beizubringen, ihre Leichen in die Brunnen warfen, weil sie glaubten, die Spanier hätten hinterlistiger Weise ihnen die Krankheit beigebracht, um ihre Rasse zu vernichten. Aber auch diese künstliche Infizierung blieb ohne Erfolg. Die Spanier blieben von dem Matlazahnatl verschont. Wir werden später sehen, dass der Matlazahnatl eine Kraukheit der Alten Welt gewesen, die unter Indianern sich so sehr malignisiert hatte, dass man ihr einen andern Namen gab. Es war wohl der *Typhus exanthematicus.* Die Mönche konnten aber diese Erklärung nicht geben und standen hier vor einem grossen Rätsel.

3. Die dritte Merkwürdigkeit, welche zwar den Mönchen nicht aufgefallen war, die uns aber auffallen muss, ist diese, dass die infektiösen Krankheiten, an denen die Spanier in Amerika litten, wie Pocken, etc. dort viel benigner auftraten, wie in Europa. Die Spanier in Amerika litten an infektiösen Krankheiten nicht nur weniger, wie die Indianer, sondern selbst weniger wie die Spanier in Europa. Während die erste Pockenepidemie, 1520, die Hälfte der Indianer vernichtete, erfahren wir nicht, dass

auch nur ein einziger Spanier daran gestorben. Es ist zu beachten, dass damals die Vaccination noch nicht bekannt war. In europäischen Heeren in Europa verursachten die Pocken vor der Impfung immer grössere Verheerungen. Der *Typhus exanthematicus* hat in Europa eine Letalität von über 25 %. Der Matlazahnatl hatte aber für die Spanier eine viel geringere, eine infinitesimale Letalität. Nicht einmal an Malaria litten die Spanier, obschon das Chinin erst 150 Jahre später entdekt worden ist. Die Konquistadoren starben beinahe alle an Altersschwäche. Der tapfre Soldat-Historiker BERNAL DIAZ wurde 103 Jahre alt.

Kurz, die Spanier in Amerika erfreuten sich einer Gesundheit, die robuster war, nicht nur wie die der Indianer, sondern auch wie die der Europäer in Europa. In einem Buche "*Les Maladies des Conquérants*" (Autor vergessen), lesen wir, dass die einzigen Krankheiten, an denen die Spanier gestorben, "Bubas" und Pneumonie gewesen sind. Bubas ist, der Beschreibnng nach, gleich Syphilis.

Es ist nicht auffällig, dass die Konquistadoren an Pneumonie litten, denn die *Mesa Central* Mexikos ist 8000 Fuss hoch, und in allen Hochländern ist die Pneumonie gefährlich.

Es is auch, wenigstens im Lichte des heute bekannten Gesetzes der historischen Benignisierung der Infektions-Krankheiten, nicht wunderbar, dass die Spanier an Lues starben und die Indianer nicht; denn Lues war, wie der Franziskaner TORQUEMADA explicite mitteilt, eine alte indianische Krankheit. Der witzige Franziskaner sagt hier, das bei der Konquista Europäer und Indianer einen pathologischen Tauschhandel getrieben hätten: Die Europäer hätten die Indianer regaliert mit Pocken, Masern, etc., und die Indianer hätten sich revanchiert mit "Bubas".

Es ist aber auch für die heutige Wissenschaft ein Rätsel, wie es gekommen, dass die Spanier ohne Chinin nicht an Malaria, ohne Vaccination nicht an Pocken, und auch nicht an Typhus (Matlazahnatl) gestorben sind. Das letztere widerspricht allen bisherigen Erfahrungen, welche alle dahin gehen, dass der Mensch in der Fremde schwerer erkrankt, wie in der Heimat. Daher pflegt man ja Patienten zur Kur in die Heimat zurückzuschicken.

Dieses ist z. B. der Fall mit der Malaria der Europäer in Afrika [1]).

Dass Patienten in der Fremde weniger wie in der Heimat leiden, dass sie weniger leiden, wie die Eingebornen, dass sie oft von den Krankheiten der Eingeborenen, und zwar von der mörderischten derselben, ganz verschont bleiben, das hat man noch nirgendwo gesehen. Dafür gibt es keine Präzedenzfälle.

4, Die vierte Merkwürdigheit war diese, dass jede Krankheit in den ersten Epidemien immer verheerender auftrat, in den folgenden Epidemien aber milder wurde. Dass sie später milder wurden, erklärt sich aus dem Gesetz der historischen Benignisierung. Dass sie aber anfangs bösartiger wurden, ist prima facie auffällig.

Die Mönche fragen sich natürlich, wie diese Merkwürdigkeiten zu erklären seien. Da suchten sie dann nach allerhand tellurisch-siderisch-kosmischen Ursachen, Erdbeben, Kometen, Parhelien, und dgl. Dass diese Ursachen einen Uunterschied in der Hautfarbe machten, das erklärten die Mönche direkt als göttliches Wunder. Gott wollte den armen Indianern ihre Pfleger erhalten, und deshalb habe derselbe den kosmischen, etc. Agentien den Befehl erteilt, die Spanier zu schonen. Dass die Indianer an dieses göttliche Wunder nicht glaubten und dasselbe substituierten durch die Hypothese, dass die Spanier ihnen hinterlistig diese Krankheiten beigebracht, um ihre Rasse zu vernichten, eine Hypothese, zu der sie durch die Grausamkeiten der Spanier doch berechtigt waren, das erklärten die Mönche als Einflüsterungen des "gemeinsamen Feindes der Seelen", d. i. Satans.

Ich sehe vorher, dass unsre heutigen Gelehrten, über diese naiven Ansichten der Mönche stolz die Nase rümpfend, sagen werden: Wie haben wir es doch so herrlich weit gebracht!

---

1) Wir haben eben gesehen, dass dieses Erfahrungsgesetz sich glänzend bestätigt hat bei den Expeditionen der Portugiesen in Africa und Asien.

Ich antworte: *De vobis fabula narratur.* Ich war schon ein grosser Junge, als folgendes in allen Universitäten beim Volke der Denker vorgekommen ist. Die Aetiologie des Puerperalfiebers wurde damals allgemein kosmisch-siderisch-tellurischen *geniis epidemicis* in die Schuhe geschoben. Dass es sich um Infektion mit einem spezifischen Virus handelte, wusste man damals nicht. Wer aber glaubt, dass kosmisch-siderisch-tellurische Genien Puerperalfieberepidemien erzeugen können, der muss nicht lachen über denjenigen der Pocken-, Masern-, Matlazahnatl-Epidemien Kometen und Parhelien in die Schuhe schiebt, besonders nicht, wenn er selbst Fachmann, jener aber Mönch, d. i. Laie ist.

Aber es kommen hier nog einige erschwerende Umstände hinzu. Bis vor etwas mehr, wie einem Jahrhundert, war die Geburtshülfe ausschliesslich in den Händen der Frauen. Männlichen Aerzten war diese Praxis nicht gestattet. Als nun die Aerzte anfingen, sich mit der Geburtshülfe zu beschäftigen, stieg sofort die Mortalität an Puerperalfieber in beängstigender Weise. Das war schon auffällig. Aber noch auffälliger war folgendes: Es gab beinahe überall zwei Kliniken für Wöchnerinnen, eine von Hebammen, und eine von Aerzten geleitete. Jetzt war die Mortalität in den ärztlichen Kliniken immer bedeutend grösser, wie die in den meistens ganz benachbarten Hebammenkliniken. Dabei stieg beständig diese Moralitat in den Aerztekliniken, während sie in den Hebammenkliniken konstant blieb. Während in letztern diese Mortalität durchschnittlich 4⁰/₀ betrug, stieg sie in den ärztlichen Kliniken bis auf mindestens 10⁰/₀, und oft bis auf 20⁰/₀. In der Aerzteklinik herrschte beständig ein Zustand, den die damaligen Aerzte als Epidemie bezeichneten. Dazu kam, dass an Universitätskliniken diese Mortalität immer grösser war, wie an andern Kliniken, dass sie an grossen Universitäten grösser war, wie an kleinen, und dass sie zur Zeit der Examina immer exacerbierte.

Diese Distinktion, welche die kosmisch-siderisch-tellurischen Genien hier machten, wurde geschoben zwar nicht direkt auf ein Wunder, aber doch auf die Verletzung der Scham der Frauen,

die sich einem Manne ausliefern mussten, und die zur Zeit der Examina, wo ihre Scham viel mehr auf die Probe gestellt wurde, besonders gross sei. Der damalige Kandidatus Semmelweis erwiderte seinen Lehrern hierauf: „Die Idee, dass ein Genius, „welcher an den vier Wänden eines Gebäudes Halt mache, und „einen Pakt schlösse mit der Scham, ein kosmisch-siderisch-„tellurischer Genius sei, glaubt kein Rhinozeros. Dieser Genius „kann nur ein lokaler sein".

Infolge der unehrerbietigen Logik dieses Argumentes fiel der unverfrorene Neuerer bei den akademischen Pygokraten in höchste Ungnade. Unbekümmert um diese Ungnade spürte SEMMELWEIS diesem lokalen Genius nach, und fand als solchen den Schmutz am Finger des touchierenden Geburtshelfers, der meistens Leichengift an den Fingern habe, was bei den Hebammen nicht der Fall war. Die übrigen Merkwürdigkeiten dieses lokalen Genius waren damit alle leicht zu erklären. Die beständig steigende puerperale Mortalitätsstatistik folgt aus dem immer mehr Populärwerden der anatomischen Schule der Pathologie, infolgedessen die Finger der touchierenden Aerzte immer häufiger mit Leichengift infiziert wurden. Die grössere puerperale Letalität an Universitätskliniken folgt daraus, dass an Universitäten zu Lehrzwecken mehr touchiert wird, wie an anderen Kliniken. Die grössere Letalität an grössern Universitäten folgt daraus, dass infolge der vielen fremden Studenten dort öfters touchiert wird, wie an kleinern Universitäten. Die grössere Letalität zur Zeit der Examina, — die übrigens an vielen Universitäten noch jetzt herrscht, wenn auch in abgeschwächter Form — hängt mit dem öftern Touchieren zu dieser Zeit zusammen.

Infolgedessen machte Semmelweis die fundamentale Entdekkung der Antisepsis. Infolgedessen von den Universitäten beim Volke der Denker herausgeekelt, ging Semmelweis in seine ungarische Heimat, — Semmelweis war, wie er selbst sagt, Magyar, nur ein Teil seiner Familie hatte den magyarischen Namen germanisiert — und drückte dort in seiner Klinik die Puerperalfieberletalität von 20% auf ¼% herab, also auf ein noch viel tieferes Niveau, wie dasjenige, welches in den Hebammenkliniken beobachtet wurde.

Trotz dieser vernichtenden Statistik wurde Semmelweis und seine Lehre noch fünfundzwanzig Jahre lang von allen Professoren der Gynäkologie und von deren Schwiegersöhnen, vom gynäkologischen Professor Karl Braun, Ritter von Feruwalde, bis zum gynäkologischen Schwiegersohn Virchow, wütend verfolgt. Die alte kosmisch-siderisch-tellurische Genienlehre wurde nicht nur beibehalten, sondern auch in den Schulen gelehrt, und im Examen examiniert, und ein Kandidat, der an diesen Genius nicht glaubte, fiel durch und sah seine Karriere ruiniert. Dabei haben, allein in Deutschland, über dreimalhunderttausend Wöchnerinnen ihr Leben lassen müssen.

Das dauerte bis nach dem Tode von Semmelweis. *Extinctus amabitur.* Um jene Zeit kam Lister, der Leibarzt der Köningin Viktoria, auf die Werke von Semmelweis, deren Lehre er adoptierte und damit kathederfähig machte. Von diesen Verfolgern von Semmelweis, welche an tellurisch-siderisch-kosmischen Genien und deren spitzfindigen Distinktionen glaubten, sind viele, unter andern die beiden eben genannten, meine Lehrer gewesen! Ich kenne persönlich viele Dutzende von Leuten, deren Mütter, Frauen, Schwestern infolge dieser Irrlehre an Puerperalfieber zu Grunde gegangen sind. Auch meine Mutter gehörte dazu. Es handelte sich hier um einen über ein Jahrhundert dauernden kulpösen „*Massenmord*", der während der letzten fünf Lustren zu einem dolösen exacerbierte. Das sind die Worte von Semmelweis.

Wer aber auf Amtseid glaubt, dass solche tellurisch-siderisch-kosmischen Genien einen Unterschied machen zwischen den Patienten von männlichen und weiblichen Hebammen, der glaubt etwas, was nicht nur kein Mönch, sondern nicht einmal ein Rhinozeros glaubt; der glaubt etwas noch viel Unglaubwürdigeres, wie derjenige, der glaubt, dass diese Genien einen Unterschied machen zwischen Spaniern und Indianern, denn diese sind doch verschiedener Rasse, was ein naturwissenschaftlich relevanter Unterschied ist, während jene Genien einen naturwissenschaftlich unfassbaren Unterschied machten. Dabei hat niemand die Mönche eines bessern belehrt; die Gynäkologen blieben aber bei ihrer Ansicht trotz einer fünfundzwanzigjährigen Belehrung durch eine

jetzt allgemein als einwandfrei erkannte Statistik. Die Mönche standen darin hoch über den Aerzten vor Semmelweis' Tode, dass sie vermuteten, dass ihre übrigens wohlgemeinte Krankenpflege eine der Ursachen sei, welche die Epidemien verbreite, während die touchierenden gelehrten Aerzte nicht einmal auf diesen Verdacht gekommen sind! Also über die Mönche mit ihrer Kometen- und Wunderätiologie nicht lachen!

Es ist merkwürdig, dass die damaligen Aerzte sich nicht geäussert haben, obschon es, nach Ansicht der Mönche, damals sehr tüchtige Aerzte gegeben. Wir kennen deren Ansichten nur durch die Mönche, welche uns erzählen, die Ansichten der Aerzte gingen dahin, dass sie die Merkwürdigkeiten der indianischen Krankheiten nicht erklären könnten. Das nehme ich den Aerzten nicht übel. Aber sie hätten doch das Material der Beobachtung angeben müssen, damit spätere Forscher darüber eine Theorie konstruieren könnten. Auch diese Arbeit haben sie den Mönchen überlassen. Offenbar waren die exotischen Aerzte damals, wie auch heute, mehr auf Rezeptieren und Liquidationen, wie auf Theorie eingerichtet. Der Jesuit CAVO steht hier turmhoch über den damaligen Aerzten, als er explicite sagt, er wolle seine Beobachtungen, die er selbst nicht erklären könne, angeben, *damit spätere Forscher* das Material hätten, um dieselben zu erklären.

In abgeschwächtem Masse kann man all diese Merkwürdigkeiten noch heute sehen. Es ist noch heute die Malaria in Amerika für die Europäer viel milder, wie für die Indianer; sie ist dort viel milder für die Europäer, wie in Afrika, und selbst wie in Europa. Die Lues ist aber noch heute für Kaukasier unter Indianern viel maligner, nicht nur wie für Indianer, sondern auch wie für Kaukasier in Europa. Abgesehen von dieser Krankheit, für welche es eine einfache Prophylaxis gibt, ist noch heute Amerika, dort wo Indianer wohnen, ein Paradies der Gesundheit für Europäer, während es eine Hölle der Krankheit ist für Indianer. Nur wo Neger eingewandert sind, ist dieses anders. Dort herrscht für die Europäer die Pathologie Afrikas. Diese abgeschwächten Beobachtungen sind für mich der Grund gewesen, der Aetiologie dieser Merkwürdigkeiten nachzuspüren, und da bin ich allmählich auf die Werke der Mönche gestossen.

Natürlich habe ich, ebenso wie Semmelweis, kosmisch-siderisch-tellurische Genien und dgl. abgelehnt. Ich stehe auf dem Boden der Naturwissenschaft. Ich habe schon deutliche Anzeichen davon, dass diese Lehre, ebenso wie die von Semmelweis, bis nach meinem Tode, auf Amtseid abgelehnt worden wird.

Es finden sich in den Zitaten der Mönche manche kleinere Widersprüche. So sagt Dávila, die sangrierten und purgierten Matlazahnatlpatienten seien ebenso gestorben, wie die nicht sangrierten und nicht purgierten. Sahagún sagt dagegen, dass die sangrierten und purgrierten Patienten viel weniger gestorben seien. Solche Widersprüche müssen nicht wundern bei Laien, welche ausserdem keinen fixen Massstab hatten, um die Begriffe *viel* und *wenig* abzumessen. Die Angaben der Mönche, die zu sehr verschiedenen Orten und Zeiten schrieben, verschiedenen Orden angehörten, und keinerlei Beziehungen untereinander hatten, sind aber in allem Wesentlichen synoptisch übereinstimmend. Ich will nun im folgenden (II) zunächst die Originalien der Mönche liefern, und dann (III) deren Übersetzung folgen lassen.

II. INDICE.

I Padre Cavo S. J.
II Padre Davila y Padilla, Domicano.
III Padre Sahagan, franciscano.
IV Padre Toribio o Motiliana, franciscano.
V Padre Torquemade o Mendita, franciscano.
VI Padre Alegre S. J.
VII Villa Señor.

I. Padre Cavo Andres S. I.

Los tres siglos de Mexico.

Año 1576. — En medio de estas esperanzas se observaron ciertos fenómenos que en aquel siglo creían ser indicios de grandes males. A un cometa que había precedido siguieron las *parelias* [1]) de ahi comenzaron los anuncios fatales y el resto del

---

1) Cicero de República ed. May.

año se pasó en contínuos sobresaltos. Por uno de los casos raras que suceden en el orden de las cosas, los anuncios de grandes males se verificaron en la Nueva España: por este la historia de los dos siguientes años es la mas funesta que halló [1]). Una horrible peste picó entre las naturales, que para curarla no bastaron los muchos médicos que había, y aunque estos le hubieron multiplicado, no hubieran sido de provecho, siendoles incógnita la causa y sus remedios; y asi toda ciencia y aún los plegarios que se hicieron dentro y fuera de las ciudades, no impedieron el curso de tal veneno. Este *nació entre los mismos Mexicanos,* ni *vino de otras partes como regularmente acaece.* No sabemos en qué lugar haya comenzado, pués los autores se callan. Lo que consta es, que mas de seiscientos leguas desde Yacatan hasta las Chichimecas, corriú con tal mortandad de las naturales, que en la historia de México no tiene ejemplar, por lo cual me ha parecido digno de la historia contar cuanto pasó en aquella publica calamidad, de donde *los sabios podrán indagar el origen de tan repentina mutuación en los cuerpos* de una nación como la Mexicana, tan parca, y que no se alimenta sino de comidas simples. Entrada la primavera, sin haber precedido causa alguna, comenzaron los Mexicanos á sentir fuertes dolores de cabeza, á estas sobrevenia calentura, que les causaba tal ardor interior, que con las cubiertas mas ligeras no podían cobijarse.... A esto se agregaba una perpetua inquietud, y sobreviniéndolas *flujo de sangre de la nariz,* á la siete o nueve dias murieron. Si alguno por dicha escapaba de este fatal término, quedaba con tal debilidad, que á cada hora temia la muerte. Ninguna casa de los Mexicanos fue exenta de esta calamidad, por haberse pegado la peste de unos á otrōs, y esta fué la causa del gran estrago que hizo.

Aquellas que o no tenían deudos que los asistiesen, o çuyas familias todas estaban contagiadas no teniendo quien les ministara aquel corto alimento de atole, como llaman en México, o de poleadas de maiz, morían de hambre, y fueron tantos los que murieron de esta causa, que acaso á los principios mayor extrago hizo la necesidad, que la peste. Esta no perdono á seso, á edad,

---

1) Dávila Padilla, Hist. de los Dominicanos en México, lib. 2, Cap. 46.

y causaba horror entrar eu las casas de los apestados y hallar á los moribundos niños entre los cuerpos de los difuntos padres. Los Mexicanos, cuasi atonidas con aquel improviso estrago, como si su raza hubiera entonces de acabarse, caían en una profunda melancolía que les era fatal. Mexicanos hecho que se contagiaron de miedo. A la verdad, este azote de la Divina Justicia tenía tan maligno caracter, *que no se puede explicar*, y por lo mismo pareció cosa extraña, mucho mas teniendo la singularidad de que *contagiándose casi todos los naturales, los Españoles é hijos de ellas gozaban de salud.*

— El Arzobispo y el Virrey, cada uno por su parte, pensó en levantar hospitales en que se curaran los apestados; pero imposibilitado este arbitrio, por ser la peste general, llamaron segun congeturo, á los médicos mas insignes, y los exhortaron á que averiguada la causa aplicaron los remedios convenientes, pero estos despues de muchas juntas y repetídas disecciones de cadáveres hechos en el hospital Real nada determinaron, pues en los anatomirados no observaban sino hinchazón en el higado, y así jamás atinaron con los remedios: lo que á los unos sacaba de la fauce de la muerte, aplicado á otros les abreviaba la vida: las sangrias y demás auxilios del arte nada aprovecharon. Viendo esto el Arzobispo, llamó à los superiores, de los religiones, y les encomendó el cuidado de los apestados.

Encargados estas conforme al número de sugetos que tenían, los padres franciscanos, dominicanos, augustinos y jesuitas, se distribuyeron por aquellos barrios de los Indios, de esta manera: los unos llevaban los alimentos y medicinas, otras oían sus confesiones, les administraban el viatico, extrema unción, y las eshorbaban á morir cristianamente, en seguida venían otras que sacaban de las casas los cuerpos muertos, y llevaban á enterrar a las iglesias vecinas; esto se hacía á los principios, pero despues cuando la mayor parte de las naturales estaba contagiada, en los cementerios que por lo común están delante de las iglesias, se abrían profundas fosas, en donde les daban sepultura eclesiástica. Tuvieron gran parte en el piadoso trabajo de asistir a los apestados no solo los clérigos, sino también los seculares; pero sobre todo las matronas, mujeres, o hijas de Españoles que se mostraron en esta ocasión madres de los desvalidos

Indios: corrían estas acompañados de sus criadas por aquellos barrios, de casa en casa, limpiando las horruras de los enfermos; conociendo, como era verdad, que la incurría y desaseo eran causa de tanta mala, las proveian de ropa limpia, y les suministraban los alimentos mas delicados que su caridad les sugería, y como para el cuidado de los enfermos están dotadas de particular gracia, a muchos libraron de la muerte. Esta asistencia poco mas o menos tuvieron las Indias en las poblaciones donde habia muchos Españoles, pero en aquellas en que solos ellos habitaban, todo el cuidado de los apestados cargó sobre los curas [1]) religiosas, que salían de sus conventos ó casas al amanecer, gastando el día en administrar los Sacramentos, enterrar á los muertos, y llevar la comida y remedio à los enfermos: ni volvían á sus casas sino al Ave Maria.

Este continuado trabajo fué la causa de que muchos murieron. Cuántos hayan sido estos, se ignora. Se sabe solamente que de los padres franciscanos murieron muchos, ocho de los padres dominicanos, y uno que fué el rector de las padres jesuitas. Es de notar, que estos celosos ministros *no fallecieron de peste*, pués como antes digamos, *ningún español se contagió;* sino de *otra enfermedad parecida a esta*, originada del excesivo trabajo y hálito pestilente de los enfermos. Mientras que la peste se cebaba en los mexicanos, estos fueron tachados de haber procurado pegarlas a los españoles; ya echando a las acegnias que corrîan en sus calles los cuerpos muertos; ya amasando el pan con la sangre de estos, porque se enfurecían, dice el P. Davila y Padilla [2]), al considerar que su nación se extermino, cuando los españoles gozaban de robosta salud. Acaso algunos cuerpos muertos que se hallaron en las acequias dieron ocasión a esta voz; porque parece que la razon dicta no creer tan gran delito sin pruebas convencentes. Entretanto llegó el otoño, y cesaron las aguas; comenzó a sentirse el frío, y todos se prometían que cesaría la peste, como sucede frecuentemente; pero estas esperanzas fueron fallecidas, pués aún en el corazón del invierno se mantuvo con la misma actividad que en los calores del estío.

---

1) Torquemada P. 1, libr. 5, cap. 22.

2) Davila y Padilla, historia de los Dominicanos de México, libro, 2 capítulo 46.

Año 1577. — Entretanto la peste que ya había cundido por toda la Nueva España no se remitía en la capital, antes bien se puede decir que con las aguas que se adelantoron al principio de Abril, causó mayor mortandad. Estas *cosas nunca vistas* en la Nueva España continuaron con tal tezón, que hasta entrada de Noviembre no cesaron; pero de este mal resultó un gran bien, pues las aguas purificaron el aire, y asi, repentinamente cesó por todo el reino de México la peste. El Virrey, que en todo aquel tiempo habia dado sus ordines para el alivio de los apestados, y que era menudamente informado de cuanto pasaba, hizo que en el archivo de la ciudad se guardara el testimonio de los muertos de aquel reino [1]), que pasaban de dos millones.

No es de extrañar que en tal mortandad, los españoles que habian ido a Europa y volvieron a aquel reino al fin de este año, quedaron maravillados de ver aquellas ciudades que dejaron tan pobladas, aquellas campiñas tan floridas, desiertas, y muchos parece non creían aun a sus mismos ojos [2]).

Año 1736. — Es memorable en la historia del presente año, y por un *cometa* a que atribuyen los sabios (*no sin fundamento*) les espantosa peste que devoló la N. E., que se comenzó a sentir a fines de Agosto .... ni la peste remitió su fuerza aún en el corazón del invierno, como vamos a ver en el presente año.

Año 1737. — Al tiempo que este sucedía, en México todo era llanto, por no hallarse ni calle, ni barrió en que no muriera mucha gente ... no siendo bastantes los templós para enterrarlas se bendije ron cinco campos santos por distintos rumbos fuera de la ciudad ....

Esta enfermedad parece que se asemejaba a aquella memorable, que 161 años antes, afligió de tal manera a la Nueva España, que se llevó dos millones de indios, y conjeturo no ser diferente de la que en estos último años hace tanto estrago en las islas y colonias de la América Septentrional con el nombre de *fiebre amarillo*, pues aunque las síntomas no eran en todos los enfermos las mismas, generalmente sentían calofrío, ardor de entrañas, dolor de *sienes*, *flujo de sangre* de las narices, y sobreviniéndoles

---

1) Sagahun tomo 3, página 328 ed. Bustamante.
2) Sahagun, tomo 3, página 328 ed. Bustamente.

a todos ictericia, se ponian tan amarillas, que metían miedo, y al *quinto* o al *sexto dia, morían o sanaban*; pero con el *peligro de recaer*, lo que sucedía hasta cinco veces, con lo cual los que habían escapado al primer asalto, que los dejaban muy débiles, se rendían a estas últimas. Al principio del otoño ya la ciudad estaba libre. El número de los muertos en la ciudad (México), fue de cuarenta mil..,. sin contar.... En Puebla subía a cincuenta y cuatro mil....

Año 1738. — En las provincias.... se había propagade la peste con una rapidéz increíble, *por falta de policía* de no *cortar con tiempo la comunicación con los lugares apestados*..

El P. Alegre [1]) en un historia de la compañía de Jesús de la provincia de México, asegura que murieron los *dos tercios* partes de los habitantes.... Es digno de hacer memoria, que 4 queblos, a saber Pentilon,.... Nochistlan, aunque rodeados de pueblos apestados, no se contagiaron. Esta peste, como ha sucedido otras veces en la Nueva España, *no era fatal* para los españoles, como lo era para los indios, o sea por razón *de los alimentos*, o por la amplitud *de las viviendas*.

Los mexicanos llamaron a esta enfermedad *Matlazahuatl* que es como si dijeron sarna en el rebaño.

Año 1762. — En este tiempo México estaba apestado de *viruelas*, enfermedad que siempre va de la Europa, y eran 15 o 16 años que no se padecia, con la cual la niñéz y la juventud fué contagiada....

Año 1763. — Aún no bien las familias de los mexicanos habían enjugado las lágrimas por sus difuntos hijos, cuando comenzó a ficar entre la gente pobre una *terrible peste* que se asemejaban a las que se habían experimentado 187 y 26 años antes (i. e. 1576 y 1737) pués terminaba con la crisis de flujo de sangre por las narices.

II. Fray Dávila y Padilla, Dominicano

Lib. I. Cap. XXXIII.

Del espiritu de profecía con que el santo fray Domingo dijo lo que había de ser de los Indios.

Una de las cosas mas particulares en que se cono ce ser un

---

1) Cabrera título (?) Villaseñor P. 1, libro 1 capítulo 15.

hombre de Dios, es, en decir las cosas venideros con espíritu de profesía.

Lo que convenidamente dixo el Santo varias veces é sus frailes, y lo que debía de llenar la carta perdida con otras cosas fue que por justo juicio de Dios, antes de muchas edades, se habían de acabar totalmente las Indias de esta tierra.... Para con los Indios de la tierra que se llama Sto. Domingo, ya esta cumplida la profesía del santo fray Domingo de Betanzas.

I si miramos a los Indios de esta tierra, hallaremos con evidencia, que se va cumpliendo con mas prisa que quisieron las encomenderos de pueblos que son los hijos y nietos de los conquistadores. a quienes los Indios tributan.

Demás de que casi siempre hay en toda tierra enfermedades agudas que van picando y llevaudo gente; pueden venir algunas pestes generales que las acaban muy por junto. En el año 1545 hubo pestilencia entre ellos y murieron ochocientas mil personas. Por ser este número tan grande, fue pequeño respecto de los que murieron el año de 1576 y 77, que *cundio* la peste por toda la tierra, con tanta prisa que a penas daba lugar a los vivos para enterrar á los muertos, y vimos hacer hayar grandes en algunos pueblos a donde arrojaron veinte y treinta y cincuenta cuerpos, porque no tenían lugar para más espacio. Continuase por casi año y medio esta plaga.... y hallasa que habían muerto arriba de dos millones, que parece cosa increible..... Este mismo *año de 1592* al tiempo que *esta historia escribo*, mas de cuarenta dias que anda una peste de viruelas, y ha llevado de solo este pueblo cada dia de 10 a 17 niños.

A este respecto se puede ver si se ha cumplíendo la profesía del Sto. Domingo.

Çosa maravillosa es que con aver mudanza de tiempos en el año, *nunca la hay en las enfermedades de los Indios*, cuando a destrajo comienza á derribarlas. También es de considerar que sus enfermedades con ser de peste que con facilidad suele pegarse, *por maravillo se pegó a los Españoles*, y si alguna vez se les pega, *no es mortal como en los Indios*. No es de olvidar tampoco que con aver médicos muy doctos.... nunca aciertan a curar en estas pestes, aunque muden las medicinas, sino que sangrándolas y no sangrándolas se mueren. El año de 76 que fue la

gran peste, la enfermedad procedía sin respecto de criaturas, haciendo la voluntad del criador, que por boca del Santo fray Domingo de Betanzas había dicho que se habían de acabar los Indios. Aun no hay cuarenta años que la profesía se dijo.... Lo mas cerca que algunas profetas hablaban era para de alla á 400 años dexó atras de millares de años antes... decía tambien que cuanto los Españoles trazasen bien de los Indios, todo se les había de convertir en mal, y las trazas de su aumento habían de redundar en su diminución. A este proposto traía aquella trillada razón Castellana: Que si la piedra da en el cantaro, mal para el cantarro; y si el cantaro da en la piedra, mal también para el cantaro. Los Virreyes y Prelados doliéndose de la miseria de los tristes Indios, buscavan trazas y modos para conservarlos á favorecerlos; y cuanto mas asentada les parece que tienen alguna, se les vuelve luego en mayor aflicción y trabajo de los mismos Indios. Pudiera decir algunas experiencias de estas que aunque.... sin culpa de los autores, pues procuran el bien de las Indias, con todo esso pudieran redundar en sospecha de su prudencia, y no son sino en cumplimiento de profesia. Este año se ha puesto en plática una traza del bien de los Indios, que podía *redundar en su mal.* Viven los indios en algunas caserías apartadas del pueblo principal, y hacen alto unas veces en un cerrillo, atrás en la ladera de alguna loma, como mejor les parece. Estas viviendas llamen acá estancias o visitas, porque del pueblo donde las religiosas asisten las van á visitar y administrar los sacramentos. Suelen estar del pueblo una legua, y quatro, y diez, que parece inconveniente, asi para la Administración de Justicia, como de Doctrina. Para remediar esto, se trata ahora de reducirlas todas a poblaciones grandes, y juntar las de aquellas visitas, en que poco número de casas hace dificultad á las religiosas y a las justicias, la cual dicen que cesara a si viven en ciudades parmales, y pueblos de mas con cierto. Muy *bueno es el intento,* y *sanos los deseos,* pero por ventura se traza por aquí, como la peste se las lleve apiñadas y juntas cuando las tocara faltándolos el ayre fresco, y el resuelo que tenían en sus caserios.

Disen algunos, y muy buien que con esta reducción se les quita la occasión de culpas que la soledad les ocasiona, y por

ventura de algunas idolatrias. No contradijo y a esta razón, pero conozco la que hay para reconocer la experiencia de la que profetizó el santo fray, que las trazas intentadas para *provecha* de esta gente, habían de redundar en su *daño* . . . .

Lib. I. Cap. XXXIX

De una pestilencia que hubo en esta tierra en este tiempo.

El año de 1545 comenzó Dios por sus secretos juicios en despoblar de Indios esta Nuexa España, con una pestilencia universal pue duró solos cinco meses y con todo este se lleva mas de ochocientos mil Indios.

Haríanse unas fosas grandes en los cimenterios de las iglesias, adonde enterraron juntas ochenta cuerpos de Indios, y algunas veces ciento . . . Morían muchos de solo el mal olor de los muertos, otros de hambre; y otros de pura congoja, viéndose en tan extraños trabajos . . . .

Lib. II Cap. XLIX año 1576—77

De una grandisima pestilencia que hubo por este tiempo, y del número de religiosos que murieron.

Desde los principios del verano hasta los fines del año siguiente hubo una pestilencia general en esta tierra, que entre las muchas grandes que ha tenido fue *la mayor*. Con la pestilencia del año primero creció la hambre y mortandad en el segundo. Fue misericordia de Dios que no se *pegarse la pestilencia a los Españoles*, porque pudiesen curar y sepultar a los Indios.

Dábales la enfermedad, y en sintiéndola, derian que querian morirse, y salían fácilmente con su intento.

Es cosa maravillosa en estos indios, con ser su aprehensión poco eficaz, el salir de lo que aprehenden, aunque sea la muerte. En esta ocasión no era mucho, porque la muerte les andaba tan a las alcances, que si volvieron a mirar su sombra, lo hallaron

consigo; pero en otros tiempos sucede cuando un indio bueno y sano, venirse a confesar, disiendo que se quiere morir, y el día siguiente darle una enfermedad y morîrse.

No se entienden estos misterios, sino con sólo advertir el cumplimiento de la profecía que dijo el bendito Padre Fray Domingo de Betanças, de que antes de muchos edades se acabarian de tal manera los indios, que los que veniésen a esta tierra, preguntaron de que color habían sido. A otra pestilencia como como esta no fuera menester esperar más, para que este dicho se hubiera cumplido del todo, como ya lo está en la mayor parte. No había pueblo donde no se muriesen cada día 80 a 100, y en pueblos grandes más. Cavaban hoyas grandes en los patios de las iglesias, y allí los arrojaron con toda presteza, para volver por otros. Morian algunos de enfermedad y otros de hambre. Despoblándose una casa, y el que quedara enfermo en ella, acababa más pronto la vida, porque no había quien le diese de comer. A los principios llevándolas a las iglesias para que se confesasen, después andaban los ministros por sus casas buscándolos. Era lástima, la mayor del mundo, hallar en algunas casas una sola persona tocada de peste, sin tener otra sana ni enfermo, a quien volver los ojos.

Hallaban a unos agonizando sobre las pobres esteras, que son sus camas en salud y en enfermedad, a otros hallaron muertos, y otros que con las ansias de la muerte se habian levantado de sus camas, y se caían muertos en los patios y en las puertas de sus casas.

Fue necesario que anduviesen personas particulares sacando cuerpos muertos de las casas a las calles, y otras llevando caballos en que atravesaron los cuerpos para traerlos a sepultar en las iglcsias. No había edad, ni estado, a quien respetarse la muerte. Todos los accidentes, aunque fuesen entre si contrarios, concordaban en quitar la vida a los indios. En no sangrarlos, los mataban, y en sangrarlos los enterraban. Si les aplicaban cosas frías, morían, y si calientes, no escapaban.

Hallaban la muerte tan cruel enemiga, que de puro miedo se

les prostraban las vidas, antes que les acometiese. Andaban espantados los pobrecitos indios, esperimentando muy a su costo los brios de la muerte, que asolaba su linage. Si alguno se sentia con alguna salud, procuraba la de su enfermedad: porque si quiera en aquel perseverarse la de su nación.

Al mejor tiempo le atajaba los lasos la muerte con el suyo; y enfermo y enfermero quedaban enterrados. Fue *general* el destrozo en todas las naciones de la Nueva España en los mexicanos, Otamites, Chochones, Guastecas, Tarascos, Mistecas, Zasasecos, Mijes, Chantales, Guatenicamanes, con las demás lenguas y naciones de toda la provincia de Yucatán y su comarca; y llegó la enfermedad hasta los indios Chichimecas, y llevo muchos de ellos.... El trabajo de los religiosos en curarlos, costó a la provincia 24 frailes todo el tiempo que duró la pestilencia.

El común enemigo de las almas hacia guerra como siempre.... Algunos Indios hubo en quien procuraba la muerte del alma, como la del cuerpo. Encendióse con rabiosa furia, tal vez se llevan tan atropelladas de la muerte, *sin que su enfermedad se atrevierse a los Españoles*. No bastaban las buenas obras que recibían de ellos en su enfermedad, para que les dejasen de envidiar la salud. Intentaron varios modos para que los Españoles enfermasen. Echaban los cuerpos de los difuntos en el caño de agua que entra en México. Indios hubo que cogian la sangre de los enfermos, y la rebolvian con el pan que vendían en la plaza, pensando dar la muerte á bocados, como ella se la comia de aqueste daño procuraban los religiosos librarlos, enterándolos en que somos todos vasos de barro y todas de un dueño, que es Dios, y puede quebrar las que quisiere, y guardar otras hasta que se llegue su tiempo. Acabase presto este engaño de las pobrecitas, por la diligencia de los cuidadosos ministros.

El año de 77 comenzaron las aguas por Abril, que para en esta tierra fue temprano, y entiéndose que refrescando el tiempo cesaria la enfermedad, y fue para mayor daño.

No deja de llover desde entonces hasta cumplido el mes de Noviembre, que nunca tal cosa su semejante se ha visto en esta tierra. Con las muchas aguas se pudrieron las sementeras, y mas las de las que mas pronto sembraron. Tuvieron los labradores poca cosecha, y la muerte mucha. Pueblo hubo, de Indios, donde

al fin de la pestilencia habia faltado la mitad de los moradores, en otras tres partes, y en otros las nueve de los que antes habia: aunque hubo también pueblos, donde no fue tanta la enfermedad y mortandad.

Hubo ciudades de indios donde murieron 10 V, en otras 20 y 30 V, en otras 60 y en la insigne ciudad de Flascale se hallaron haber muerto más de 100 U personas. Tenía el diligentisimo Virrey cuidado, mandado en todos los pueblos que se pusiesen en lista los difuntos y se le hisiese memoria para ver los que faltaran y sacados todos en suma, se hallabaron menos en toda la tierra más de dos *cuentas* de indios que parece cosa increíble, y ninguno se atreviera a afirmarla, sino perseverará hoy la cuenta *llana,* como se guarda en el Archivo de la gobernación de México.

A nuestra provincia le costó sus frailes y no fué menos en los demás ardines. A todos los ministros que morian daba un género de fiebre, que aunque *no* era *en especie la misma peste* de los indios, era conocidamente *causada de la misma conversación* continua con ellos. Este sacrificio de caridad hizo la provincia a Dios, dándole estos hijos en el ministerio de los Santos Sacramentos. No por eso ceso ni cesa la diligencia causándolos en sus enfermedades, que casl nunca les faltan. El *trepel* de muerte se tiene por pestilencia, sin dar este nombre a otras mortandades que suele volver casi cada año, que parece que andan visitando las provincias, y en las mas se llevan mucha gente. Siempre perseverá el amor de los padres en los ministerios de todos los tres ordines.....

III. — Padre Sahagun, Franciscano.

TOMO III, PAG. 328, ED. BUSTAMANTE

Paréceme que poco tiempo podrá perseverar la fé católica en estas partes; ló uno es porque las gentes se van acabando con gran prisa, no tanto por los *malos tratamientos* que se les hacen, como por *las pestilencias* que Dios les envía. Después que esta tierra se descubrió, ha habido *tres* pestilencias muy universales y grandes, a más de otras no tan grandes, ni tan universales. La primera fue el año de 1520, que cuando echaron de México por guerra a los españoles, y ellos se recogieron a Tlaxcala, hubo

una pestilencia de *viruelas,* donde murió casi infinita gente. Después de ésta, y de haber ganado los españoles esta N. España teniéndolo ya pacífica, ... en el año 1545 hubo una pestilencia grandisima y universal, donde en toda esta N. España murió la mayor parte de la gente que en ella había. Yo me hallé en el tiempo de esta pestilencia en esta ciudad de México en la parte del Tlaltelalco, y enterré más de diez mil cuerpos, y al cabo de la pestilencia dióme a mi la enfermedad, y estuve muy al cabo.

Ahora en este año de 1576 en el mes de agosto, comenzó una pestilencia tan universal y grande, la cual há ya tres meses que corre, y ha muerto mucha gente muere, y a muriendo cada día más: no se que tanto durará ni que tanto mal hará; yo estoy ahora en esta ciudad de México en la parte de Flaltelalco, y veo que desde el tiempo que comenzó hasta hoy, que son ocho de Noviembre, siempre ha ido cresciendo el número de las difuntos, desde 10, 20, 30, 40, 50, a 60 y 80, y de aquí en adelante no sé lo que será en esta pestilencia, como también en la otra arriba dicha. Muchos murieron de hambre, y de no tener quien las cuidase, ni les diese el necesario. Sucedió y acontece en muchas casas, el que todas las de ellas caigan enfermas, sin haber quien las pudiese dar un jarro de agua, y para administrarles los sacramentos,, en muchas partes ni había quien las llevase a la Iglesia, ni quien dijese que estaban enfermos, y conocido esto, andan los religiosos de casa en casa, confesándolos y consolándolos.

Cuando comenzó esta pestilencia de *ogaño,* el señor virrey D. Martin Enriquez, pasó mucho calor en que fueron favorecidos los indios . . . . . muchos españoles anduvieron muchos dias por las casas de los indios dándoles comida, los sangradores sangrándolos, los médicos curándolos, y los clérigos y religiosos, así de S. Francisco, como Sto. Domingo de S. Agustin como teatinos (jesuitas?) andaban por sus casas para confesarlos y consolarlos y esto duró por dos meses, y luego cesó todo, porque unos se cansaron, otros enfermaron, y otros se ocuparon en sus haciendas, ahora ya faltan muchos de los sacerdotes dichos que ayudaban, y ya no ayudan. En este pueblo de Tlaltelalco sólo los religiosos de S. Francisco andaban pos sus casas confesándolos, consolándolas, y dándoles pan de Castilla para que comiesen, comprado de las propias limosnas y todo se va ya acabando, pues el pan vale muy caro

y no se puede haber, y los religiosos van enfermando y cansando, por lo cual hay gran tribulación y aflicción, pero con todo, el señor vir-rey y el señor arzobispo no cesan de hacer lo que pueden. Plega a nuestro Señor de remediar esta tan gran plaga! porque a durar mucho, todo se acaba.

Lib. X, Relación del autor (Sahagun) al fin del cap. XXVII.

.... La pestilencia que hubo ahora treinta y un años ha, dió gran bajo al colegio, y se le ha dado menor esta pestilencia de este año de mil quinientos setenta y seis que casi no está yá nadie en él, muertos y enfermos casi todos son válidos.

Recelo tengo muy grande que esto se ha de perder del todo, siempre sean en diminución; y la causa que yo hé visto con mis ojos es, que en la pestilencia de ahora há treinta años, por no haber quien supiese sangrar ni administrar las medicinas como conviene, murieron los más de ellos y de hambre. En esta pestilencia presente acontece lo mismo, y en todas las que se ofrecieren será otro tanto hasta que se acaban, y si se hubieren tenido atención y advertencia, a que estos indios hubieron sido instruídos en la gramática y medicina, pudieron haber socorrido a muchos de los que han muerto, porque en esta ciudad de México vemos por nuestros ojos, que aquellos que acuden a sangrarlos y purgarlos como conviene y con tiempo, sanan, y los demás mueren; y como los médicos y sangradores españoles que lo saben hacer son pocos, y a pocos socorren, y ya casi están cansados, enfermos y muertos los sangradores y médicos, y no hay ya quién puede ni quiere acudir ni ayudar a los indios pobres, y así mueren por no tener remedio ni socorro.

Libro VI Capítulo I.

Del lenguaje y afectos que usaban los Sacerdotes cuando oraban al principal dios llamado Tezcatlipuga, en tiempo de pestilencia ....

.... y esto es la gran pestilencia con que vamos afligidos y casi destruidos .... Ay dolor, que ya la gente popular se va acabando y consumiendo gran destrucción y grande estrago hace

ya la pestilencia en toda la gente; y lo que más es de dolor, que los niños inocentes y sin culpa... ya mueren como abarrados... Es verdad que habéis determinado el que peresca totalmente y no haya memoria de el en el mundo?....

IV TORIBIO (MOTILINIA,) HISTORIA DE LOS INDIOS M. S. PARTE I CAPÍTULO I.

Hizo Dios el castigo a esta tierra y a los que en ella se hallaron, asi naturales como extranjeros con diez plagas trabajosas.

La primera fue de *viruela*.... la cual enfermedad *nunca en esta tierra se había vista*.... fué entre los indios tan grande pestilencia en toda la tierra, que en las mas provincias *murieron más de ta mitad de la gente.* A esta enfermedad llamaron los indios la *gran lepra: huey zahuatl*....

Después desde a once años vinó un español herido de *sarampión* y asaltó a los indios.... fué esta tan gran plaga y pestilencia como la pasada....

Llamaron también a este el año de la *pequeña lepra: tepiton zahuatl*....

(Las otras plagas no son enfermedades, Toribio escribió en el año 1541 antes de la primera pestilencia de matlazahuatl.)

V. — Torquemada (Mendieta).

HISTORIA ECLESIASTICA DE LOS INDIOS. — MONARQUÍA INDIA. — LIBRO IV, CAPITULO XXXVI. — PESTILENCIAS DE ENFERMEDADES DE LOS INDIOS.

Año 1520. — La primera fue de viruelas, cosa que ellos nunca antes habían conocido. Murió la mitad de la gente. Esta enfermedad se llama *huey zahuatl: gran lepra.*

Año 1531. — La segunda pestilencia les vino también de la parte de los españoles y esta fue de sarampión, que trajó un español.... murieron nó tantos como de las viruelas.... Esta enfermedad se llamaron *sepitan zahuatl: pequeña lepra.*

Pagáse en esto (si se puede decir paga) nuestra Europa de este Nuevo Mundo, que de acá le llevaron las bubas [1]) (enfermedad

1) Es la sifilis.

natural de los indios, y allá nunca antes conocida) y en pago envió acá la Europa su sarampión y viruelas, allá muy usadas y acá de los indios nunca antes sabidas.

Año 1545. — La tercera pestilencia grande y general que de reliquias de las pasadas debió de retoñecer. Esta fue de pujamentos de sangre y calenturas, la sangre reventaba hasta por las narices.

Año 1564. — En este año se levantó otra mortandad.

Año 1576. — Vino otra general pestilencia .... y fue de pujamento de sangre, como las demás y daba en tabardillo.

Año 1688. — .... otra pestilencia general ....

Año 1695. — Generalísima pestilencia, mesclada de sarampión, paperas y tabardillo de que apenas ha quedado hombre en pié .... aunque no han muerto tantos como solían de otras enfermedades.

VI. — Padre Alegre.

Tomo I Pag. 110. Dice que la Vírgen de los Remedios ha recibido su nombre de su socorro en las pestilencias. — Tomo III Pag. 262. (año 1736.)

Nueve para *diversos géneros de enjermedades* se cuentan en México, pero no bastando para todos la *única* que entonces notaba a ciudad, se añadía con otras *seis*, con que quiso el Señor servirse del celo de padre J. Martines.

VII. Villa Señor.

Tomo II, Libro IV, Capítulo XVIII.

.... De la jurisdicción de Huamilula, un cerro once leguas de Huamilula, y desde él hasta un Mengano de Arena, que se halla a la lengua del agua, hay de distancia tres leguas, en cuyo paraje había un pueblo que se mira arruinado y desierto por haber muerto todos sus habitadores en la general epidemia del año 1737, siguiendo las desiertas playas de la costa, se llega a la gran laguna que se llama Colorada ....

Libro IV, Página 180.

.... Pueblo de San Bartholomé totalmente desierto, y la mayor

parte arruinado por haber muerto todas sus vecinos en la epidemia de *matlazahuatl*.

El territorio de México está lleno de ruinas de pueblos despoblados por pestilencias. De Pochutla a Tehuantepec, en una distancia de menos de cien leguas, he encontrado diez pueblos arruinados por pestilencias.

La dificultad teórica de estas Reflecciones finales, cronicas consiste en este: que el *matlazahuatl*, que no puede haber sido otra cosa que una enfermedad del Viejo Mundo malignisada entre los indios, según la ley de la *benigniración histórica* de las enfermedades infecciosas, muy probablemente el tifo esantemático, era para los españoles *menos* maligno que para ellos en Europa, pues "no era fatal."

Tendré mucho interés saber si hay también autores en el virreynado del Perú que han escrito sobre estas pestilencias que deben haber llegado también a la América del Sur.

Si acaso algún lector conoce tales libros, le pido el favor de mandarme los titulos con la dirección de la redacción del "Janus," Leiden, Holanda, en el cual periódico ya hé publicado desde hace diez años una serie de artículos sobre una esplicación teórica de estas pestilencias que se encuentran todavía en nuestros días en forma atenuada.

FIN.

III. DEUTSCHE UEBERSETZUNG DER SPANISCHEN MOENCHSTEXTE.

P. Andres Cavo, s. j.

Die ersten drei Jahrhunderte des mexikanischen Reiches.

Das Jahr 1576. — Während dieser Hoffnungen beobachtete man gewisse Phänomene, von denen man in jenem Jahrhundert glaubte, dass sie die Indizien von grossen Uebeln seien. Auf

einen Kometen, welcher erschien, folgten Parhelien [1]). — Von da ab folgten die fatalen Anzeichen, und der Rest des Jahres wurde verbracht in beständigen Aufregungen. — Infolge eines der seltenen Fälle, welche in der Ordnung der Geschehnisse vorkommen, ereigneten sich bald die Anzeichen von grossen Uebeln in Neu-Spanien: infolgedessen ist die Geschichte der folgenden zwei Jahre die schrecklichste, die es gegeben [2]). Eine schreckliche Pest verbreitete sich unter den Indianern, zu deren Kurierung die vielen Aerzte, die es gab, nicht ausreichten, aber wenn sich dieselben auch multipliziert hätten, wäre dieses dennoch ohne Nutzen gewesen, da die Ursache und die Heilmittel der Krankheit unbekannt waren, und so kam es, dass die ganze Wissenschaft und *sogar die Gebete* [3]), welche innerhalb und ausserhalb der Stadt gehalten wurden, dem Verlauf dieses Giftes nicht Einhalt taten. Dieses Gift war entstanden bei den Mexikanern, und war *nicht von aussen* [4]) gekommen, wie dieses gewöhnlich geschehen (d. i. die übrigen Epidemien: Pocken, Masern, etc. waren von Europa gekommen). Wir wissen nicht, an welchem Orte die Pest entstanden ist, da die Historiker darüber schweigen. Das was feststeht ist, dass die Pest sechshundert Leguen (à 4.10 Kilometer) von Yukatan bis zu den Chichimeken (Nord-Mexiko) sich unter den Indianern verbreitete, wofür es in der Geschichte von Mexiko kein Beispiel gibt [5]). *Deshalb schien es mir der Geschichtsschreibung würdig, zu erzählen, was alles sich in dieser öffentlichen Kalamität zugetragen, damit daraus die Gelehrten erforschen können die Ursache* einer so plötzlichen Veränderung der Körperkonstitution in einer Nation, wie der mexikanischen, welche so mässig ist und sich nur von ganz einfachen Nahrungsmitteln ernährt. Mit Beginn des Frühlings, ohne vorausgegangene Ursache, fingen die Mexikaner an, starke Schmer-

---

1) cf. Cicero, De republica, ed. May. Die Anmerkungen sind von Bustamante.

2) cf. Dávila y Padilla, Geschichte der Dominikaner in Mexiko, lib. 2, cap. 46.

3) Wie wir aus Shakespeare sehen, war der Ausdruck: „da hilft kein Beten mehr", im Mittelalter sprüchwörtlich (Anm. der Uebersetzers).

4) Wir sehen daraus, dass der Matlazahuatl als specifisch indianische Krankheit galt (Anm. der Uebersetzers).

5) In Yukatan ist es sehr heiss, im Lande der Chichimeken ist es sehr kalt. Ich bitte die Gelehrten aus Peru um Aufklärung, ob die Krankheit sich auch in Peru gezeigt? (Anm. des Uebersetzers.)

zen im Kopfe zu fühlen, dann kam Fieber dazu, welches ihnen eine solche innerliche Hitze erzeugte, dass sie sich nicht mit den leichtesten Tüchern bedecken konnten. Dazu kam eine beständige Angst, und dann entstand Nasenbluten, und am 7. bis 9. Tage starben sie. Wenn einer durch Zufall gerettet wurde, blieb er von diesem fatalen Zeitpunkt ab so schwach, dass er zu jeder Stunde den Tod fürchtete. Kein Haus in Mexiko blieb verschont von dieser Kalamität, weil sich die Pest von einem Menschen auf den andern verbreitete, und diese Kontagiosität war der Grund für die grossen Verheerungen, welche dieselbe anrichtete. Diejenigen, welche keine Familienmitglieder hatten, welche ihnen beistehen konnten, und diejenigen, deren Familienmitglieder alle angesteckt waren, und welche also niemanden hatten, der ihnen das magere Nahrungsmittel Atole, wie es in Mexiko heisst, oder Polenta von Mais bereiten konnten, starben vor Hunger, und die Anzahl deren, welche an dieser Ursache starben, war so gross, dass vielleicht im Anfange der Hunger mehr Verheerungen anrichtete, wie die Pest. Dieselbe verschonte weder Geschlecht, noch Alter; und es erregte Schaudern, in die Häuser der Kranken einzutreten und die *sterbenden Kinder* zwischen den *Leichen der schon gestorbenen Eltern* anzutreffen [1]).

Die Mexikaner, beinahe erstarrt infolge der unerwarteten Verheerung, als wenn ihre Rasse damals hätte aufhören sollen, fielen in eine tiefe Melancholie, die ihnen verderblich wurde. Es gab Mexikaner, die vor Furcht erkrankten. In Wahrheit hatte diese Geissel der göttlichen Gerechtigkeit einen so *malignen* Charakter, dass derselbe sich nicht erklären konnte, und aus diesem Grunde erschien sie so sonderbar, um so mehr als sie die Sonderbarkeit besass, dass, obschon sie beinahe *alle Indianer ergriff, die Spanier und deren Kinder alle gesund blieben* [2]). Der Erzbischof und der Vizekönig, jeder für seinen Teil, dachten daran, Hospitäler zu errichten, um die Erkrankten zu pflegen, aber da dieser Entschluss unausführbar wurde, wegen der Allgemeinheit der Erkrankung, beriefen sie, wie ich vermute, die *berühmtesten*

---

1) Also starben die Erwachsenen schneller wie die Kinder.

2) Diese Stelle ist ganz besonders charakteristisch! (Anm. des Uebersetzers).

Aerzte [1]) und forderten sie auf, die Ursachen zu erklären und die geeigneten Heilmittel zu bestimmen, aber diese, nach vielen Versammlungen und wiederholten Dissektionen von Leichnamen, die sie im königlichen Hospital machten, fanden nichts; denn in den sezierten Leichen fand sich nichts, wie eine *Schwellung der Leber*, und so erreichten sie mit ihren Heilmitteln nichts: dasjenige Mittel, welches den einen aus dem Schlunde des Todes riss, verkürzte, bei dem andern angewandt, das Leben. Das Aderlassen und die übrigen Hülfsmittel der Kunst, nützten nichts.

Nachdem dieses der Erzbischof gesehen, berief er die Obern der Orden und trug ihnen die Pflege der Verpesteten auf. Nachdem diese, die Franziskaner, Dominikaner, Augustiner und Jesuiten, nach der Anzahl ihrer Mitglieder sich dieser Aufgabe unterzogen hatten, verteilten sie sich in die Stadtteile in folgender Weise: die einen brachten die Nahrungsmittel und die Medizinen, die andern hörten die Beichte, gaben das Viatikum, die letzte Oelung, und ermahnten sie, christlich zu sterben; darauf kamen andre, welche aus den Häusern die Leichname wegführten und sie in die benachbarten Kirchen brachten, um begraben zu werden. Dies geschah im Anfange, aber später, als der grösste Teil der Indianer erkrankt war, grub man in den Friedhöfen, die meistens vor den Kirchen sich befinden, tiefe Gruben, wo man ihnen kirchliche Beerdigung gab.

Nicht nur die Mönche, sondern auch die Weltgeistlichen nahmen grossen Anteil an der Hülfsleistung der Erkrankten, aber ganz besonders taten dieses die *Frauen und Töchter* der Spanier, welche sich bei dieser Gelegenheit als Mütter der hülflosen Indianer zeigten. Sie durchliefen mit ihren Dienerinnen diese Stadtteile von Haus zu Haus, und entfernten den Schmutz von den Erkrankten, indem sie erkannten, wie es der Wahrheit entsprach, dass der Mangel an Pflege und die Unreinlichkeit die Ursachen von so viel Uebeln seien, sie brachten ihnen reine Wäsche und gaben ihnen die besten Nahrungsmittel, welche ihre Liebe ihnen suggerierte, und da die Frauen für die Pflege der

---

1) Keiner dieser berühmtesten Aerzte hat es für der Mühe wert gefunden, Reflexionen über diese Epidemia zu publizieren, das haben sie den Mönchen überlassen! (A. d. Ueb.).

Kranken geschmückt sind mit einer besondern Gabe, so retteten sie viele vom Tode. Diese Hülfe hatten die Indianer mehr oder weniger an den Orten, wo viele Spanier wohnten, aber an denjenigen, in denen die Indianer alleine lebten, blieb die ganze Last der Krankenpflege bei den Mönchen [1]), welche aus ihren Klöstern gingen mit Tagesanbruch, indem sie den ganzen Tag verbrachten im Spenden der Sakramente, im Begraben der Toten und in der Darreichung der Nahrung und der Heilmittel, und sie kehrten in ihre Häuser erst gegen das Ave Maria zurück.

Diese beständige Arbeit war die Ursache, dass viele Mönche starben. Wieviele derselben gestorben sind, weiss man nicht. Man weiss nur, dass von den Franziskanern *viele* gestorben sind, von den Dominikanern *acht*, und *einer* von den Jesuiten, der Rektor. Es ist aber zu beachten, dass diese eifrigen Mönche *nicht* gestorben sind an der *Pest*, da, wie wir schon gesagt, *kein Spanier* sich ansteckte, sondern an einer andern Krankheit, welche derselben ähnlich war, welche entstanden war durch die viele Arbeit und von dem pestilenzartigen Geruch der Kranken [2]).

Während so die Pest sich beschränkte auf die Mexikaner, wurden diese beschuldigt, versucht zu haben, sie den Spaniern mitzuteilen, indem sie in die Wassergräben, welche durch die Strassen liefen, die Leichname warfen und indem sie das Brot mit dem Blute der Erkrankten vermischten, weil sie erbost wurden, wie P. Dávila y Padilla [3]) sagt, als sie sahen, dass ihre Nation zu Grunde ging, während die *Spanier sich einer robusten Gesundheit erfreuten* [4]). Wahrscheinlich haben einige Leichen, welche sich in den Wassergräben befanden, die Gelegenheitsursache abgegeben für diese Rederei, denn es scheint, dass die Vernunft gebietet, ein so grosses Verbrechen nicht zu glauben ohne ausreichenden Grund.

Inzwischen kam der Herbst und es hörte der Regen auf; es fing an kalt zu werden, und alle hofften, dass nun die Pest auf-

---

1) Cf. Torquemada. P. I, lib. 5, cap. 22.

2) Keine spanische Frau ist an dieser Pest auch nur erkrankt, woraus folgt, dass die Mönche nur durch Ueberanstrengung für diese Krankheit praedisponirt wurden, und viel benigner erkrankten, wie die Indianer.

3) Cf. P. Dávila y Padilla, lib. 2, cap. 46.

4) Diese Stelle ist beachtenswerth! (A. d. Ueb.)

hören würde; aber diese Hoffnungen waren vergeblich, denn mitten im Winter blieb die Pest auf derselben Höhe, wie in der Hitze des Sommers.

Das Jahr 1577. — Die Pest, welche sich schon durch ganz Neu-Spanien verbreitet hatte, liess nicht nach in der Hauptstadt; man könnte vielmehr sagen, dass mit dem Regen, welcher voreilig im Anfange des Aprils wieder anfing, die Sterblichkeit sich vergrösserte. Diese *noch nie in Neu-Spanien gesehenen Dinge* dauerten mit einer solchen Tenazität, dass sie bis zum November nicht aufhörten, aber von diesem Übel entstand ein grosses Gut, denn das Wasser reinigte die Luft, und so kam es, dass *plötzlich* die Pest im ganzen Reiche *aufhörte*. Der Vizekönig, welcher während der ganzen Zeit seine Befehle erteilt hatte zur Erleichterung der Erkrankten, und der beständig eingehend unterrichtct war von den Ereignissen, veranlasste, dass in dem Archiv der Stadt das Zeugnis der Gestorbenen im Reiche bewahrt werde, welche Zahl mehr wie *zwei Millionen betrug* [1]. Es is nicht wunderbar, dass diejenigen Spanier, die früher nach Europa gegangen und am Ende dieses Jahres nach Mexiko zurückkehrten, erstaunt waren zu sehen, wie diejenigen Städte, welche sie so bevölkert verlassen hatten, und wie diejenigen Felder, die sie so blühend gesehen hatten, so verlassen waren, und viele, wie es schien, glaubten es nicht, obschon sie es mit ihren Augen sahen [2].

Das Jahr 1736. — Es ist beachtenswert in der Geschichte dieses Jahres, und infolge der Erscheinung eines *Kometen*, dem die *Gelehrten, nicht ohne Fundament*, die erschreckliche *Pest zuschrieben*, dass sie anfing sich bemerkbar zu machen am Ende des August, ... aber die Pest verminderte ihre Kraft auch nicht in der Mitte des Winters, wie wir sehen werden im folgenden Jahre.

Das Jahr 1737. — Zur Zeit als dieses geschah, war in Mexiko

---

1) Cf. Dávila y Padilla, lib. 2, cap. 29.

2) Sahagún, tome 3, pag. 328, ed. Bustamante.

alles Jammer, weil sich weder Strasse noch Viertel befand, in denen nicht viel Volk starb.... Da die Kirchen nicht zahlreich genug waren, um alle Gestorbenen zu beerdigen, so mussten noch in verschiedenen Richtungen ausserhalb der Stadt fünf Kirchhöfe geweiht werden.... Diese Krankheit scheint ähnlich derjenigen bemerkenswerten gewesen zu sein, welche 161 Jahre früher in der Weise Neu-Spanien heimgesucht hatte, dass mehr wie zwei Millionen Indianer derselben zum Opfer gefallen waren, und ich *konjekturiere*, dass sie nicht verschieden gewesen ist von derjenigen, welche in *diesen letzten Jahren* so viel Verheerungen in den Inseln und in den Kolonien von Nord-Amerika gemacht unter dem Namen des *Gelbfiebers*, denn wenn auch die Symptome nicht bei allen Kranken dieselben waren, so fühlten sie doch meistens kaltes Fieber, Hitze in den Eingeweiden, Schmerz in den Schläfen, Blutungen aus der Nase, und es entstand bei allen *Icterus*; sie wurden so gelb, dass sie Furcht erregten, und am 5. oder 7. Tage starben sie, oder wurden gesund, aber mit der Gefahr von *Rezidiven*, die bis *fünfmal* vorkamen, sodass diejenigen, welche beim ersten Anfall davongekommen waren, der dieselben sehr schwach gelassen hatte, bei den spätern Anfällen starben [1]. Im Anfang des Herbstes aber war die Stadt schon frei. Die Zahl der Gestorbenen in der Stadt Mexiko war vierzigtausend .... ohne zu zählen diejenigen.... In Puebla erlagen der Krankheit vierundfünfzigtausend [2].

Das Jahr 1738. — In den Provinzen .... hatte sich die Pest verbreitet mit einer unglaublichen Geschwindigkeit, *wegen Mangel an einer Polizei, welche nicht zeitig die Kommunikationen mit den verpesteten Orten abgeschnitten hatte* [3].

Der Pater Alegre [4] versichert, in seiner Geschichte der Ge-

---

1) Die Ausbildung des Immunisirung dauert eine gewisse Zeit. Bis dahin können auch bei immunisirenden Krankheiten Recidive und Reinfectionen stattfinden. Es handelt sich vielleicht bloss um Exacerbationen. (A. d. Ueb.)

2) Da weningstens jetzt das Gelbfieber sich nie in Mexiko und Puebla verbreitet, — diese Orte liegen dafür zu hoch: 8.000 Fuss; das Gelbfieber steigt nie über 2.000 Fuss — so kann diese Pest kein Gelbfieber gewesen sein.

3) Die Mönche hatten also den ansteckenden Character der Krankheit erkannt. (A. d. Ueb.).

4) Cf. 1) Villaseñor, p. I, lib. I, cap. 15.—2) Cabrera.

sellschaft der Jesuiten der Provinz von Mexiko, dass *zwei Drittel* aller Bewohner starben.... Es ist der Vermeldung wert, dass vier Dörfer, nehmlich Pentilon, ... Nochistlán, obwohl inmitten verpesteter Ortschaften gelegen, nicht von der Seuche heimgesucht wurden. Diese Pest war, wie es *auch bei einer frühern* in Neu-Spanien gewesen war, *nicht tötlich für die Spanier*, wie sie es für die Indianer war, sei es, dass der Grund in der Nahrung lag, oder in der Geräumigkeit der Wohnungen [1]).

Die Mexikaner nennen diese Krankheit *Matlazahuatl*, was ist, als wenn sie sagen wollten, es sei wie Krätze in der Heerde [2]).

Das Jahr 1762. — Um diese Zeit war Mexiko verseucht mit Pocken, einer Krankheit, die immer *von Europa kommt*, und es waren schon 15 oder 16 Jahre, dass sie nicht erschienen war, mit der die Kinder und jüngere Leute angestekt wurden.

Das Jahr 1763. — Noch hatten die Familien der Mexikaner die Tränen nicht getrocknet wegen ihrer gestorbenen Kinder, als eine schreckliche Pest die armen Leute anfing anzufallen, welche sie erlebt hatten 187 und 26 Jahre früher, d. h. 1576 und 1737; denn sie endete mit der Krise des *Blutflusses aus der Nase*.

II. P. Davila y Padilla.

Lib. I, cap. XXXIII.

Ueber die Gabe der Prophezeiung, mit welcher der heilige Bruder Domingo *gesagt, was mit den Indianern passieren würde.*

Eines der merkwürdigsten Dinge, an denen man den Mann Gottes erkennt, ist die zu kommenden Dinge mit dem Geiste

---

1) Alle Mönche sind einig über den benignen Charakter dieser Krankheit für Europaeer. In Europe ist der typhus exanthematicus viel maligner! (A. d. Ueb.).

2) *Zahuatl* heisst auf aztekisch: *ansteckende Krankheit; huey zahuatl* = grosse Krankheit = Pocken. (*Huey* heisst *gross*; daher heissen die grossen Bäume *Mociezumas Huey-huey*). *Tepiton zahuatl* = kleine Krankheit = Masern. *Tepiton* heisst *klein*; *Matl* heisst *Heerde*. Prof. *Seler*, Berlin, erklärt das Wort anders.

der Prophetie vorherzusagen. Das, was eingestandenermassen der Heilige öfters an seine Brüder gesagt, und was, neben andern Dingen, den verlornen Brief anfüllen sollte, war dieses, dass infolge eines gerechten Urteiles Gottes in wenigen Generationen die Indianer in diesem Lande völlig vernichtet sein würden. Was die Indianer des Landes betrifft, welches Santo Domingo heisst, so hat sich die Prophezeiung des hl. Bruders Domingo de Betanzas schon erfüllt. Und wenn wir die Indianer des hiesigen Landes ansehen, so werden wir mit Betrübnis finden, dass dieses Aussterben der Indianer sich mit grösserer Schnelligkeit vollzieht, wie dieses die Einwanderer der Dörfer wünschten, welche die Söhne und Enkel der Konquistadoren sind und welchen die Indianer Tribut zahlen. Ausser dem, dass es beinahe immer in jedem Lande akute Krankheiten gibt, welche Menschen ergreifen und töten, kommen in diesem Lande oft generalisierte Pesten vor, welche sie zahlreich töten. Ihm Jahre 1545 gab es eine Pest unter den Indianern, und es starben *achthunderttausend* Personen. Obschon diese Zahl sehr gross ist, war sie doch klein im Vergleich zu der Zahl derjenigen, welche starben in den Jahren 1576 und '77, in welchen die Pest das ganze Land ergriff mit solcher Verheerung, dass die Lebenden kaum Zeit hatten, die Toten zu beerdigen, und wir machten grosse Gruben an einigen Ortschaften, in welche wir 20, 30 und 50 Leichname warfen, weil wir keine Zeit hatten um mehr Gräber zu machen. Es dauert diese Pest ein nnd ein halbes Jahr.... und es findet sich, dass mehr wie *zwei Millionen* gestorben sind, was beinahe unglaublich erscheint.

Im Jahre 1592, zur Zeit, in der ich diese Historie schreibe, sind es schon mehr wie 40 Tage, dass eine Pest von Pocken wütet, welche allein in diesem Dorfe täglich 10 bis 17 Kinder tötet.

Hieran kann man ersehen, ob sich die Prophezeiung des hl. Bruders Domingo erfüllen wird. Was wunderbar ist, ist, dass, obschon es Abwechslungen in der Temperatur des Jahres gibt, es niemals Abwechslungen in den Krankheiten der Indianer gibt, sobald eine solche anfängt, sie mit Gewalt zu ergreifen. Auch dieses ist wunderbar, dass, obschon ihre Krankheiten Pesten sind, die sich leicht anstecken, nur sehr ausnahmsweise sie einen

Spanier ergreifen, und wenn sie einigemal *einen Spanier ergreifen*, so ist dieses *nicht tötlich, wie bei den Indianern*[1]).

Es ist hier nicht zu vergessen, dass, obschon es sehr gelehrte Aerzte gibt, ... diese doch niemals es erreichen, diese Pesten zu heilen, auch wenn sie die Medikamente ändern; denn sie sterben, ob sie zur Ader gelassen werden, oder nicht[2]).

Im Jahre 1576, als die grosse Pest war, ... verbreitete sich die Krankheit ohne Ansehen der Kreaturen, indem sie den Willen des Kreators erfüllte, den derselbe durch den Mund des hl. Fray Domingo de Betanzas verkündet hatte, dass die Indianer aufhören sollten zu existieren.

Es sind noch keine 40 Jahre her, dass die Prophezeiung gemacht worden.... Die kürzeste Zeit, in der andre Prophezeiungen sich erfüllt haben, ist mehr wie 400 Jahre. Ich übergehe andre, bei denen dieses Tausende von Jahren gedauert hat.

Der heilige Bruder hat auch gesagt, dass, wenn die Spanier die Indianer *auch gut behandelten*, dennoch alles bei denselben zum Uebel ausschlüge, und dass die Mittel zu ihrer Vermehrung doch zu ihrer Verminderung führten[3]). Zu dieser Behauptung führte er folgenden spanischen Spruch an: „Wenn der Stein „auf den Krug fällt, so ist das böse für den Krug; und wenn „der Krug auf den Stein fällt, so ist es auch böse für den Krug."

Die Vizekönige und die Praelaten .... in ihrem Kummer um die Misere der Indianer, suchten Mittel und Wege um sie zu erhalten, und um sie zu fördern; aber je besser sie denselben erschienen, um so grössere Bekümmernis und Leid verursachten sie sofort denselben Indianern. Ich könnte einige Beispiele für diese Mittel anführen, und wenn auch die Urheber derselben ohne Schuld sind, denn die sollten das Wohl der Indianer fördern, dennoch konnten sie einen Verdacht erregen gegen ihre Klugheit, denn sie sind weiter nichts, wie eine Erfüllung der Prophezeiung. In diesem Jahre hat man einen Vorschlag einge-

---

1) Die Benignität dieser Krankheit für Europaeer ist allen Mönchen aufgefallen! (A. d. Ueb.).

2) Mit dieser Stelle steht im Widerspruch die Stelle von Sahagun lib. X, cap. XXVII. Siehe weiter unten.

3) Das schnelle Aussterben der Indianer ist die Wirkung nicht der Grausamkeiten der Spanier, sondern der Malignität der importirten Krankheiten! (A. d. Ueb.).

bracht, welcher das Wohl der Indianer bezweckt, der aber doch in ihr Unheil umschlagen könnte. Viele Indianer wohnen in kleinen Häuserkomplexen entfernt vom Hauptort, indem sie sich anbauen, einigemal auf einem Hügel, einigemal am Abhange eines Berges, wie es ihnen gut scheint. Diese Häuserkomplexe nennt man hier *Visitas*, weil vom Orte, wo die Mönche wohnen, sie dieselben visitieren gehen, und ihnen die Sakramente spenden. Die Häuserkomplexe sind vom Hauptorte 1 bis 10 Leguen (à 4, 10 Kilometer) entfernt, was unbequem erscheint für die Pflege sowohl der Justiz, wie der Doktrin. Um dieses Uebel zu heben, spricht man jetzt davon, die Indianer in grössern Orten zu „reduzieren" (= vereinigen), und dort die Indianer jener *Visitas* zu vereinigen, weil die geringe Anzahl der Häuser den Mönchen und der Justiz Schwierigkeiten bereitet, welche aufhören würden, wenn die Indianer in formellen Städten und in Ortschaften mit grösserer Bevölkerung wohnten. Sehr gut ist der Zweck, und gesund ist der Wunsch. Aber zum Unglück wird damit erreicht, dass die Pest die Indianer haufenweise wegführen wird, sobald es ihnen an frischer Luft gebricht, und an Raum, den sie in ihren kleinen Häuserkomplexen hatten [1]).

Einige sagen, und mit Recht, dass durch die Reduktionen ihnen die Gelegenheitsursachen genommen werden für Verschuldungen, welche die Einsamkeit erzeugt und vielleicht auch einige Götzendienereien. Ich widerspreche dieser Begründung nicht, aber ich erkenne, dass es sich hier um eine Bestätigung der Prophezeiung des hl. Bruders handelt, dass die Mittel, welche beabsichtigen, diesen Indianern zu nützen, zum Schaden derselben umschlagen müssen.

Lib. I, Cap. XXXIX.

Ueber eine Pestilenz, welche in diesem Lande um diese Zeit geherrscht.

Im Jahre 1545 .... fing Gott in seinem unerforschlichen Ratschluss an, dieses Neu-Spanien von Indianern zu entvölkern mit

1) So erklärt es sich, dass die späteren Epidemien in der That mortaler wurden, wie die ersten. (A. d. Ueb.).

einer universellen Pestilenz, welche nur fünf Monate dauerte, aber dennoch mehr wie *achtmalhunderttausend Indianer* tötete. Man machte grosse Gruben in den Friedhöfen der Kirchen, in denen man zugleich achtzig bis hundert Leichen der Indianer begrub. Er starben viele bloss von dem schlechten Geruch der Leichen, andre von blosser Furcht, da sie sich in so seltenen Bedrängnissen sahen.

Lib. II, Cap. XLIX, pag. 516 sqq.

Die Jahre 1546—47.

Ueber eine grosse Pestilenz, welche um diese Zeit geherrscht, und über die Anzahl der Mönche, die daran gestorben sind.

Seit dem Beginne des Sommers bis zum Ende des folgenden Jahres herrschte eine generalisierte Pestilenz in diesem Lande, welche unter den vielen grossen Pestilenzen, welche geherrscht haben, *die grösste war.* Infolge der Pestilenz des ersten Jahres wuchs die Hungersnot und die Sterbe im zweiten Jahre. Es war eine *Barmherzigkeit Gottes,* dass die *Pestilenz die Spanier nicht ergriff,* sodass sie die Indianer pflegen und beerdigen konnten. Die Indianer wurden krank, und sobald sie die Krankheit fühlten, sagten sie, dass sie sterben wollten, und sie erreichten leicht ihren Zweck. Es ist etwas Wunderbares bei diesen Indianern, obschon sie so indifferent und gleichgültig sind, dass sie aus ihren einmal gefassten Ideen nicht heraustreten können, auch wenn es sich um den Tod handelt. Bei dieser Gelegenheit war dieses nicht auffällig, denn der Tod war ihnen so sehr nahe, dass, wenn sie auch nur seinen Schatten sahen, so ergriff derselbe sie schon. Aber zu andern Zeiten war dieses auffälliger, denn da geschah es oft, dass ein gesunder und kräftiger Indianer zur Beichte kam und sagte, dass er sterben wolle, und am folgenden Tage bekam er eine Krankheit und starb.

Diese Mysterien lassen sich verstehen nur als Erfülling einer Prophezeiung des seligen Paters Domingo de Betanzas, nähmlich, dass nach nur wenigen Generationen die Indianer so ausgestorben sein würden, dass diejenigen, welche in dieses Land kamen, fragen müssten, von welcher Farbe die Indianer gewesen

seien [1]). Es wäre nicht nötig, eine zweite Pestilenz, wie diese, zu erwarten, damit diese Prophezeiung sich erfülle, wie dieses schon zum grossen Teil geschehen ist. Es gab keine Ortschaft, in der nicht 80 bis 100 Indianer jeden Tag gestorben waren, und in den grossen Orten mehr. Man grub grosse Gruben in den Höfen der Kirchen, und darin warf man die Leichen mit grosser Schnelligkeit, um andre zu holen. Die einen starben von Krankheit, und die andern von Hunger. Ein Haus entvölkerte sich, und derjenige, der als Wärter der Kranken geblieben war, endigte das Leben noch schneller, da es niemanden gab, der ihm zu Essen gab. Im Anfange brachte man die Kranken in die Kirchen, damit sie beichteten; später gingen die Mönche in die Häuser, um die Kranken aufzusuchen. Er war das grösste Leid der Welt, in einem Hause nur noch *eine* Person zu finden, die erkrankt war, ohne eine andre zu haben, weder gesund noch krank, um auf dieselbe die Augen zu richten. Man traf einige im Todeskampfe auf den ärmlichen Strohmatten, welche ihre Betten sind in Gesundheit und in Krankheit. Andre fand man tot, und noch andre fand man, die im Todesschrecken von ihren Betten aufgestanden waren und im Hofe tot niedergefallen waren. Er war nötig, dass spezielle Personen herumgingen, um die Leichen aus den Häusern in die Strassen zu bringen, und andre Personen mussten dann Pferde holen, welche die Leichen querliegend forttrugen, um sie zum Begräbnis in die Kirchen zu bringen. Es gab kein Alter, und keinen Beruf, welche vom Tode respektiert wurden.

Alle Heilmittel, auch wenn sie sich an sich widersprachen, waren darin konkordant, dass sie den Indianern das Leben nahmen. Das Nichtzuraderlassen tötete sie, und das Zuraderlassen begrub sie. Wenn man ihnen kalte Medikamente gab, starben sie; und gab man ihnen warme, so blieben sie nicht am Leben [2]). Sie fanden den Tod als einen so grausamen Feind, dass aus reiner Furcht die Lebenden sich demselben unterwarfen, bevor er sie

---

1) Zu Westindien und an allen Küsten der Festlandes hat sich diese Prophezeiung schon lange erfüllt. (A. d. Ueb.).

2) Diese Stelle steht im Widerspruch mit der Stelle von Sahagun, lib. X, cap. XXVII, siehe unten.

ergriffen hatte. Erschreckt gingen die armen Indianer herum, indem sie sehr auf ihre Kosten den Hauch des Todes spürten, die ihre Nachkommenschaft bedrohte. Wenn einer sich etwas gesund fühlte, so erwarb er den Tod von einem Erkrankten, den er pflegte, damit wenigstens in diesem *das Leben der Nation fortdauere*. Meistens ergriff der Tod beide, und Erkrankter und Pfleger wurden zusammen begraben. Die Verheerung war ganz generalisiert bei allen Nationen von Neu-Spanien, bei den Mexikanern, bei den Otomiten, den Chochonen, den Guasteken, den Taraskern, den Mixteken, den Zapoteken, den Mixes, den Chontalen, den Guatenikamanen und den übrigen Sprachen und Nationen in der ganzen Provinz von Yucatan und ihren Marken, und die Krankheit verbreitete sich bis zu den Chichineken und es starben viele davon....

Die Arbeit der Pflege seitens der Mönche kostete der Provinz der *Dominikaner vierundzwanzig Patres*, während der ganzen Zeit, welche die Pestilenz dauerte.

Der gemeinsame Feind der Seelen, Satan, machte hier Krieg, wie immer.... Es gab viele Indianer, bei welchen derselbe den Tod der Seele herbeiführte, ebenso wie den Tod des Körpers. Er entzündete in denselben einen wütenden Zorn, als sie sahen, dass sie selbst so sehr vom Tode verfolgt wurden, *ohne dass der Tod sich an die Spanier heranwagte* [1]). Die guten Werke, die sie von den Spaniern in ihrer Krankheit erhielten, genügten ihnen nicht, um sie von dem Neide wegen deren Gesundheit zu befreien. Sie versuchten verschiedene Mittel, damit auch die Spanier erkrankten. Sie warfen die Leichen der Gestorbenen in den Wassergraben, welcher das Wasser nach Mexiko bringt.... Es gab Indianer, welche das Blut der Kranken nahmen und dasselbe mischten mit dem Brote, welches sie auf dem Markte verkauften, indem sie glaubten, damit den Tod im Essen zu geben, sobald die Spanier das Brot ässen. Von diesem Schaden suchten die Mönche sie zu befreien, indem sie dieselben aufklärten, dass wie alle Gefässe von Ton und alle einem Herrn unterworfen sind, welcher Gott ist, welcher diejenigen zerbrechen kann, die er

1) Auch hier wird die Benignität der Krankheit für die Spanier intonirt; nur einige Mönche starben, durch Complication mit Ueberanstrengung. (A. d. Ueb.)

zerbrechen will, und andre erhalten kann, bis deren Zeit kommt. Die Verirrung dieser Armen hörte bald auf infolge des Eifers der für sie sorgenden Mönche.

Im Jahre 1577 fing die Regenzeit an im April, was für dieses Land sehr früh ist, und man nahm an, dass mit der Erfrischung der Luft die Krankheit aufhören würde. Aber es wurde nur schlimmer. Es hörte nicht auf zu regnen bis zum Ende des Novembers, was noch nie gesehen worden ist in diesem Lande. Infolge des vielen Wassers verfaulten die Saaten, desgleichen diejenigen, die früher gesäht waren. Die Bauern hatten wenig, der Tod aber viel Ernte. Es gab Ortschaften von Indianern, in denen am Ende der Pest die *Hälfte* der Bewohner fehlten; in andern fehlten *drei Viertel*, und in noch andern *neun Zehntel* derjenigen, die früher da waren. Es gab aber auch Dörfer, in denen die Krankheit und der Tod nicht so schlimm waren. Es gab Städte der Indianer, in denen 10U, andre in denen 20 und 30U, andre in denen 60U, und in der berühmten Stadt Tlascala fand man, dass mehr wie 100U [1]) Personen gestorben waren.

Der sehr eifrige Vizekönig hatte angeordnet, dass in allen Ortschaften eine Liste der Gestorbenen aufgestellt würde, damit man eine Erinnerung davon habe, um zu sehen wieviele fehlten. Indem man die Summe zog, fand man, dass mehr wie zwei Fünftel der Indianer fehlten, was beinahe unglaublich erscheint, und niemand würde den Mut haben, das zuzugeben, wenn dieses nicht noch heute die Rechnung bewies, die sich in dem Archiv der Regierung in Mexiko vorfindet.

Unsrer Provinz der Dominikaner kostete die Pest viele Brüder, und es war nicht weniger der Fall bei den andern Orden. Alle Mönche, die starben, bekamen eine Art von Fieber, welches, wenn es auch *nicht speziell dieselbe Pest* war, an welcher die Indianer litten, doch anerkanntermassen verursacht war durch den *beständigen Verkehr* mit denselben [2]). Dieses Opfer der Liebe brachte die Provinz an Gott, indem sie ihre Söhne zu der Be-

1) Das Zeichen **U** muss eine Einheit darstellen. Ich habe dasselbe nicht entziffern können.

2) Die Krankheit war bei den spanischen Mönchen so sehr viel benigner, wie bei den Indianern, dass dieselbe als andere Krankheit angesehen wurde! (A. d. Ueb.)

dienung der heiligen Sakramente hergab. Aber deshalb verminderte sich nicht, noch verminderte sich der Eifer der Pflege in den Krankheiten, *die den Indianern beinahe nie fehlen. Die hauptsächlichsten Ursachen ihres Todes sind Pestilenzen*, ohne diesen Namen zu geben an andre Sterblichkeiten, die beinahe jedes Jahr vorkommen, welche die Provinzen besuchen, und in denen meistens viele Leute sterben, Die Liebe der Väter bleibt immer dieselbe in der Pflege, bei allen drei Orden.

III. Sahagun.

Lib. XI, Cap. XII, Tomo III, pág. 328 sqq., geschrieben 1576.

....Es scheint mir, dass der katholische Glaube sich nicht lange Zeit halten kann in diesen Ländern, denn die Bevölkerung geht ihrem Untergang entgegen mit grosser Eile, *nicht* sowohl wegen *der schlechten Behandlung*, die man denselben zukommen lässt, wie wegen *der Pestilenzen*, welche Gott ihnen schickt [1]). Seitdem dieses Land entdeckt worden ist, hat es drei Pestilenzen gegeben, die ganz universell und sehr gross waren; ausserdem noch viele andre, die nicht so gross und nicht so universell waren. Die erste Pest war im Jahre 1520, als man die Spanier von Mexiko im Kriege wegtrieb, und dieselben sich in Tlascala zurückzogen; da gab es eine Pest von Pocken, in der beinahe unzählige Leute starben.... Nach dieser, als die Spanier schon dieses Neu-Spanien in Besitz genommen hatten und er schon im Frieden besassen.... im Jahre 1555 gab es eine sehr grosse und universelle Pestilenz, während welcher in ganz Neu-Spanien der grösste Teil der Bevölkerung, die es in demselben gab, starb. Ich befand mich zur Zeit jener Pestilenz in dieser Stadt Mexiko in der Vorstadt von Tlaltelalco, und *ich allein* habe über *zehntausend Leichen* begraben, und gegen Ende der Pest bekam auch

1) Die Mönche sind hier ganz unparteiisch, weil sie die Spanier immer der Grausamkeiten anschuldigten. (A. d. Ueb.).

ich die Krankheit, und war dem Ende sehr nahe. Jetzt in diesem Jahre 1576, im Monat August, fing eine sehr grosse und universelle Pest an, welche schon drei Monate dauert, und es sind schon viel Menschen gestorben, es sterben deren immer noch, und jeden Tag sterben mehr. Ich weiss nicht, wie lange noch diese Pest dauern wird, noch wieviel Unheil sie anrichten wird. Ich bin jetzt in dieser Stadt Mexiko in der Vorstadt Tlaltelalco, und ich sehe, dass seit dem Tage an dem sie begann, bis heute den 8. November, immer die Zahl der Gestorbenen gewachsen ist, von 10, 20, 30, 40, 50 bis 60 und 80, und was von jetzab mit der Pest geschehen wird, dass weiss ich nicht; ob es so sein wird, wie in der früher beschriebenen? Viele starben vor Hunger, weil sie niemanden hatten, der sie pflegen und ihnen das Nötige geben konnte. Es kam in vielen Häusern vor, dass alle darin erkrankt waren, ohne jemanden zu haben, der ihnen einen Krug Wasser geben, und der ihnen die Sakramente spenden konnte; und an vielen Orten gab es niemanden, der die Leichen zur Kirche bringen konnte, noch der ankündigen konnte, dass sie erkrankt seien. Und als die Mönche dies erfuhren, gingen sie von Haus zu Haus, Beichte hörend und Trost spendend.... Als diese Pest im Herbst anfing, gab sich der Vizekönig viel Mühe, dass den Indianern geholfen werde.... und viele Spanier gingen viele Tagen durch die Häuser der Indianer, gaben ihnen zu Essen, die Aderlasser liessen sie zur Ader, die Aerzte kurierten sie, und die Kleriker und Mönche, sowohl die Franziskaner, wie die Dominikaner, und die Augustiner und die Theatiner (Jesuiten?) gingen durch die Häuser der Indianer um sie zur Beichte zu hören und sie zu trösten.

Dieses dauerte zwei Monate, und da hörte plötzlich die ganze Pflege auf, weile die einen zu sehr ermüdet waren, die andern sich mit ihren gewöhnlichen Arbeiten beschäftigten; jetzt fehlen schon viele von den genannten Priestern, die halfen, und schon nicht mehr helfen.

In diesem Orte von Tlaltelalco gehen nur noch die Franziskaner durch die Häuser der Indianer, um Beichte zu hören, sie zu trösten, ihnen spanisches Brot zu geben, welches sie von den eignen Almosen gekauft haben; aber alles geht schon dem Ende zu, denn das Brot ist sehr teuer, und man kann es nicht be-

kommen; und die Mönche fangen an zu erkranken und zu ermüden, und deswegen gibt es grossen Kummer und Trauer; aber trotz alledem hören der Vizekönig und der Erzbischof nicht auf zu tun was sie können. Möge es unserm Gott gefallen, diese grosse Pest zu beseitigen! Denn wenn das noch lange dauert, dann ist alles zu Ende.

Lib. X, Cap. XXVII.

Nachwort.

Die Pest, welche es vor 31 Jahren gegeben hat, hat dem Klerus viel Verluste beigebracht, und nicht weniger Verluste hat die Pest dieses Jahres 1576 demselben beigebracht, denn es ist beinahe keiner mehr dabei, da alle tot oder krank sind. Ich befürchte sehr, dass alles hier zu Grunde gehen muss, . . . alles geht der Verminderung entgegen, und die Ursache, die ich mit eignen Augen gesehen, ist diese, dass in der Pest, die jetzt vor 31 Jahren stattgefunden, weil keiner da war, welcher zur Ader lassen, noch die Medizinen anwenden konnte, wie es sich gebührt, beinahe alle gestorben sind an Pest und an Hunger.

In dieser Pest passiert dasselbe, und in allen spätern Pesten wird dasselbe stattfinden, bis das alles zu Ende ist. Wenn man aber Aufmerksamkeit und Achtung gegeben hätte, dass diese armen Indianer belehrt worden seien in Grammatik . . . . und Medizin, hätten sie viele retten können von denen, die jetzt gestorben sind; denn in dieser Stadt Mexico sehen wir mit eignen Augen, dass diejenigen, die zeitig zur Ader gelassen und purgiert werden, wie es sich gebührt, gesund werden, und dass die übrigen sterben. Da aber die spanischen Aerzte und Schröpfer, welche dieses verstehen, selten sind und wenigen helfen, und beinahe schon erschöpft sind [1]), so gibt es niemanden. der den armen Indianern helfen kann und will, und so sterben sie, weil sie keine Heilmittel noch Unterstützung haben.

1) Diese Stelle befindet sich im Widerspruch mit dem Stellen von Davilla lib. I, cap. XXXIII und lib. II, cap. XLIX siche oben.

Lib. VI, Cap. I.

Ueber die Reden und Zeremonien, welche die Priester gebrauchten, wenn sie beteten zum Gotte Tezcatlipuga *zur Zeit von Pestilenzen.*

Und dieses ist die grosse Pest, von der wir betroffen und durch die wir beinahe vernichtet sind. O Schmerz, dass schon das Volk im Begriffe steht zu Grunde zu gehen und verzehrt zu sein. Grosse Zerstörung und grosse Verheerung verursacht schon die Pest bei allen Leuten; und was den grössten Kummer verursacht, ist, dass auch die unschuldigen Kinder, die ohne Fehl sind .... auch schon sterben wie Zerwürflinge.

Ist es wahr, dass Du beschlossen hast, dass das Volk ganz zu Grunde gehen soll, und das keine Erinnerung an dasselbe in der Welt bleiben soll? ....

IV. P. Toribio, genannt Motilinia.

Historia de las Indias, M. S. part. I, Cap. I.

Es gab Gott Strafe an dieses Land und an dessen Einwohner, sowohl Eingeborne wie Eingewanderte, mit zehn schrecklichen Plagen.

Die erste waren die *Pocken*, ... welche Krankheit sich in diesem Lande *noch nie gezeigt* hatte.... Es war dieses für die Indianer eine so grosse Pestilenz im ganzen Lande, dass in den meisten Provinzen mehr wie die Hälfte der Einwohner starben. Diese Pest nannten der Indianer: die grosse Lepra, *huey zahuatl.*

Darauf, vor elf Jahren, kam ein Spanier, welcher *Masern* hatte, und diese Krankheit ergriff die Indianer.... Es war dieses eine so grosse Plage und Pestilenz, wie die vorige. Diese Krankheit nannten der Indianer: die kleine Lepra, *tepiton zahuatl.*

(Die fernern acht Plagen sind keine Krankheiten mehr, sondern soziologische Uebel, Grausamkeiten, etc.

Toribio starb 1541, also vor der ersten grossen Epidemie von Matlazahuatl.)

V. P. Torquemada (Mendieta).

Historia eclesiástica de las Indias sive de Monarquía india lib. IV, cap. XXXVI.

Pestilenzen und Krankheiten der Indianer.

1520. ....Die erste Pest waren die Pocken, die man vorher nie gekannt hatte. Es starb die Hälfte der Bewohner. Die Indianer nannten sie *huey zahuatl* = grosse Lepra.

1531. Die zweite Pest kam den Indianern auch von den Spaniern, und diese waren die Masern, welche ein Spanier mitgebracht; ....es starben viele, aber nicht so viele, wie von Pocken. Die Indianer nannten sie *tepiton zahuatl* = kleine Lepra.

Es bezahlte damit (wenn man hier von bezahlen sprechen kann) unser Europa an die Neue Welt, weil sie von hier die *Bubas* mitgenommen (welche eine Krankheit der Indianer ist und dort in Europa noch nie gesehen war), und als Zahlung dafür hat Europa hierher seine Masern und Pocken gesandt, die dort sehr häufig, und hier von den Indianern noch nie gesehen waren.

1543. Die dritte Pestilenz war gross und generalisiert, ... welche aus den Ueberbleibseln der frühern Epidemien hervorgesprossen sein muss. Diese bestand in Blutstühlen und Fieber, und das Blut floss bis aus der Nase heraus.

1564. In diesem Jahre entstand eine andre Sterbe.

1576. In diesem Jahre kam eine fernere grosse allgemeine Pest .... und sie bestand in Blutstühlen, wie die übrigen und sie entwickelte sich zu Tabardillo [1]).

1688. In diesem Jahre kam eine fernere Pest, aber bloss die Matalzingas wurden ergriffen, die dazwischen wohnenden Mexikaner und Otomiten blieben verschont.

1) Tabardillo = dem Typhus ähnliches Fieber mit Hautausschlag und -Flecken.

1695. In diesem Jahre entstand eine generelle Pestilenz, eine Mischung von Masern, Papera [1]) und Tabardillo, von welcher kaum ein Mensch verschont wurde .... obschon nicht so viele starben wie in den übrigen Pesten zu sterben pflegten [2]).

VI. P. Alegre.

Tomo I, pág. 110.

.... dass die *Virgen de los Remedios*, U. L. Frau der Heilmittel, ihren Namen erhalten hat von ihrer Hülfe in den Pestilenzen.

Tomo III, pág. 262. Im Jahre 1736.

Neun verschiedene Arten von Krankheiten zählt man in Mexiko, aber da die *einzige*, die damals die Stadt in Trauer versetzte, nicht zureichend war, so verband sie sich mit andern *sechs*, wobei Gott sich des Eifers des P. J. Martînez bedienen wollte.

VII. P. Villaseñor.

Teatro. Tomo II, lib. IV, cap. XVIII.

....Von der Jurisdiktion von Huamelula elf Leguen (à 4,10 Kilometer) entfernt gibt es einen Berg, und von dort bis zu einer Sandstrecke die sich befindet in der Wasserzunge, sind es drei Leguen; dort gab es ein Pueblo, das nun ruiniert und verlassen ist, weil alle Bewohner ausgestorben waren in der generalisierten Epidemie des Jahres 1737.

Lib. IV, pág. 180.

Da ist das Pueblo San Bartolomé völlig verlassen, und der grösste Teil ruiniert, weil alle Bewohner gestorben sind in der Epidemie von *Matlazahuatl*.

1) Papera = Kropf, *Struma*.
2) Also schon benignisiert!

Anmerkung des Uebersetzers.

Ich kenne Huamelula und Umgegend, von denen Villaseñor spricht, im Radius von mehrern Hundert Kilometern sehr genau. Ich habe diese ganze Gegend mehrere Jahren als Impfarzt bereist, und musste zu diesem Zwecke bis zu den kleinsten Gehöften vordringen. Ich bin immer zu Pferde gereist. Ich habe auch in andern Teilen von Mexiko ausgedehnte Reisen gemacht, immer zu Pferde, auch dort wo es Sekundärbahnen gibt. Bei solchen Reisen sieht man in Mexiko zwei Dinge, die man sonst kaum jemals sieht.

1. Das erste sind völlige Ruinen von unbewohnten Dörfern. Man erkennt das frühere Dorf an den prächtigen Ruinen einer Kirche. Ich habe in Europa nur einmal etwas Aehnliches gesehen, an der Peripherie der pontinischen Sümpfe. Ich habe den Namen der unheimlichen Dorfruine vergessen. Es ist ein beliebtes Malersujet. Die einbrechende Malaria hatte die Bewohner des Dorfes zur Flucht gezwungen, die sich auf der Höhe eines benachbarten Berges angesiedelt, wo deren Nachkommen noch jetzt wohnen. In Mexiko ist nichts häufiger, wie auf Reisen solchen Dorfruinen zu begegnen. Auf dem Wege von Pochutla nach Tehuantepec, 300 Kilometer, der über Huamelula führt, habe ich acht solcher Dorfruinen angetroffen. Fragt man die Bewohner benachbarter Dörfer nach dem Grunde dieser Ruine, so erhält man die konstante Antwort: „Eine Pest hat die Bewohner getötet oder vertrieben". Oft ist das Datum der Pest noch bekannt, oft ist es in der Erinnerung verloren gegangen.

2. Sodann sieht man oft halb ruinierte Dörfer. Man erkennt den partiellen Ruin daran, dass das Dorf eine oft ruinierte Kirche besitzt, die so kostbar ist, dass das heutige Dorf selbst die Reparaturen nicht mehr hat erschwingen können. Oft wird der Gottesdienst in einer Palmhütte abgehalten, neben den Ruinen einer Kathedrale. Die grosse Majorität der Dörfer in Mexico gehört hierher. Das Gegenteil ist immer die Ausnahme. Es mag sein, dass oft Revolution, vielleicht auch Veränderung des Klimas,

grösserer Regenmangel an dieser Verminderung des Wohlstandes schuld ist, aber meistens handelt es sich um Epidemien.

Eine besondere Besprechung verdient das von Sahagún aufbewahrte Gebet der aztekischen Priester zur Zeit der Pesten. Der Amerikanist Prof. Seler, Berlin, hat mir erklärt, dass die Hieroglyphen nur von Lues und Lepra sprechen. Von Matlazahuatl und ähnlichen Epidemien wüssten die Hieroglyphen nichts. Vielleicht dass dieses ein Gebet der Priester war nach Ankunft der Spanier, denn in Geheimen bestand die aztekische Religion noch lange fort, und diejenigen Indianer, welche Sahagún dieses Gebet mitgeteilt, mögen wohl denselben absichtlich getäuscht haben über die Zeit in welcher dieses Gebet üblich war. Es wäre zu wünschen, dass die Amerikanisten sich mit dieser Frage beschäftigen möchten.

Ich habe vor vielen Jahren in der Nationalbibliothek in Mexico-City diese Zitate gesammelt, aber während meiner Flucht von 600 Kilometern durch den Urwald, infolge der Revolution, die noch andauert, habe ich dieselben unwiederbringlich verloren. Die vorliegenden Exzerpte habe ich in der Nationalbibliothek in New-York gesammelt; die in Mexiko angefertigte Sammlung war aber vollständiger; ich habe in New-York nicht alles finden können.

Ich erinnere mich aber, gelesen zu haben, das einer der damaligen Mönche die Malignität der Epidemien in Mexico damit erklärte, dass infolge der Höhe der Mesa Central, die durchschnittlich achttausend Fuss beträgt, die Sonne näher sei und deshalb eine grössere Kraft habe, und die Hitze der Fieber verschärfe. Das ist eine Erklärung, die aber unerklärt lässt, warum die Spanier in dieser grössern Sonnennähe nicht gelitten haben.

Ich fordere die Gelehrten in Peru auf, herauszubekommen, ob es auch unter den Incas, nach der Einwanderung der Spanier, solche Epidemien gegeben hat.

FRANCISCUS CORNELIS DONDERS

Address held in the University of Utrecht on May 27th 1918

BY C. A. PEKELHARING.

Ladies and gentlemen!

Some, though not many of you, will have attended now just 30 years ago the imposing celebration of DONDERS' 70th birthday. For none of these that impression can have faded.

At the birthday itself, on may 27th, early in the morning already, the students club "Nunc cantus resonet" came to honour the great man in his home with songs and speeches and in the afternoon curators, the senate and numerous friends and admirers came with congratulations and to pay homage to him.

The next day, monday may 28th, had been destined for the official celebration. The great hall of Tivoli was already quite filled with visitors from far and near, when DONDERS entered accompanied by the president of the organizing committee, Jhr. Mr. J. RÖELL and the Home Secretary, Mr. AE. Baron MACKAY and followed by several members of the committee; and mounted the podium, where he was welcomed by representants of science from far and near even from Canada. A moment later a small, vivacious aged man entered with hasty steps, JACOB MOLESCHOTT, the famous Roman professor and senator. Still I see before me the glad surprise with which DONDERS greeted his old friend, with whom he had lived and worked so much together in his early days and to whom he was still attached by a warm friendship.

First Mr. RÖELL rose to speak to his friend the "great and good man", not only in the name of his colleagues, pupils friends and admirers in Holland and the Dutch colonies, but also in the name of those of all civilized nations and to offer him funds as the origin of a scientific institution. The special end, the arrangement and the organization of the new foundation

were to be entirely projected by him whose famous name the institution was to wear. "As a proof and a commemoration of this act, fruit of veneration, thankfulness and friendship" a beautiful and richly decorated document, composed by NICOLAAS BEETS was presented together with a medal bearing on one side the bust of DONDERS and on the other side the inscription: Per varias gentes illustris Batavi admiratione juncti, encircled by the words: In memoriam diei quo conditum pium corpus ipsius nomine insigne. To these presents was added a cabinet, projected by Dr. P. J. H. CUYPERS and decorated with the busts of LEEUWENHOEK and BOERHAAVE, destined to be a safe keeping for the document, the medals, the addresses, the diploms and other records relating to the festival. This much applauded speech of Mr. RÖELL was followed by a brilliant one of MOLESCHOTT, who during his long stay in Germany, Swiss and Italy had not lost anything of the eloquence in his native language. He payed homage to DONDERS in the most hearty words not only in his own name but also in that of the medical faculty of Torino, of the minister of education of Italy, and of King HUMBERT I, who had charged him with the remittance of the order of Great Officer of the crown of Italy.

LISTER, the great benefactor of humanity, spoke in the name of the Royal Society of London in words of the highest appreciation. "To you", thus he said, "physiology and ophthalmology owe so deep a debt of gratitude that any scientific association may be proud to do you honour". VON ZEHENDER from Rostock remitted DONDERS an address of the Ophthalmological Society of Heidelberg with a speech in which he rendered homage in exceedingly warm words to the "Freund und Führer" to whom this society owed so much. NUEL, one of the numerous foreign pupils of DONDERS, presented an address of reverence from the medical faculty of Liège. Besides these DONDERS received still a great number of addresses, honours, and telegraphic congratulations from foreign societies and persons who could not be present that day in Utrecht.

Naturally also the compatriots were represented. PLACE, the beloved pupil from then twenty-five years ago, STOKVIS and GUYE, who in the name of the "Nederlandsch Tijdschrift voor

Geneeskunde" offered a jubilee edition, the senates of the other Dutch universities, also student clubs from other universities, all these proved by speeches and addresses how much they honoured and loved the great man as the leader of the medical world in Holland.

Finally DONDERS spoke. Thanking for all he had received and looking back on his life he pointed at what the circumstances and the help of eminent friends and collaborators had contributed to his success. The new funds he wished to destine for a foundation, which would enable young Dutch physiologists and ophthalmologists to devote themselves during some time to purely scientific studies without care for their living. How many have now already profited of this institution!

Who, after these thirty years, rereads this speech which by the good cares of the organizing committee has been printed in the memorial album cannot but come under the impression of the rich intellect and the goodness of heart which speak from it. How much the more this has been the case with those whom it was allowed to see and hear the great man himself, to admire his majestic figure, his brilliant eye, his lively lines, his sonorous, richly modulated voice. In full force he stood there and nobody doubted the words, LISTER spoke before, that in intellect and force, DONDERS was actually younger than many who were younger than he.

However, some months later, this mind which had radiated its light over the world during half a century was veiled, the brilliant eye lost its brightness and already on march 24th 1887 the life of DONDERS ended.

As might by expected, warm reverence was payed to the memory of the deceased. "More than any other country", thus was written by Sir WILLIAM BOWMAN, the famous physiologist at London, in the Proceedings of the Royal Society, "Holland has relatively produced men whose names will always remain in the memory of mankind and among them there is hardly any as great and as noble a hero of science as FRANS CORNELIS DONDERS". This tone was heard everywhere, here and in other countries.

Directly there was asked in Holland, whether it were not an

honorable duty to erect a monument for this great compatriot, which at the same time should be a token of thankful appreciation and a means to keep also for future generations the memory alive of the man who as a scientist had attracted more than any of his contemporaries the eyes of the world to our country and who as an ophthalmologist had been a benefactor to thousands and thousands.

But in our country people are not hasty in such things and hero worship is not common among us. The question was answered by a question: Are we, and also DONDERS' foreign friends, not perhaps too much under the impression of his mighty personality to form a right judgement on the significance of his work? Let us wait whether also a younger generation will estimate the greatness of DONDERS as highly as we do now.

About a quarter of a century later the "Nederlandsche Maatschappij ter bevordering der geneeskunst" meant that now we had waited long enough. By no critic the greatness of DONDERS had been diminished in the least.

At a general assembly of the society held at Tilburg the plan was proposed that the society should try to start a movement to celebrate the centenary of DONDERS' birth by the unveiling of a monument. This idea was generally applauded. The principal board took the plan in hands and asked a number of influential compatriots from different circles as collaborators. In this way a committee was formed presided by the then burgomaster of Utrecht, the present president curator of our university Mr. A. F. Baron VAN LIJNDEN. Directly sufficiently finantial help was found to start preparations. In the beginning of 1914 the choice of the committee fell on the plan of a monument of the sculptor Mr. TOON DUPUIS and the committee was going to ask for contributions in Holland, its colonies and in other countries.

Then the war broke out.

All thoughts were occupied by cares for the moment. Amid all brutal force which, without asking whether right or proper, was becoming sovereign, it was difficult to find interest for the commemoration of the hero of science, the true man of peace. The first emotion passed however, many understood it to be just

now the right time to settle again and in a lasting way the name of the great man who during his life had been honoured by the whole civilized world. It would be an opportunity for us to show that our country, though taking an inferior place as to destructive force, was still, also in the past century, among the first in the strive for the evolution of mankind and not at all going to relax in this strive. The "Nederl. Maatschappij tot bevordering der Geneeskunst" gave the example, followed by so many others that soon a considerable sum was collected. Originally from several other countries contributions had been promised, but under the present circumstances there might not be reckoned with these. Only in Argentinia a powerful help was found namely Dr. J. A. ROORDA SMIT at Buenos Aires, a former pupil and admirer of DONDERS, who took the affairs in hand. The committee could feel sure, that the erection of the monument would be possible. The collected sums did not yet fully cover the taxed costs, but there might be reckoned on contributions from Dutch India, though by the defective means of communication hardly anything was heard from there. Moreover the committee might feel assured that always some interesting persons would be found to pay the lacking sum.

Again and again however the continuation of the war brought new deceptions. The sculptor had continued his work and the greater part of it was ready, when it proved to be impossible to obtain metal to cast the statue in bronze. It would be impossible to unveil the monument at the day of the centenary. Delay for a not yet determinable time proved unavoidable.

Should then this day have to pass in silence, without any celebration for the great man? The president of the committee for the monument could not find peace in such an apparent indifference. Finding the managing board of the same opinion and being himself president of curators, he deliberated with the senate of the university which fixed a public meeting on may 27th for the commemoration of DONDERS, charging me with the honorable task I am attempting to fulfill now.

In all respects DONDERS was a very extraordinary man. It is not quite incomprehensible how shortly after his death many

asked, can we, still fully under the spell of his imposing personality rightly judge his significance as a man of science? For those who have not known him the force and influence emerging from him are hardly imaginable. Robust and well-built, with dark eyes which, as MOLESCHOTT said of him, when still an officer, were more brilliant than his golden epaulets, further quiet in his speech, but very strong and expressive, always finding without trouble the right words to make his meaning clear to every-one and at the same time exceedingly kind and polite, he made impression where ever he might present himself. In his early days already, when he attended meetings in other countries, he drew the general attention. Very often he was elected a president, not only because he understood and spoke the French, English and German languages with astonishing accomplishment but also because — here MOLESCHOTT is cited again — "he knows to lead a discussion and even in the midst of a lively and sometimes even rumorous one never to loose the thread of the reasoning". As a speaker, and also as an author, he possessed to a high degree the talent to fit the form of his considerations to his auditorium or his readers and to render in this way his ideas comprehensible also for those to whom the treated subject had been quite foreign or at least to fascinate them so strongly, that they meant to have understood everything. Doubtlessly there were among those several, who more or less blinded by his brilliant figure, ranged themselves under his admirers, though they were not at all able to understand his significance.

Who wanted to play the roll of "avocat du diable" found herein a reason to doubt the true greatness of DONDERS. And he added a second reason, he blamed DONDERS for his vanity. How weak were however his grounds!

DONDERS was in all respects an extraordinary man, also in his gestures and his language. Who knew him superficially only might be inclined to ascribe him a "pose" and to interpret this as a token of his vanity. This "pose" however had then become his second nature, for it was invariably the same.

Perhaps it is not too bold to seek an explication of this. Originally DONDERS did not belong to the circle of intellectuals

and aristocratics, among whom in his later years he used to be one of the first. He was the youngest of a great family. His father died shortly after his birth. At the age of seven he was sent to the school of master PANKEN at DUIZEL a small village in the Southern part of Brabant; as some say, because the authority of his mother and sisters was not enough for the hot temper of the healthy boy. When he was eleven, master PANKEN engaged him as a teacher and gave him for this work free board and lodging. DONDERS' mother had destined her intelligent son to become a priest to which purpose he was to make his studies at Liège. But the war with Belgium upset this plan. At the age of thirteen he left DUIZEL. During a short time he visited a French school in his native city Tilburg and then he went to the Latin school of the reverend fathers at Boxmeer, "where" as he declared later, "bad Dutch was translated into bad Latin, but where no author was treated adequately".

After such incomplete education the young DONDERS, seventeen years old, who had seen nothing of the world but a small part of Brabant, came in Utrecht as a pupil of the military medical school and at the same time as a medical student at the university. How strange he must have felt thus suddenly transplanted in a circle much wider than he had been used to until then and quite different not only in cultivation but also in forms. It did however not lie in DONDERS' nature to withdraw shyly; on the contrary, he aimed at the highest in all respects. First of all he was attracted by study, by natural science. "As great as the lack of knowledge of the young student", he said on the occasion of his jubilee, "as great was his thirst for it". In four years he wanted to become a sanitary officer and at the same time medicinae doctor. And he did not only care for the diploms which would open him a carreer in society, he did not only thirst for practical knowledge, but perhaps still more for the understanding of what was shown him by the observation of nature. However, also in those days, DONDERS did not think of his work only. He also looked about in society and how sensible he was for cultivated manners, how firmly resolved to acquire a place in the most cultivated circles, this has been told pretty well by himself. He relates how as a pupil of the military

hospital he once was busy in one of the rooms, when the director, his teacher ALEXANDER entered with a young medicus who, while looking at several preparations, fascinated him extraordinarily by his whole personality, his elegant language, his pleasant voice. "The conference lasted a considerable time. A few times I was enjoined to open or shut a cupboard. Having done this I then retired again respectfully as became a pupil of the national hospital. I had already to be thankful that later on I heard indirectly who had been the visitor. From the very first moment however I had firmly made up my mind to come into connexion with SCHNEEVOGT and to sollicite his friendship".

When DONDERS related this story in his Biography of SCHNEEVOGT, this incident lay more than thirty years behind him. How deeply shocked he must have felt, when he was not even introduced to the elegant Amsterdammer of whom he felt sure to be a collegue within a year and how well he remembered his resolution to find himself his way to him.

A few months later DONDERS was appointed as a sanitary officer at Vlissingen. There he found much work and he wrote his dissertation, but still he found plenty of time to move in society which especially in military circles was then very gay. "Everywhere", he says, "I sought and found connexions.... while the intercourse with extraordinary men and lovely women gave me the occasion to many-sided refinement". A year later he was transferred to the residence. "For my education and development in every possible direction", these are his own words, "plenty of opportunity was given me here. Naturally I became acquainted with the life at the court and learned something of politics and of art".

Yes, this was natural, because he was DONDERS, a young man with an extraordinary quick and sharp power of observation, possessing a talent for science and art as only very few, full of interest in all that life offers, a man whom it was unnecessary to remind the "carpe diem!" robust and healthy, fascinating already by his appearance alone all who made his acquaintance, and at the same time full of self-consciousness, always aiming at the highest. Is it astonishing, that DONDERS arrived in the circle in which he longed to live, in those of the most

highly cultivated, also studied their social forms and gave to these his own characteristic? "DONDERS", MOLESCHOTT said later of him, "is an admirer of all that is beautiful and harmonious, not only in nature and art, not only in others, but also in himself. By the harmony of his forces and talents, of his temperament and character, of his will and influence, of art and science, DONDERS became a harmonious and artistic personality".

Who ever called DONDERS vain, clearly proved not to know and understand him. Certainly he did not belong to the naïfs. He knew perfectly well, that his talents gave him an advantage above the great majority and he did not disown that he had used all his forces to make the most of these talents. He was also sensitive to the recognition of his merits. To think however that he ever tried to hide a vain, empty inner life by elegant forms was to misunderstand him fully. DONDERS wore his own stamp. Without assistance of others he had developed his talents. This was obvious also in his forms. One might strive after the virtues by which he excelled, his diligence, his assiduity, his desire to be always clear and concise of expression, but he that tried to imitate him inevitably became ridiculous. He did not overestimate himself. He always was ready to acknowledge the good in others. "He sees", says MOLESCHOTT, "in everyone all that is good and prizeworthy and lays stress upon this, where others only see mediocrity". Doubtlessly these words of MOLESCHOTT rested on personal experience; for when in his youth at Utrecht he had daily intercourse with DONDERS, the latter surely will often have drawn his attention to the good features of these men by whom the quick tempered MOLESCHOTT was so lightly irritated. And not only in those who were inferior to him DONDERS remarked good characteristics and emphasized these, but he was also a warm admirer of his great contemporaries, of men as MULDER, BOWMAN, VON GRAEFE and above all of HELMHOLTZ. Still I hear his words: "When HELMHOLTZ says something I feel from the beginning inclined to believe that he will be right".

This appreciation of the merits of others proves also the goodness of DONDERS' character, which on the occasion of his jubilee BEETS especially emphasized. This goodness became not

less evident in his intercourse with his pupils as has been shown by striking examples by Dr. ROOSENBURG in his "Appeal to Dutch Medici", in which he insisted on the giving of contributions for the monument. "Clarus", the students called him, at least in my time. When as a Leiden student I once came in Utrecht in a circle where DONDERS was expected and I heard the news: "Clarus comes not", I asked what this meant. "Well", was the answer, "Clarus that is DONDERS. Every professor is clarissimus, but in the case of DONDERS comparation is excluded. He is clarus, absolute". But they honoured him not only highly, he was also beloved. They knew that he was ready to help any one, also the less talented, by word and deed, when only they gave him some hope that he could bring them on the right path. „How else would have done DONDERS", thus wrote PLACE me, one of his most beloved pupils, when somewhat too soon a student had been declared as past help by his masters. "He never let anything undone when he saw a single chance to win a soul". But not in the first place for his goodness, above all for his greatness his pupils respected him so highly. By his teaching they felt how deeply he had penetrated into the problems he treated for them with so extraordinary elearness.

At the age of 24 he began his carreer as a lecturer which ended in 1888. After having served a year as a sanitary officer during which time he had made himself known in a wide circle as a man of whom great things were to be expected, the inspector-general of the military sanitary service BECKERS appointed him as a teacher of anatomy, histology and physiology at the military medical school at Utrecht. Not without some regret he left the Hague but he had directly been ready to fulfill the new function, "for"; he said later, "I felt teaching to be my vocation". His pupils soon felt how true this was. At his jubilee Mr. H. L. VERSPIJCK one of his first pupils of those days remembered this in a warm speech. It will be allowed to cite some sentences from an — unpublished — autobiography of another pupil who afterwards became his colleague. "When", thus he wrote, "I came at the military school, I soon discovered among my teachers one, who fascinated me exceedingly, in the first place by his appearance, but still more by his animating way of speaking. It was the

sanitary officer DONDERS, charged with the teaching of anatomy and physiology. To a high degree he possessed the talent to express himself clearly and to formulate his thoughts simply. It is impossible to make conclusions, shorter, accurater, than his. When he treated a subject the form was irreproachable and when he had finished speaking every addition was superfluous. He knew to excite our love for the anatomy that treats the structure of the body. He emphasized how intimately the function is connected with this structure not only, but how it even necessarily follows from it. Under his words we saw the functions arise and we forgot that our starting point had been the dead body that lay before us".

At a high age this pupil was still equally enthusiastic for DONDERS as in his youth when he wrote those words.

That DONDERS was such an excellent teacher finds partly its origin in his great love for natural science. It would not be just to speak of passionate love. DONDERS' greatness was also shown by his self-control. He was a self-commanded man who just by this characteristic accentuated his many-sidedness. But surely his love for science was intense and it remained so till the end of his carreer. That is what urged him to excite the interest of his students and this was easy to him by his rich knowledge, his clear and original mind, his extraordinary power to arrange his thoughts. He was perfectly earnest in his trying to make the science he served himself with indefatigable devotion also accessible to others. Therefore he did not spare any trouble to prepare his lectures well. Only during a few weeks I have been able to follow DONDERS' lectures but still I mean to have the right to say, also from the account of others, that each lecture of DONDERS was a piece of art in itself. The only objection that might be made against it was that even the most difficult problems were treated by him so clearly and gradually, that a student could easily follow him and get the impression, that the problems really were simple. Then a deception was sure to follow, when he did not think things over the same day and obtain, also with the aid of literature a correct idea of the treated subject.

How much DONDERS liked to popularize science and to help others

by means of his own study to obtain an insight in the vital functions of living beings, was not only evident from the intercourse with his pupils in the restricted sense of the word, but also from the numerous lectures delivered by him in the course of the years in more or less popular form. In this respect his "coup d'essai" may doubtlessly be called a "coup de maître". In the winter of 1844 as a young man of 26 he held in the "Natuurkundig Gezelschap" at Utrecht a lecture, which under the pression of his friends was printed soon afterwards under the title: "On the metabolism of epitelluric life as a source of the bodily heat of plants and animals". Who now, after more than 70 years, reads this lecture, is struck by the rich knowledge of the young man, for whom a rather incomplete education had still left so much to work afterwards, by his insight, his ripe, independent judgement, by his clearness and the good taste with which he discussed the results of others as well as his own ideas. From numerous observations of several experimentators he concluded that the development of heat in plants and animals seemed to be due to the oxydation of the constituents of the body. But already the next sentences contain the critic of the hypothesis. For here we read: "This hypothesis that the source of the animal heat is principally or totally formed by a process of oxydation, that it is thus an art chemical heat, is simple and striking: it is based upon physical truths; it declares all observed phenomena; it satisfies all demands of a good hypothesis and — however — it has not been proved". "We have", thus he continues, "only determinations of animal temperature and it is sure that there exists no definite ratio between this temperature and the quantities of heat developed in the animals. This temperature namely does not only depend on the development of heat but also on the cooling process. What we want is a knowledge of the quantities of heat, but this fails us absolutely". And further: "The hypothesis, that the animal heat is exclusively due to a process of oxydation in the organism, that it is a purely chemical heat — will only then be proved, when science will have shown that the quantity of heat developed in the animal body corresponds precisely to the chemical actions taking place here. And this knowledge fails us. Of not any element we know with security

how much heat it develops during its oxydation; of not any constituent of our victuals or of our body the quantity of heat developed during the oxydation is sufficiently known; of not any animal we can express in numbers which may be considered as definitely fixed the heat it develops under ordinary circumstances. Is it not interesting that five years ago his master ALEXANDER, who must have been struck by the talents of DONDERS, did not even deem him worthy to be introduced to the young SCHNEEVOGT and that now the same DONDERS suggests here a finished, sharply formulated working program for further investigations on animal heat? Moreover, this program has proved useful. It has been executed in the course of many years and the results have confirmed the hypothesis.

At the end of this lecture DONDERS gives another striking proof of the depth of his insight. A considerable time before the appearance of the later so famous book of ROBERT MAYER he gave here a perfectly clear discussion of the principle of conservation of the energy. "An idea", he says, "gradually penetrates science — great and wide — it is the continuity of the forces. No molecular matter can be destructed, nor a minimum of force; thus we may formulate the important hypothesis which can become the soul of natural science".

In a later paper DONDERS relates how he was led to this insight by reading an article in a magazine of ROBERT MAYER to which the then professor of physics at Utrecht, VAN REES, had drawn his attention. This article had remained generally unremarked, the redaction of Poggendorfs Annalen had even returned it as too unimportant. How few will have recognized like DONDERS the full value of this idea that would reform physical science, before men as MAYER, JOULE, HELMHOLTZ, CLAUSIUS made it anyone impossible to remain blind to it.

In the same lecture DONDERS also develops, quite independently, another idea, namely on the regulation of the bodily temperature. Doubtlessly others too will have meditated on this subject. The observation that the bodily heat of a man and of the higher vertebrates remains constant under different variations of the circumstances suggested the question by which means the equilibrium between the development and the lost of heat could

be upheld. It seems however that no one as yet had tried to answer this question.

On many grounds DONDERS defended the opinion, that this regulation, which has nothing to do with our will, is in the first place due to the skin. He does not deny that, when the equilibrium threatens to be disturbed, the organism can instinctively raise or reduce the development of heat according as it is necessary. But he proved that in this way not enough can be reached. The skin on the contrary can, with the aid of the nervous system, by variation in the blood current and in the liberation of damp regulate the cooling process so sufficiently that, in a cold and in a hot surrounding, during decreased or increased development of heat, the bodily heat can be kept on the same height. To speak in modern language, the regulation of the bodily temperature, is principally due to physical, not to chemical actions.

Only many years later, this opinion has been fully confirmed by others, also by investigations of EIJKMAN in the laboratory at Batavia. That already in 1844 it had been defended by DONDERS on many arguments has hardly drawn any attention. In those days he was not yet the man to whom the whole world listened. In 1853, there appeared in von Wagner's Handwörterbuch der Physiologie a detailed paper of H. NASSE on animal heat, a somewhat cumbrous article, excelling more by completeness than by clearness. Though NASSE cites DONDERS' article, which in the meantime had also been edited in Wiesbaden in the German language, at the same time with a paper of C. BERGMANN, appeared a year later at Göttingen; he remarks that BERGMANN and after him DONDERS had drawn the attention to the significance of the variations in the blood current by the skin for the regulation of the bodily temperature.

What DONDERS has done for the extension of science — I must withstand the temptation to cite more examples — what he has contributed to rise the pitch of scientific teaching in Holland, his powerful collaboration in the "Nederlandsche Maatschappij tot bevordering der geneeskunst", especially in the first years of its existence, by which he more than any other has introduced the conviction in Holland that the natural science must be used as

a lever to raise the medical science — all this makes it natural that DONDERS became a leader to whom everyone looked admiringly.

But how deep his contemporaries might be struck by a man as talented in all directions as DONDERS, a brilliant personality, who, where he came, played a principal roll and who tried everywhere to advance science — the memory of all this fades and has soon quite vanished, when those who received their impressions personally are gone. To inspire lasting admiration, deeds must be done, the value of which also strikes posterity.

DONDERS' life was rich in such deeds. By these he acquired the name of a really great man. As a man of science, especially as a physiologist and an ophthalmologist he has dug out treasures the value of which is evident every day and opened new ways of investigation.

It would be an attractive and important but not less an ample and difficult work to indicate the just place which has been occupied by the very numerous investigations of DONDERS among those of his contemporaries. Now we are only able as yet to do this with respect to the principal subjects. But they suffice already to make us true admirers of his greatness. Even from these chapters I can stipulate here a few things only. I may not forget, that we are here to commemorate and do honour to the memory of DONDERS and not to treat in details his merits with respect to scientific problems.

DONDERS' dissertation already, was an interesting piece of work. As has been mentioned he wrote it at Vlissingen, after having passed the doctor examination at Leiden, because the faculty of Utrecht judged the time of his clinical studies too short according to the law. The faculty namely judged that the years of clinical work at the military hospital did not count. At Leiden DONDERS found the faculty more indulging. For this reason his promotion had also to take place at Leiden.

It would not have been astonishing when DONDERS, who since a short time was living in a world where he did not only find ample work, but also rich distraction, had treated this dissertation somewhat lightly. In those days "casus nonnulli" were frequent subjects of dissertations. It was not absolutely necessary that the doctorandus gave himself much trouble for it; the

purpose of the promotion was for the promovendus only to procure him the right to practise.

But DONDERS was a stranger to superficiality. He gave a description of two cases of acute meningitis, one of which he had met with at Utrecht, the other one at Vlissingen. In connexion with a precise survey of the symptoms of the illness and a very accurate description of what had been observed with the naked eye — the microscope was then still unknown to DONDERS — on the post mortem examination he gave a discussion of the causes to which, according to the then position of anatomy and physiology the symptoms of the illness might be due and on the other hand on all that the observed cases teach from an anatomic and physiological point of view — all this with an astonishing knowledge but without any unnecessary show of learning. We directly feel how true it must have been, that in those days, as he related later, "he devored LALLEMAND's "Recherches sur l'encéphale" and learned in Andral's "Clinique médicale" the true clinical method".

At his return at Utrecht in 1842 he found there GERRIT JAN MULDER, the great chemist, the founder of our knowledge of the proteins. MULDER directly saw how much the young sanitary officer promised and DONDERS praised himself happy to be received in the circle of this powerful, genial man and to be allowed to work in his laboratory. MULDER just began to extend his chemical investigations to living nature. Meanwhile the researches of SCHLEIDEN and SCHWANN had opened a new area for the histology, founded by BICHAT in the first years of the 19th century. By using the microscope these had proved that plants and animals are developed from cells and made the hypothesis plausible that all vital functions are bound to cells. MULDER understood that the chemical research had to be made on the cells themselves. He invited HARTING and DONDERS to begin these investigations, HARTING on the botanical, DONDERS on the animal cells. The results of these investigations are to be found in MULDER's famous work "Proeve eener physiologische scheikunde". By this publication the histo-chemistry was introduced into science. Only then DONDERS became acquainted with the microscope, but now he directly understood of how much use this instrument could be

in the new domain of histology. By his prominent talent in formulating questions and by his power of observation, which was so highly developed both by talent and by exercise, he soon conquered a principal place among the histologists of his time. The proof that also in grown-up tissues always cells are present, is for a great part due to him.

But he did not confine himself to the study of histology. Also in his individual investigations his many-sidedness was shown in an astonishing way.

It is lightly to be understood, that it was thought desirable to connect such a man to the university. In 1847 he was appointed to extraordinary professor at Utrecht. There was no vacant chair. In those days a professor was nominated in the faculty, but no special subject of teaching was assigned to him. Nobody doubted that a man of DONDERS' capacities would have a rich choice. In 1848 he began his function with a lecture: "The harmony of the animal life, the manifestation of laws", in which he defended the gradual development of the species, by which he obtained an honourable place among the predecessors of DARWIN.

Now he began his teaching: on medical policy and hygienics, on histology and general metabolism, under the name of general biology, on pathologic anatomy, on ophthalmology and, for students of all faculties, on anthropology, which lectures were also an introduction into forensic medicine. Beside all these teaching DONDERS found still time and energy for own investigations in many directions, in the domain of physiology in the widest sense of the word. That he avoided the name physiology under his subjects of teaching was only due to his respect for his master SCHRÖDER VAN DER KOLK who lectured on that subject. The number and the variety of the investigations, which DONDERS, soon helped by his skilful amanuensis, the excellent KAGENAAR, made in the course of the years is nearly incredible. No part of physiology he left untouched. And when, still nowadays, we reread those researches, we are struck by his originality and the systematic way in which he treated anything he entered upon.

He specially felt attracted by the physiology of the eye. First he studied the action of the muscles that move the eye, a sub-

ject, which during several years, he treated again and again, also together with several of his pupils. Soon he was also led to the investigation of the refraction of the light rays in the eye and the changes which occur in it as soon as a near object is fixed. When in 1851 HELMHOLTZ discovered the ophthalmoscope, DONDERS was one of the first to make use of this instrument so valuable for the investigation.

In this way DONDERS was conducted to the study of defects of the eye. His help was sought, the current of patients soon increased and before a long time DONDERS was the first ophthalmologist in Holland, one of the first of the world. Not until those days ophthalmology obtained an individual place among the medical sciences. "This has been", thus said professor DOYER in his inaugural oration at Leiden, "the work of three men, of HELMHOLTZ the physicist, of DONDERS the physiologist and of VON GRAEFE the clinicus". The parts of DONDERS regarded in the first place the study of the refraction of the light rays on their way through the eye, by which refraction there is formed of each point of the subject a sharp image on the retina. By an investigation in the laboratory of DONDERS our early deceased compatriot CRAMER showed that the power to accommodate the eye, according as it is necessary, to near or distant objects is due to the variation of the curvature of the surfaces of the lens in the eye. By daily experience it was seen however that some people, notwithstanding this property, never can see sharply distant objects, while to others near objects cannot be made distinct. Up till then there had been tried in a haphazard way to correct such deviations by the use of spectacles. But again and again these efforts were vain. Nobody found a way in this labyrinth. By splendid, quite systematically projected investigations DONDERS brought here perfect clearness. His work "On the anomalies of the accommodation and refraction of the eye" edited in 1864 by the Sydenham Society, is a standard work, which alone would have sufficed to lend to DONDERS' name an immortal fame, both for DONDERS as a genial natural scienticist and for him as a benefactor of humanity. "Doubtlessly we may say", thus we read in an address presented to him on the occasion of his jubilee by the medical faculty of Liège, "that

of the three patients who leave cured the consulting room of the ophthalmologist at least one owes his cure to your discoveries".

That DONDERS became a benefactor of mankind was not an involuntary consequence of his inclination and his talent to solve the problems of nature, but a fruit of his well-aimed strive after this purpose. Surely he has never shown this more strikingly than by the foundation of the Dutch Hospital for impecunious and poor eye-patients. With the aid of his pupil and friend, later on his successor as professor of ophthalmology and director of the hospital, the famous clinicus and operator HERMAN SNELLEN he made this institution to a centre, where from all sides forces came together to collaborate at the advancement of the ophthalmological science and whence benefacting light was radiated in all directions. Many thousands of unhappy patients have found there cure; within a relatively short time whole Holland was provided with ophthalmologists, who had found their education there and a current of young students came from all civilized countries to learn from DONDERS and SNELLEN, at the very source, what an ophthalmologist must know to fullfil his vocation satisfactorily.

Under all the drudgery work of which he had so plenty in his ophthalmological function, DONDERS always remained faithful to the physiology in its whole extension. In 1862 at the death of SCHRÖDER VAN DER KOLK he officially continued the lectures of his deceased colleague. Some years later he obtained a fine laboratory for those days very well equipped, in which, always busy, he acquired a continually rising fame both by his investigations and his teaching. Soon he succeeded in attaching to himself an excellent assistant, ENGELMANN who in 1872 as extraordinary professor took the lectures on histology and succeeded in 1888 DONDERS as professor of physiology.

Still in the last period of his activity DONDERS had undertaken very important investigations which he again made useful to mankind, namely on the vision of colours, very detailed observations which are at the first sight of importance for the physiology only. How few will be conscious nowadays how much they owe by the improved security of traffic to DONDERS, who found by his investigations the means to conclude who of those who must

discern quickly between certain coloured signals, are fit for their work and who moreover succeeded in having introduced those means by the railway and steamer societies!

I must finish. Not that the subject is exhausted. Who only knows anything of the life and the work of DONDERS will have remarked, that many subjects even several of no little importance have been left aside. However, I may not ask more of your patience. You have not expected more than a sketch with the only purpose to revive the respectful and thankful memory of the great man to whom our university, our country, even the whole world owes so much.

DONDERS' contemporaries have shown how much they respected him. He has been loaden with decorations. So Holland did too; the Royal Academy of Sciences has bestowed on him its highest distincion, it has elected him during 18 years a president of the physical department. The "Hollandsche Maatschappij der Wetenschappen" at Haarlem has endowed him with the golden Boerhaave-medal with the words: "as by your manifold activity you have contributed more than any of the living physiologists to the development and extension of our knowledge of physiology". Also the Dutch Government has bestowed many a distinction on him.

Shall we then complain that there are now many who have only a vague representation with respect to the name of DONDERS and who do not know how many of the benefits they are enjoying are due to his work and to his devotion to the interests of mankind? No, we will not complain. But it is our duty to draw again and again the attention of our countrymen to DONDERS, not the least in this time in which the care of the existence and the honour of our country are layed us so near at heart.

That is why we want to erect a monument in his honour, in order that also in future the younger generations are again and again induced to ask: who was that man? Then the older ones will directly answer DONDERS, one of the greatest and best men Holland ever produced!

MARAT,

read before the Royal Society of Medicine.

BY C. EDWARD WALLIS, M.R.C.S., L.R.C.P., L.D.S.
13 Queen Anne Street. London, England.

It is somewhat strange that no English-speaking "medical writer" has ever given any special attention to the scientific career of MARAT, the notorious French revolutionary, and yet he was both a scientist and a London medical practitioner before he entered upon the bloodthirsty career for which I suppose he will be ever remembered. Like certain other great Frenchmen, he was of Italian origin, though born in the Swiss Canton of Neuchâtel in 1743. His real name was JEAN PAUL MARA, the "T" having been added later to give his name a more French appearance.

The father of MARAT seems to have been a gentleman of many occupations, for at one time he was a designer, at another a chemist, and, later, a teacher of languages; there is, however, no reason to doubt that his parentage was, socially, satisfactory, though his mother, Madame MARA, a Swiss by birth, seems to have been described by certain neighbours as possessed of a diabolical tongue, and as a notorious liar, a slanderer, and a renegade wife.

MARAT in one of his publications, known as *Le Journal de la République française*, has left us a remarkable account of his youth, in which he says that he was born with an impressionable nature, a fiery imagination, a heart open to every lofty passion and, above all, to the love of Fame which devoured his mind. MARAT also declares that his *moral sense* was already developed at the age of 8, for even then he could not bear to see ill-treatment practised upon another, that "the sight of cruelty

filled him with indignation", and that "injustice made his blood boil like a personal outrage".

At the age of 18 MARAT left the paternal roof and went to study medicine in Toulouse and Bordeaux, after which, for fourteen years, he seems to have divided his time between England, Scotland, Ireland, Holland, and Paris, where he settled for a time in 1751. About the year 1765 he again returned to London, when he commenced practice as a doctor in Church Street, Soho, and remained for ten or twelve years, during which time he seems to have been a welcome guest in the best literary, scientific, and artistic circles. While in London he wrote in English a large number of scientific and philosophic books and pamphlets, of which the first was "An Essay on the Human Soul", published in 1772. Another of his works, this time in French, was entitled "The Discoveries of M. MARAT on Fire, Electricity, and Light", which received the approbation and honourable mention of the French Academy of Sciences. The last purely scientific work of MARAT was published in 1788 on the subject of "Light", in which appeared, among others, essays on the rainbow and the colour of the sky at sunrise and sunset.

With regard to the medical career of MARAT it is uncertain whether he ever took a medical degree in France, but somehow or other he certainly received the degree of Doctor of Medicine from the University of St. Andrews in 1775, that is, some ten years after he had commenced practice in Church Street, Soho. I will not attempt to read the diploma, but will merely quote therefrom the special paragraph relating to MARAT himself, as follows: —

"Since JEAN PAUL MARAT, a very distinguished master in arts, has given all his attention to medicine for several years, and has acquired a great skill in all branches of the science: With the approbation of numerous doctors in medicine, there has been conferred upon him the supreme grade of doctor in medicine".

This degree was equivalent to an honorary one, and, as was the custom of the time, was conferred on the recommendation of two medical men known to the Senate—namely, Dr. HUGH JAMES and Dr. WIILLIAM BUCHAN.

There is some reason for thinking that MARAT had obtained other medical degrees, since, on his appointment in 1777 as Physician to the Body Guard of the Count d'Artois, he is described officially as "Doctor in Medicine" of several English faculties. MARAT held this post for nine years, at the end of which he resigned in 1786.

While practising in Church Street MARAT published two medical "tracts", as they are called, the first of which is dedicated to the "Worshipful Company of Surgeons", in London, and dated November, 1775, while the second, entitled "A Singular Disease of the Eyes", is dedicated to "The Royal Society". The first of the two "tracts" referred to is entitled "An Essay on Gleets", while the second tract is entitled "An Enquiry into the Nature, Cause, and Cure of a Singular Disease of the Eyes, both by JEAN PAUL MARAT, M.D.

In his essay on "Gleets" MARAT strongly condemns the use of *common* bougies, as he called them, on account of their irritating properties, and follows by describing what he calls a proper way to cure "gleets", by means of special bougies of white wax, followed by the use of diachylon in gum, after which an injection of a weak solution of sal ammoniac was prescribed four times daily. MARAT concludes this essay of 21 pages by observing that "there is no Gleet incurable, nay there is none which cannot easily and speedily be cured if properly treated".

The affection of the eyes described in MARAT's second tract he attributes to the use of certain mercurial preparations, and mentions it as having been hitherto confounded with "gutta-serena", which was also known in those days as "black cataract", and was the form of blindness from which the poet MILTON suffered.

MARAT's first political work was entitled "The Chains of Slavery", and was written and published in London in 1774. In it his revolutionary ideas of social reform began to show themselves very clearly. His first writing with a direct bearing upon the Revolution appeared in 1788, in the form of a pamphlet called "Offrande à la Patrie"; it dealt specially with the miseries of the people as being due to the iniquities of "Finance Ministers".

As MARAT's political career alone would fill a volume, I shall

not attempt to deal further with it, but pass at once to the man himself and the diseases from which he himself was a sufferer.

CARLYLE describes him as a "large-headed, smoke-bleared, dwarfish individual with blue lips, and his temperament as acrid and corrosive as the spirit of sloes and copperas". A contemporary describes him as being only 5 ft. high, with bow legs, and a very large head and aquiline nose. It would appear that MARAT had two personalities: (1) The one, that of a scientist and philosopher, which died in 1789, the year of the fall of the Bastille; (2) the other, that of a fanatical journalist, pamphleteer and demagogue.

MARAT throughout his life had always endeavoured to attract public attention, and when opposed by others became morbidly introspective. He was despised and jeered at in academic circles, and believed himself persecuted and libelled by everyone. CABANÈS declares that MARAT was hypochondriacal and exaggerated greatly his own infirmities, and that he poured out his bile in pamphlets and his bad temper in sentences of death. CABANÈS suggests that it was the bodily infirmities that warped MARAT's frame of mind, and that the perpetual irritation and itching of the pruritus from which he suffered caused his temperament to become sanguinary and ferocious. MARAT suffered from insomnia and constant headaches: that is why he is often represented with a cloth on his head, this cloth being soaked in vinegar. CABANÈS believes that MARAT's skin affection was of the nature of eczema, affecting largely his scrotum and perineum, and that the exacerbations of his pruritus coincided with the violence of his phrases in *L'Ami du Peuple* and the other revolutionary journals to which he was the chief contributor. The only way by which MARAT could get relief from his pruritus was by constantly sitting in the well-known shoe-shaped bath, which was made of beaten copper, and across which a board was put on which MARAT used to write his articles for *L'Ami du Peuple*, &c. The curious shape of the bath seems to have arisen from the necessity of economizing water owing to the difficulty and expense of carrying it upstairs and from a distance. I am, however, indebted to Dr. GRAHAM LITTLE for the suggestion that MARAT's affection was probably dermatitis herpetiformis,

on the ground that the irritation and pain from which he suffered were alleviated by sitting in a bath of water, whereas eczema itself would have been much aggravated by contact with water.

As is known to all, it was while he was sitting in this bath that CHARLOTTE CORDAY stabbed him in the chest on July 13, 1793. CHARLOTTE CORDAY, who was guillotined for this crime, is said to have died saying: "*One* man have I slain to save 100,000".

Members of the Odontological Section of this Society will be interested to know that the man who rendered first aid to MARAT was a dentist named MICHON-DELAFONDÉE, who practised in the same house; DELAFONDÉE bandaged up the wound, had MARAT put on his bed, but soon found that he was beyond human aid.

MARAT was almost deified after his assassination, a magnificent funeral was accorded him, and he was buried in the Panthéon, the anniversary of his death being kept as a fête-day, to the end of the Revolution. Later, however, the memorials of MARAT were thrown down and broken in pieces, his remains being removed from the Panthéon and thrown into the common burial ground.

Such, then, is the tragic story of probably the most notorious doctor of medicine our profession has ever known.

ÉPIDÉMIOLOGIE.

I. Peste. 1. *Afrique méridionale. Rhodésia*, du 1 au 9 mai (1918) (56). 2. *Algérie. Alger*, du 1 au 30 sept. 1. 3. *Arabie. Hedjaz*, du 7 au 11 oct. 3. 4. *Ceylan. Colombo*, du 18 au 24 août 1 (1). 5. *Chine. Hong-Kong*, du 21 juill. au 10 août 32 (29); du 11 août au 7 sept. 17 (13); du 22 au 28 sept. 1 (1); du 13 au 19 oct. 1 (1); *Shanghai*, le 14 août (1) [à bord du vapeur Sunning]. *Amoy*, du 22 juill. au 4 août, présent; du 5 au 11 août, présent. 6. *Egypte. Alexandrie*, du 24 au 30 sept. 1. *Minieh* (prov.), du 1 janv. au 24 oct. 356 (153). 7. *Equateur* (état de l'). *Guayaquill*, du 1 au 31 août (1); du 1 au 30 sept. 1 (1); du 1 au 15 oct. 1 (1); du 16 au 31 oct. 1. 8. *Indes orientales britanniques. Karachi*, du 16 au 29 juin 62 (59); du 30 juin au 13 jl. 17 (17); du 14 jl. au 17 août 9 (7); du 18 août au 14 sept. 28 (24); du 15 au 21 sept. 9 (9). *Madras* (précidence), du 8 au 21 sept. 332 (216); du 14 au 27 jl. 502 (374); du 4 au 10 août 169 (120); du 1 au 7 sept. 1 (1); du 8 au 21 sept. 332 (216). *Rangoun*, du 1 au 7 sept. 28 (28); du 30 jn. au 13 jl. 95 (90); du 4 au 10 août 25 (25); du 18 au 31 août 30 (30); du 1 au 7 sept. 28 (28). *Bassein*, du 5 mai au 15 juin (59); du 23 juin au 13 jl. (6); *Calcutta*, du 16 au 29 juin (26); du 30 juin au 6 juill. (9); du 7 au 20 jl. (8). *Henzada*, du 5 au 11 mai (1); du 16 au 29 jn. (2). *Moulmein*, du 23 jn. au 13 jl. (29). *Bombay*, du 16 jn. au 17 août 75 (61). 9. *Indes orientales néerlandaises. Java*, au mois de sept. 4 à *Sourabaja*, 4 à *Lamongan*, 63 à *Salatiga*, 23 à *Temonggung*; à *Magalang* 4; au mois de novembre, à *Sourabaja* 26 (26); à *Salatiga* 26 (26); à *Magelang* 1 (1); à *Temonggung* 38 (38). 10. *Indo-Chine*, du 1 mars au 30 avril 447 (334); du 1 au 31 mai 565 (463). *Saigon*, du 12 au 25 août 6 (4); du 9 au 15 sept. 1; du 23 sept. au 6 oct. 3 (1). 11. *Grande Bretagne. Gravesend*, le 10 août 4; le 21 août 2, [à bord du vapeur Hector.]. 12. *Mésopotamie. Amara*, du 21 au 27 mai, présent. *Bassora*, du 21 au 27 mai, présent. *Bagdad*, du 27 jl. au 2 août 4 (2). 13. *Siam. Bangkok*, du 14 au 27 jl. 9 (8); du 28 jl. au 10 août 9 (8); du 1 au 21 sept. 6 (8). 14. *Straits-Settlements. Pinang*, du 9 au 29 juin 5 (5); du 30 juin au 27 jl. 3 (2); du 28 jl. au 10 août 9 (8); du 25 août au 28 sept. 3 (3). *Singapore*, du 30 jn. au 27 jl. 8 (5); du 11 au 17 août 1 (1). 15. *Vénézuéla*, du 1 janv. au 1 oct. 64 (21).

II. Choléra asiatique. 1. *Indes orientales britanniques. Calcutta*, du

16 au 29 juin (83); du 30 jn. au 6 juillet (17); du 7 au 20 jl. (39); du 25 août au 7 sept. (13); du 8 au 21 sept. 15. *Mandalay*, du 5 mai au 15 juin (8). *Madras*, du 6 au 13 juillet 1 (1); du 14 au 27 jl. 28 (14); du 4 au 10 août 8 (6); du 1 au 7 sept. 17 (11); du 8 au 21 sept. 67 (38). *Rangoun*, du 29 jn. au 13 jl. 2 (1); du 14 au 20 jl. 1 (1); du 25 au 31 août 1; du 3 au 14 sept. 1 (1). *Bombay*, du 23 au 29 jn. 4 (2); du 30 jn. au 17 août 16 (9). 2. *Indes orientales néerlandaises. Java de l'est. Sourabaia* (district), du 9 au 22 jl. 71 (54); du 30 jl. au 12 août 142 (124); du 27 août au 2 sept. 149 (127); du 10 au 16 sept. 56 (50) [dont à *Sourabaia* 31 (28)]. *Java du milieu*, du 11 au 17 juill. 31 (29); du 1 au 7 août 12 (13); du 22 août au 4 sept. 1043 (567); du 11 au 18 sept. 510 (407). *Java de l'ouest*, du 18 au 24 juill. 150 (90) [dont à *Batavia* 5 (1)]; du 8 au 14 août 39 (22) [dont à *Batavia* 10 (7)]; du 29 août au 4 sept. 78 (45) [dont à *Batavia* 69 (37)]; du 12 au 18 sept. 31 (20) [dont à *Batavia* 14 (12)]; du 19 au 25 sept. 37 (25) [dont à *Batavia* 34 (22)]. 3. *Indo-Chine. Anam*, du 1 mars au 30 avril 7 (5); du 1 au 31 mai 9 (8). *Kwang-Chow-Wan*, du 1 au 31 mai 3 (3). *Cambodia*, du 1 mars au 30 avril 123 (103); du 1 au 31 mai 38 (31). *Cochin-Chine*, du 1 mars au 30 avril 111 (68); du 1 au 31 mai 154 (96). *Saigon*, du 29 jl. au 4 août 17 (9); du 12 au 25 août 11 (6); du 9 au 15 sept. 8 (8); du 23 sept. au 6 oct. 11 (9). *Tonkin*, du 1 mars au 30 avril 6; du 1 au 31 mai 9 (3). 4. *Mésopotamie. Bagdad*, du 24 au 30 août 3; du 1 au 13 sept. 1. 5. *Perse*, du 16 au 23 juin (191). *Ispahan*, du 15 au 16 jl. (60). *Kaum*, du 13 au 19 jl. (1). 6. *Philippines* (îles), du 28 jl. au 3 août 122 (77) [dans les provinces de Bohol, Cebu et Oriental Negros]; du 4 au 10 août 350 (138) [dans les mêmes provinces et dans la prov. de Sorsogon]; du 11 au 17 août 159 (88) [dans les prov. de Bohol, Cebu, Misamis, Oriental Negros, Sorsogon et Surigao]; du 18 au 24 août 142 (84)] dans les prov. de Bohol, Cebu, Misamis, Oriental Negros, Sorsogon]; du 25 au 31 août 136 (67) [dans les provinces de Bohol, Cebu, Misamis, Oriental Negros, Sorsogon]; du 1 au 7 sept. 173 (112) [dans les prov. de Bohol, Cebu, Leyte, Misamis, Oriental Negros, Sorsogon]; du 8 au 14 sept. 77 (55) [dans les prov. de Bohol, Leyte, Misamis, Oriental Negros, Sorsogon]; du 15 au 21 sept. 211 (139) [dans les prov. de Bohol, Cebu, Leyte, Oriental Negros, Sorsogon]; du 22 au 28 Sept. 5 (4) à *Manile* et 89 (54) dans les prov. de Bohol, Cavite, Cebu, Misamis, Oriental Negros, Sorsogon et Surigao; du 29 sept. au 4 oct. 158 (105) dans les prov. de Bohol, Bulacan, Cavite, Oriental Negros, Pangarinan, Rizol, Sorsogon; du 6 au 12 oct. 160 (116) dans les prov. de Bohol, Cavite, Cebu, Iloilo, Lanao, Oriental Negros, Pangasinam, Sorsogon, Union; du 13 au 19 oct. 175 (94) dans les prov. de Batangas, Bohol, Bulacan, Cavite, Iloilo, Misamis, Oriental Negros, Pangasinan, Rizal,

Union. *Manile*, du 13 au 19 oct. 13 (9); le 24 oct. 1 [à bord du vapeur Tempaisan Maru]; du 20 au 26 Oct. 9 (12); du 20 au 26 oct. 265 (185) dans les prov. de Batangas, Bohol, Bulacan, Cavite, Cebu, Iloilo, Oriental Negros, Pangasinan, Rizal, Union. 7. *Roumanie. Braila*, au mois de sept. présent. 8. *Russie. Pétersbourg*, le 16 juillet ont été rapportés 3388 (1054) dans les hôpitaux. *Varsovie*, le 4 juillet. 4.

III. FIÈVRE JAUNE. 1. *Brésil. Pernambucque*, du 1 au 15 juin (1); du 1 au 15 août (1); le 17 oct. présent. 2. *Equateur* (état de l'). *Guayaquill*, du 1 au 31 août 28 (14); du 1 au 30 sept. 38 (25); du 1 au 31 oct. 71 (40). *Naranjal*, du 1 au 31 août 1 (1). *Punta de Piedra*, du 1 au 31 août 1. *Vinces*, du 1 au 31 août 1; du 1 au 30 sept. 5 (2). 3. *Guatémala. San José*, jusqu'au 27 sept. (14); du 29 sept. au 5 oct. 3 (1); le 4 nov. 1. *Escuintla*, jusqu'au 1 nov. 40; le 3 nov. 5; le 4 nov. 3.

[D'après les numéro's 39—51 (1918) des „Public Health Reports (Washington) et les bulletins mensuels de décembre (1918), de janvier et février (1919) du „Centrale Gezondheidsraad" (Hollande)].

Amsterdam, le 26 mars 1919. RINGELING.

EINIGES ÜBER HARN- UND GESCHLECHTSORGANE, IM BESONDEREN ÜBER DAS KOÏTUSBILD, IN DER ANATOMIE DES LEONARDO DA VINCI

VON

Prof. A. J. P. v. d. BROEK, Utrecht.

(Mit 3 Abbildungen.)

In der grossartigen Publikation der Herren VANGENSTEN, FOHNAN und HOPSTOCK befindet sich im dritten Bande die Reproduktion desjenigen Blattes, auf welchem LEONARDO DA VINCI die bekannte und mehrfach beschriebene Abbildung zweier Individuen in Geschlechtsvereinigung dargestellt hat. In den folgenden Zeilen will ich ein Beitrag zum Studium dieses Blattes und einige Bemerkungen zur Anatomie der Harn- und Geschlechtsorgane in der Anatomie des LEONARDO geben. Ich muss an erster Stelle darauf hinweisen, dass in demselben Bande noch mehrere Abbildungen vorkommen die sich mit demselben Gegenstande befassen oder Geschlechtsorgane darstellen. Hierunter sind die betreffenden Abbildungen aufgezählt.

Auf Folio I recto kommt eine Abbildung weiblicher Geschlechtsorgane und einige, die Anordnung des Analspaltes (Muskeln) vorstellende Schemata (vergl. Abb. 1) vor. Auf Folio I verso findet man Abbildungen von weiblichen Becken von links her geöffnet, eine Uterusabbildung und mehrere Figuren männlicher Genitalien. Folio II recto besitzt ein Koïtusbild, teilweise in Schwarz, teilweise in Rot, dann noch zwei kleinere Skizzen des Koïtus, auf Folio II verso kommt eine kleine Skizze in Rot der Immissio penis vor. Der Uterus ist hier mit mehreren Zellen abgebildet.

Folio IV verso zeigt uns verschiedene Abbildungen der männlichen Geschlechtsorgane, teilweise in situ; ebenso Folio IV verso. Auf Folio VI recto finden wir ein Bild des Testikels; vas deferens, Blase und der Gefässe und Ureteren, mit einer Andeutung der äusseren Geschlechtsorgane. Folio VII recto besitzt zwei

Figuren der äusseren weiblichen Geschlechtsorgane, wovon eine

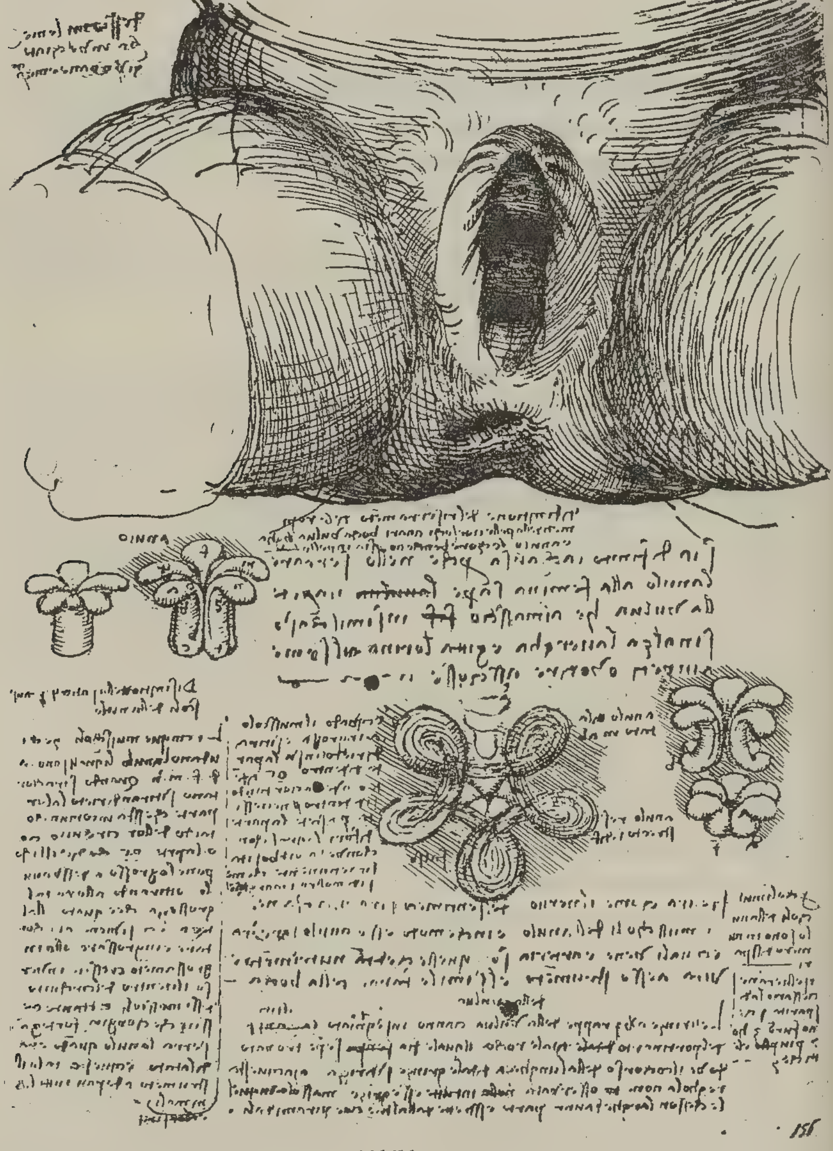


Abbildung 1.
Quaderne III. Folio 1. recto.

nur eine Skizze, die andere mehr ausgearbeitet ist.

Auf Folio X verso treffen wir ein Situsbild der männlichen Geschlechtsorgane; auf Folio XI verso einige Skizzen derselber Organe von links her; Folio XII verso endlich besitzt einige Andeutungen der männlichen Geschlechtsorgane.

Aus dieser Aufzählung derjenigen Figuren, welche sich im dritten Bande der Quaderni finden; und es liesse sich diese Reihe noch mit einigen Abbildungen (und Textestellen) aus den anderen Bänden vermehren, geht hervor, dass auch der Bau, und ganz im besonderen die Funktion der Geschlechtsorgane LEONARDO's Gedanken vielfach und an verschiedenen Zeiten in Anspruch genommen hat. Verschiedenen Autoren nach stammen nämlich die betreffenden Blätter, welche die Herausgeber im dritten Bande der Quaderni vereinigt haben, aus sehr verschiedenen Zeiten von LEONARDO's Tätigkeit; so dass erst die Frage nach dem Zeitpunkte der Entstehung des Koïtusbildes besprochen werden muss.

Die Herausgeber berichten darüber Folgendes.

Folio I bildet etwas für sich und gehört zu „einer so frühen Zeit, wie dem Jahre 1489". Folio XII lässt sich auf die Zeit 1495—1497 zurückführen. Den Folio VII und VIII, die LEONARDO während seines Sezierens von Gravidae gezeichnet haben muss, schliesse sich Folio IX an. Die Blätter Fol. II—IV und XI bilden eine Gruppe für sich, was man leicht aus der auf diesen Blättern angewandten Zeichenweise sehen kann.

HOLL kommt in seiner Besprechung der Quaderni auf Grund der Angaben von W. V. SEIDLITZ zu der unterstehenden Zeitbestimmung:

um 1489: 1 r. 2 r. 2 v. 3 v. 12 v.

vielleicht 1495—1497: 1 v. 3 r. 4 v. 10 r. 10 v. 12 r.

„ 1506—1512: 5 r.; 5 v.; 6 r.; 7 r.; 7 v.; 8 r.; 8. v.; 9 v. 10 r. 11 v.

Weiter sagt HOLL: „Die um 1489 entstandenen anatomischen Zeichnungen LEONARDO's weisen mit Sicherheit darauf hin, dass LEONARDO um die angegebene Zeit noch nicht eigenhändig an der Leiche Zergliederungen vornahm und dass er seine anatomischen Kenntnisse lediglich auf Grundlage des Studiums alter Autoren erworben hat" (l. c. S. 40). Bald danach soll, nach HOLL, LEONARDO mit seinen selbständigen Untersuchungen angefangen

haben (um 1490); wobei „seine Methode und seine Technik immer vollkommener wurden" (l. c. S. 41). Mit der Erweiterung seiner anatomischen Kenntnisse mussten notwendigerweise LEONARDO's bildliche und auch textliche anatomische Darstellungen reichhaltiger, aber auch, was wesentlich ist, immer fehlerfreier werden. Man kann sohin auf Grund der Darstellungsweise des Objektes und auf Grund der grösseren oder geringeren Fehler oder des Abseins von Fehlern die die Zeichnungen aufweisen, schliessen, aus welchen Perioden der selbständigen anatomischen Tätigkeit LEONARDO's bestimmte Zeichnungen beiläufig stammen.

Aus der oben gegebenen Liste der Zeitbestimmung geht hervor, dass von einigen Blättern die Zeit der beiden Seiten durch HOLL verschieden angegeben werd (1. 3. 12). Hierzu bemerkt HOLL (l. c. S. 40): „Die Aussage, dass die eine Seite eines Blattes Zeichnungen aus früherer Zeit, die andere Zeichnungen aus späterer Zeit enthalten kann, ist nicht direkt abzuweisen".

W. v. SEIDLITZ rechnet das erste der Blätter in die Zeit um 1489, das letzte in den Jahren 1495—1497; die Blätter 7—9 in den Jahren 1506—1512, da der Name MARCANTONIO DELLA TORRE auf Blatt 8 vorkommt; auch die übrigen werden dieser späten Zeit angehören, da zwei von ihnen (5 und 11) die französische Liliё zum Wasserzeichen haben.

Aus der älteren Literatur schöpfe ich die Mitteilung von CHOULANT (l. c. S. 8): „Nur die Darstellung, welche er von der Geschlechtsvereinigung giebt, geht über den Bereich der Kunst hinaus und streift in das Gebiet der Physiologie, zeigt jedoch nur eine schematische, aus Büchern und nicht aus der Natur geschöpfte Behandlungsweise, während jene Darstellungen der Knochen und Muskeln nach der Natur selbst entworfen sind".

Die Abbildung der Geschlechtsvereinigung ist durch CHAMBERLAINE reproduziert und ist später nach der Chamberlain'schen Ausgabe mit einigen Abweichungen wiedergegeben in dem sogenannten Hannover'schen Blatte. Was nun die Zeit betrifft, in welcher LEONARDO DA VINCI diese Zeichnung hergestellt hat, so glaube ich nicht, dass HOLL mit seiner Datierung Recht hat, vieles spricht m. E. dafür, dass auch diese Abbildung aus der Zeit 1495—1497, wie die Abbildung auf Folio III recto, stammt. Man hat sowohl auf der Abbildung wie auf den Beischriften zu achten.

Eine Vergleichung der beiden Seiten von Folio III lehrt eine bis in Einzelheiten gehende Übereinstimmung in der Schrift;

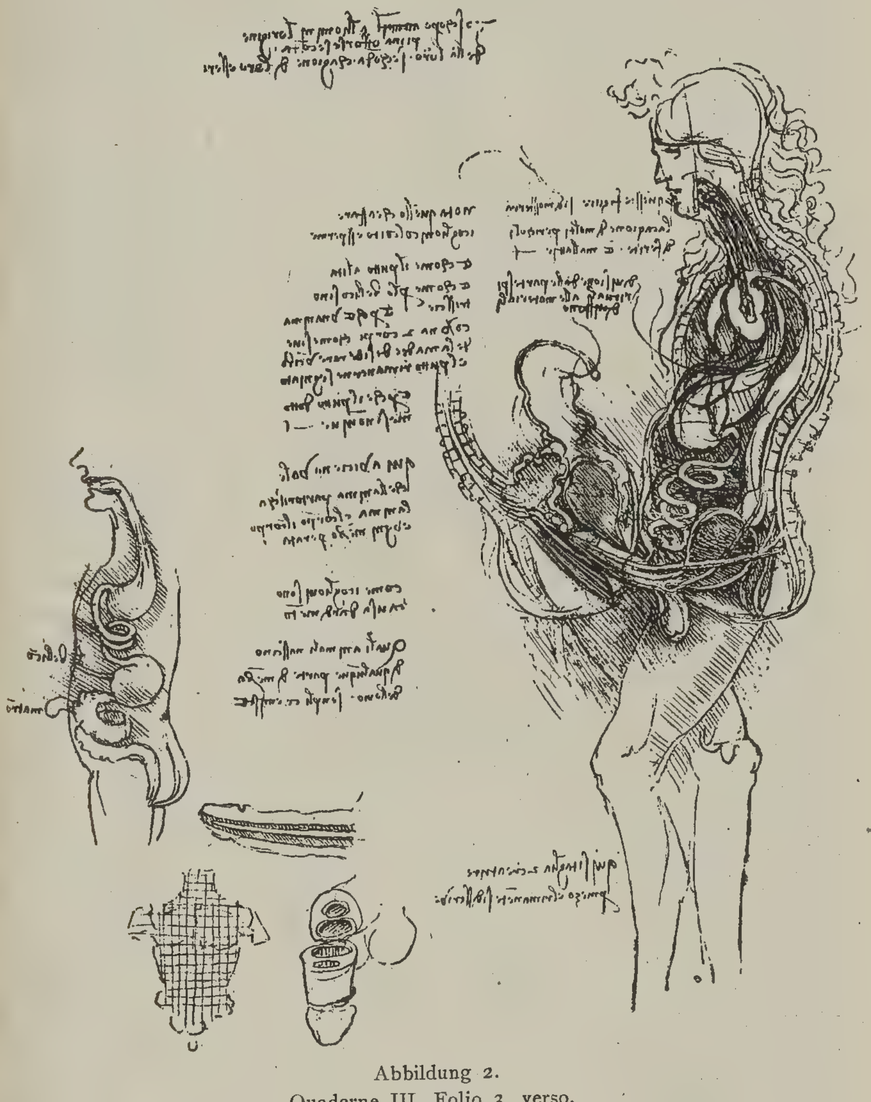


Abbildung 2.
Quaderne III. Folio 3. verso.

beide Seiten sehen dabei gleich frisch aus. Nur auf eine einzige Besonderheit, welche für einen Zeitunterschied anzuführen wäre,

muss die Aufmerksamkeit gelenkt werden. Man sieht auf Folio III recto deutlich, wie die Abbildung von Folio III verso durchschimmert, und man konnte denken, dass das seine Ursache in den Zeitunterschied (oder verschiedener Tinte?) hat. Jedoch schimmern die Buchstaben von Folio III recto auf Folio III verso gleichfalls, obwohl nicht so deutlich, durch.

Dann muss die Frage beantwortet werden, ob LEONARDO zur Zeit der Herstellung seiner Abbildung sich bereits selbständig mit anatomischen Untersuchungen befasst hat. Das wird bekanntlich von HOLL verneint. Nun ist es wohl selbstverständlich, dass das Bild ein Phantasiebild ist in dem Sinne, dass es niemals die Möglichkeit geben kann den Menschen während des Geschlechtsaktes zu sezieren. Jedoch kommt es mir schwer denkbar vor, eine solche Abbildung herzustellen ohne den Bau des menschlichen Körpers aus eigener Anschauung zu kennen.

Man braucht noch nicht so weit zu gehen wie RADL und zu behaupten, dass LEONARDO gewiss schon in seiner Lehrzeit bei VERROCHIO (zwischen 1469 und 1480) sich mit menschlicher Anatomie beschäftigt hat; um doch nicht als absolut sicher anzunehmen, dass er erst um 1490, im Alter von bereits 38 Jahren, mit Anatomie angefangen hat, weil dieses Jahr auf einem seiner jetzt bekannten Blätter vorkommt. Auch wenn man annimmt, dass das betreffende Blatt aus 1489 stammt, glaube ich nicht, dass man zur Annahme berechtigt ist, dass es ohne selbständigen anatomischen Kenntnissen zu Stande kam. Vieles spricht entschieden dagegen. Die Literatur, welche LEONARDO zu Dienste stand, und welche er, wie bekannt, ausgiebig benützt hat, bot ihm, so weit wenigstens meine Kenntnisse davon gehen, doch kaum Gelegenheit, wäre es als Kopie oder als eigene Zusammenstellung, eine Figur wie die betreffende herzustellen.

Woher hätte er z. B. die Kenntnisse der Nerven, welche vom Rückenmarke zu den Geschlechtsorganen verlaufen, bekommen müssen? Woher die Abbildung der weiblichen Scham, wie sie auf Blatt I recto vorkommt; obwohl diese viel weniger gut ist als die Abbildung der Scham auf Folio VII recto.

Vielleicht ist die Meinung, dass LEONARDO erst um 1490 angefangen hat Röthel zu gebrauchen (HERZFELD) zur Zeitbestimmung der Koïtusabbildungen auf Folio II recto nicht ohne Wert

obwohl bemerkt werden muss, dass die Möglichkeit nicht zu verneinen ist, dass er bereits 1489 Röthel gebrauchte. Vielmehr als die Abbildung spricht m. E. die Beischrift dafür, dass das Bild erst später entstanden ist, angenommen natürlich, dass Bild und Beischriften zusammengehören und gleichzeitig auf's Papier gebracht sind, was wohl sehr wahrscheinlich ist. Es ist dabei hauptsächlich die folgende Bemerkung, welche interessiert. Durch den Mund des männlichen Individuums sagt LEONARDO, „durch diese Darstellungen wird die Ursache vieler Gefahren der Geschwüre und Krankheiten demonstriert". Zweierlei ist hier möglich, LEONARDO hat hiermit òder Ulcus molle, òder Syphilis gemeint. Ersteres ist nicht auszuschliessen, jedoch nicht sehr wahrscheinlich. Das Althertum kannte venerische Krankheiten und deren Contagiosität. Nach BLOCH waren Gonorrhoea, auch Ulcus molle, im Mittelalter sogar sehr verbreitet; nach BINZ war den Römern jedoch keine durch den natürlichen Geschlechtsverkehr entstandene Ansteckungskrankheit bekannt. Müssen wir somit das Bestehen venerischer Krankheiten und Geschwüre annehmen und ihre Contagiosität als bekannt zur Zeit LEONARDO's voraussetzen; so deutet doch nichts darauf, dass diese Krankheiten einen so grossen Eindruck gemacht haben und so allgemeine Bekanntschaft genossen haben wie die Syphilis im letzten Dezennium des fünfzehnten Jahrhunderts gerade in Italiën. In 1493 war die Syphilis in Sevilla und Barcelona, in 1494 und 1495 verbreitete sie sich mit den Kriegszügen Karl VIII nach Italiën, wo es zu explosionsartigen Ausbrüchen kam. Um diese Zeit wird zweifelsohne auch LEONARDO, der am Hofe der Sforza verkehrte, der durch seine Position, sei es mittelbar, mit den Heeren in Berührung kam, von der Syphilis Kenntniss bekommen haben. Es liegt nun m. E. vor der Hand dass er durch die Abbildung nicht nur „den Ursprung des zweiten — ersten oder vielleicht zweiten — Daseins Grundes" hat blosslegen wollen, sondern zugleich eine Warnung gegen die Ansteckung mit Syphilis hat geben wollen.

Geht man somit von der Voraussetzung aus, dass die Abbildungen auf Folio III recto und verso aus derselben Zeit stammen, und nichts spricht, so weit ich sehe, gegen diese Annahme, dann erscheint die Beischrift beim Munde des männlichen Indi-

viduums in einem besonderen Lichte und gehört diese Ausserung zu den „Erstlingen der Syphilisliteratur" (SUDHOFF).

In Anschluss an dieser Besprechung des Koïtusbildes, von historischem Gesichtspunkte betrachtet, gebe ich einige Auseinandersetzungen über die Harn- und Geschlechtsorgane, wie man sie in der Anatomie von LEONARDO antrifft; wobei vielfach die Abbildung auf Folio III verso Ausgangspunkt der Beschreibung sein wird.

Die Harnblase beider Individuen (Abb. 2) wird stark angefüllt dargestellt; die weibliche allerdings, durch den grossen Uteruskörper, etwas abgeplattet. Abgesehen von der anatomischen Ungenauigkeit in dem Verhalten der Harnblase zum Darmkanale muss auf die Füllung noch im besonderen die Aufmerksamkeit gelenkt werden. Es ist wohl wahrscheinlich, dass LEONARDO die Harnblase zwecks Untersuchung mit Flüssigkeit angefüllt hat. Man findet auf manche andere Abbildung eine gefüllte Blase dargestellt (IV. 4. v.; 5 r.); und auch andere Hohlgebilde (z. B. Hirnventrikel) wurden von ihm zur Formbestimmung sogar mit erstarrenden Massen gefüllt. Dass ihm das Verhalten der Blase zum Peritoneum bekannt ist, geht unmittelbar da hervor, wo er sagt „stelle hier dar die Bauchwand und die Panniculi die die Gedärme von der Blase scheiden; und stelle dar, welchen Weg entlang die Eingeweide in den Hodensack herabsteigen und wie die Pforte der Blase sich schliesst (III. 4. v. 5). Den Schliessungsvorgang selber beschreibt er mit den Worten: „ferner macht der Urin das nämliche an der Pforte der Blase, d. i. dass die Kraft des ausgepressten Urins die Pforte öffnet, und ihre besonderen Muskeln sind die, welche sie wieder schliessen; und dasselbe wird an der Mündung des Membrums gefunden werden und der Vulva und der Gebärmutter und der sämtlichen Dingen, die das Notwendige enthalten und das Überschüssige hinaustreiben" (IV. 11. r. 1).

Die Harnblase geht in die Urethra über. Bei der weiblichen Figur auf Abb. 2 ist diese eine kurze, nach aussen sich öffnende Harnröhre, bei der männlichen Figur geht die Urethra in das Geschlechtsglied über. Es ist vollkommen klar, das LEONARDO in der Ruthe nur einen einzigen Kanal, einen einfachen Canalis uro-genitalis zeichnet. Ich glaube, dass ROTH kein Recht hat, nach Anleitung einer zweiten Figur auf demselben Blatte, nämlich ein Längs-

durchschnitt und verschiedene Querschnitte des Penis, zu schreiben: „Der von zwei Kanälen durchbohrte Penis geht auf Hippocrates zurück und spiegelt sich in der unklaren Ausdruckweise GUY DE CHAULIAC wieder: en elle (la verge) y a deux canals ou passages principaux: çavoir est, du sperme et de l'urine".

AVICENNA unterscheidet sogar drei Gänge. Der obere, weite, die corpora cavernosa ersetzende Kanal der LEONARDO'schen Zeichnung ist vorgebildet in GALENS Worten: inspice corpus nervosum, quod a pubis nuncupatis ossibus enascitur, cavum simul et omni humore vacuum. Der Zusammenhang dieses Kanals mit Nerven und Rückenmark, den LEONARDO abbildet, scheint die bei der Ejakulation erfolgende Abgabe von Nervenspiritus erläutern zu sollen" (l. c. S. 68. 69.).

Dass LEONARDO die einfache männliche Urethra wohl kennt, geht aus seiner Bemerkung hervor: „Siehe, welche zuerst im Urinkanal sind, entweder die Mündungen der Samengefässe oder die Mündung des Uringefässes; ich aber glaube, dass die des Urins die erste ist um reinigen und waschen zu können, dann der Samen, den *diesen Urinkanal* klebrig macht" (IV. 1. v. 8). Gerade der Ausdruck „ich aber glaube", macht den Eindruck, alsob LEONARDO gegen ältere Auffassungen polemisiert und die einfache Urethra an Stelle älterer Auffassungen über die Duplicität setzt. Auch die anderen Abbildungen des männlichen Geschlechtsgliedes sprechen hierfür. Die schraffierten Teile in der Abbildung der Penisdurchschnitte auf der Koïtustafel bedeuten, worauf HOLL (l. c. S. 52) hinweist, und wie ich auch glaube, die Schwellkörper und nicht die Urethra.

Testikel. Der Testis, mit einer Andeutung von Nebenhoden, ist im Scrotum abgebildet. Ein auffallend dickes Gefäss, von der Aorta kommend, die Art. spermatica interna, begiebt sich zum Hoden. Obwohl nicht auf dieser Tafel, so bildet LEONARDO auch die Venae spermaticae internae, von welchen die linke in die Vena renalis mündet, richtig ab. Auf IV. 3 r. 3 spricht er von einem Nerv, entsprungen an der Wirbelsäule, der sich mit der Vene der Testikel verbindet". (N. spermaticus internus?) Was die Funktion der Testes betrifft, ist LEONARDO wohl wieder am Polemisieren, wo er sagt: „und falls du sagst, dass die Testikeln bloss darum gemacht sind, die Vasa spermatica zu öffnen und

zu schliessen, hast du dich geïrrt, weil sie nur für die Widder oder Stiere nötig sein würden, die sie sehr gross haben; und wenn diese Testikeln wieder in den Körper hineingetreten wären, dann könnte der Koitus nicht ausgeübt werden" (II. 17. r. 4). LEONARDO fragt sich „was die Testikel mit dem Koitus und Samen zu tun haben". (III. 3. v. 5) und antwortet: „hier (im Hoden) wird der Samen gekocht und er war vorher Blut" (III. 10. v. 8). Mit dieser Bemerkung steht LEONARDO gänzlich auf dem Boden Galenischer Anatomie. Das kann man ihm nicht zum Vorwurf machen, am allerwenigsten ist es ein Beweis, dass er sich nur an der Literatur gehalten hat, und seine Arbeit nur kompilatorischen Charakter trägt (ROTH l. c. S. 110). Bei der Beurteilung solcher Aussprüche LEONARDO's, wie wir hier eine vor uns haben, müssen wir uns für unseren Urteil im Zeitalter ihrer Entstehung versetzen. Was mit dem blossem Auge sichtbar war und dargestellt werden konnte, hat LEONARDO vielfach richtig gesehen, beschrieben oder abgebildet. Unmöglich war es, Sachen zu erkennen, welche nur mit Hilfe vergrössernder Apparate erkannt werden konnten.

Das Vas deferens, in der Koïtusfigur nicht zu sehen, wird von LEONARDO wiederholt beschrieben und abgebildet. Es kommt aus dem Hoden zu Vorschein und verläuft dann zur Blase, in der Nähe wovon es eine blasenförmige Erweiterung, die Samenblase, besitzt. (Vergl. den kleinen Figuren auf Abb. 3 links unten). Von da an verläuft das Vas deferens zur Harnröhre. Fehlerhaft ist in allen betreffenden Abbildungen, dass er die Samenblase als eine Erweiterung im Verlaufe des Vas deferens zeichnet. Die Funktion der Samenblase wird dahin gedeutet, dass es ein Reservoir für den Samen bildet, und LEONARDO fragt sich sogar, zu merken „für wie viele Koïtus die Samenmunition genügend ist" (III. 4. vs. 1).

Auf die Abbildung des Medianschnittes fehlt jede Andeutung einer Prostata; und auch auf anderen Tafeln (III Tafel 4 verso, 5 recto) habe ich nichts davon gefunden. Tafel 5 recto zeigt sehr klar den Verlauf der Vasa deferentia durch den Inguinalkanal und die Umbiegung nach medial am inneren Ende dieses Kanales, jedoch ohne Andeutung einer Prostata.

Die äusseren Geschlechtsorgane des Mannes haben

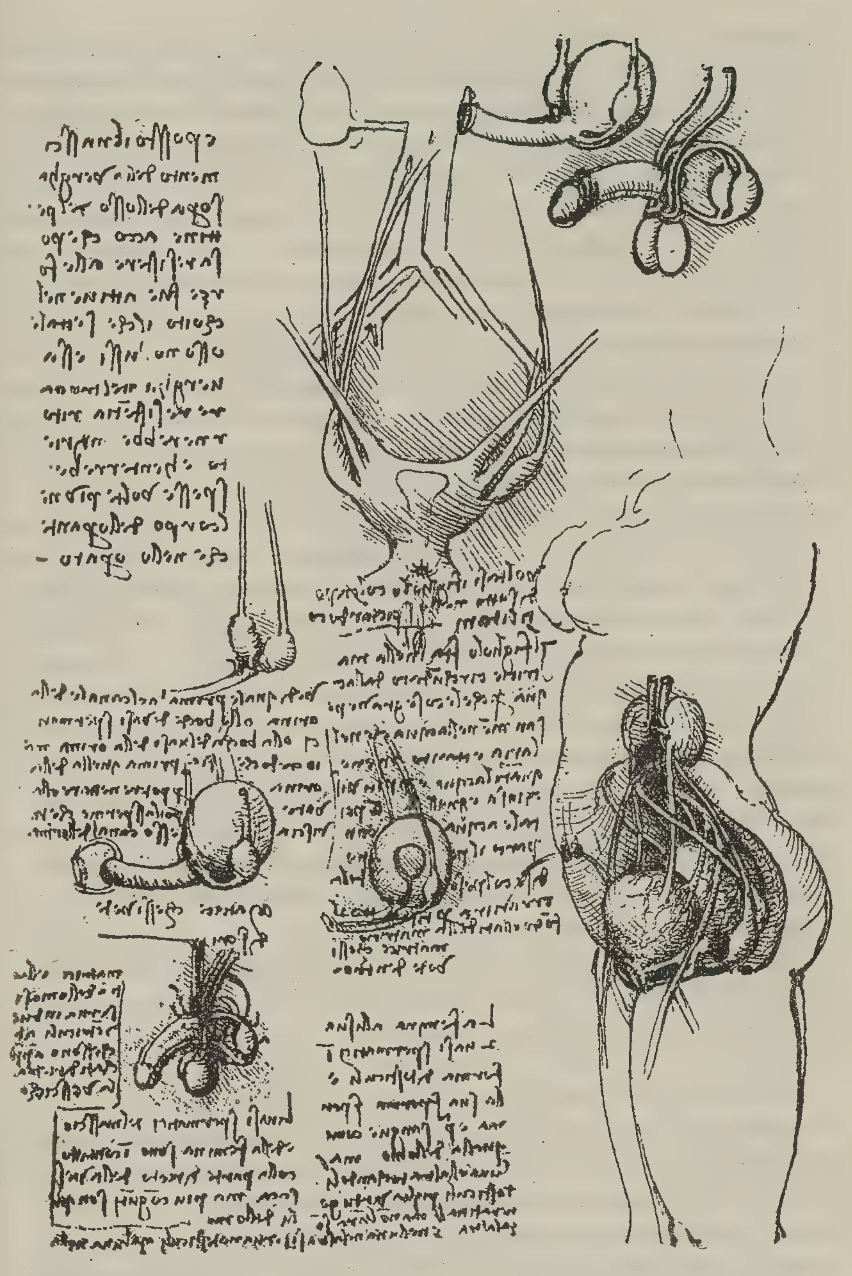


Abbildung 3.
Quaderne III. Folio I. verso.

LEONARDO anscheinend viel beschäftigt, wie aus den verschiedenen, teils auch aus weit auseinanderliegenden Zeiten stammenden, Abbildungen und Sätzen hervorgeht. „Der Ursprung der Rute ist am Schambeinknochen gelegen, damit sie ihren tätigen Kräften beim Koïtus einen Rückhalt geben kann, denn, falls solcher Knochen nicht wäre, würde diese Rute, indem sie Widerstand findet, rückwärtskehren und oftmals mehr in den Körper des Arbeitenden als in den Bearbeitenden hineindringen" (III. 1. v. 2). „In älteren Zeichnungen", bemerkt HOLL (l. c. S. 52), „lässt LEONARDO merkwürdigerweise den ganzen Penis vom untersten Teile der Harnblase abgehen" (III 11. v. fig. 20). Ich glaube nicht, dass die sehr skizzenmässig dargestellte Figur 20 zu dieser Auffassung führen darf, da man ebensogut den Penis als bei seinen Schwellkörpern abgeschnitten deuten kann, die Figur anscheinend auch nur in Bezug auf die Samenleiter, resp. Samenbläschen, entworfen ist. Auf Folio 4 v. kommen in Figuren 3 und 4 ein Längsdurchschnitt und ein Querschnitt durch den Penis zur Darstellung (Abb. 2). HOLL nennt diese, zusammengehörende Figuren „sicherlich eine ganz alte fehlerhafte Zeichnung" (l. c. S. 53), und sagt dann „die Querschnittzeichnung ist mit der Längsschnittzeichnung nicht im Einklang". Ich meine, dass die in der Längsschnittzeichnung schraffierten Teile den gleichen, schraffierten Querschnitte entsprechen müssen. Wahrscheinlich hat LEONARDO dann die Schwellkörper damit angeben wollen, und nicht zwei, den Penis durchziehenden Kanäle, denn, dass er die einfache Urethra kannte, wurde bereits erwähnt. Aber auch dann noch bleibt diese Abbildung fehlerhaft.

Endlich weise ich noch auf die Nervenstämme hin, welche LEONARDO vom Rückenmarke kommend und bis zum äusseren Ende des Penis verlaufend, darstellt.

Die erectio penis hat LEONARDO lebhaft interessiert. Er wendet sich gegen die Autoren, welche die Muskelkontraktion und die Peniserektion auf Füllung mit Wind zurückführen (MUNDINUS, GALENUS?). Nach LEONARDO beruhe die Erektion auf Vermehrung des arteriellen Blutes; bei Zergliederungen von Gehenkten habe er das Fleisch des erigierten Penis von reichlichem Blute gerötet gesehen, während es bei erschlafftem Penis blass sei (ROTH,

l. c. S. 85). Die Bemerkung ROTH's; dass LEONARDO der Meinung sei, dass die Arterien lufthaltig sind, dass er nur von Spirito spricht anstatt von Wind (MUNDINUS), und dass damit der Angriff LEONARDO's gegen MUNDINUS somit auf blossem Wortstreit hinausläuft, ist doch nicht stichhaltig, da LEONARDO ausdrücklich von Blut redet und sogar die rote Farbe im besonderen hervorhebt. Da kann er doch niemals Luft gemeint haben!

Weibliche Geschlechtsorgane.

LEONARDO kennt die Ovarien, und bildet diese auch ab. Auf Folio I verso zeichnet er einem Uterus, welche ich in Figur 3 wiedergebe. Man sieht, wie von den oberen Enden des Uterus jederseits einen Eileiter abgeht; darunter das, gerade nach oben und aussen gezeichnete Lig. teres. Das Ovarium ist darunter seitlich an den Uterus geheftet (Lig. ovarii proprium), während von dem äusseren Rande des Ovariums ein dünner Strang (Art. spermatica interna) von oben kommend gezeichnet ist. „Das Weib", sagt LEONARDO, „hat seine 2 Samengefässe in Form von Testikeln, und sein Samen ist zuerst Blut, wie der des Mannes; aber der eine und der andere bei Berührung der Testikel, ergreifen schöpferisches Vermögen, aber nicht der eine ohne den anderen; und weder das eine noch das andere wird in den Testikeln aufbewahrt, aber das eine in der Gebärmutter und das andere, das des Mannes, wird in zwei Säckchen, die hinter der Blase angeheftet sind, aufbewahrt" (III. 1. v. 6). Auffallend ist, dass auch bei der weiblichen Keimdrüse LEONARDO nicht an Geschlechtszellen gedacht hat, da doch die Follikel auch mit dem blossen Auge sichtbar sind. Es verwundert desto mehr, da er für die Entwicklung nach den Eiern von Hühnern greift, von den er sogar die männlichen und weiblichen unterscheidet (III. 7. r. 14). Auf Folio 1 verso bildet LEONARDO noch eine weibliche Figur ab mit von der linken Seite geöffenetem Bauche und Becken. (Abb. 3 rechts unten). Das Ovarium liegt seitlich gegen den Uterus angedrückt. Man kann sich den Gedanken nicht entziehen, dass er auf einer Übereinstimmung in der Lage der Eierstöcke und der Samenbläschen hat hindeuten wollen, wenn man diese Abbildung mit den auf demselben Blatte vorkommenden Abbildungen von Teilen männlicher Geschlechtsorgane vergleicht.

Ich schliesse mich bei HOLL an, der in den Figuren auf Folio 1 v. die Tuben zu erkennen glaubt, und meine mit ihm, das ROTH nicht das Recht hat, zu schreiben „einen Eileiter bildet LEONARDO nicht ab; er scheint das Ligamentum ovarii dafür zu nehmen" (l. c. S. 27).

Der Uterus ist auf der Koitus-Abbildung absolut fehlerhaft dargestellt. Die obere, runzelige Wand, die grosse Höhle, und die Verbindung zwischen Uteruswand und Brustdrüse sind nur als Ausdruck der Gedanken des Zeichners zu betrachten. Nun auf Grund davon zu sagen, dass LEONARDO die wirklichen Verhältnissen unbekannt sind, ist nicht zulässig. Die ganze Abbildung ist, wie das bereits gesagt wurde, eine Gedankenarbeit, der Begattungsakt kommt selbstverständlich nie zur anatomischen Beobachtung. Nun ist es am wenigsten zu verwundern, das LEONARDO seinen Gedanken, wahrscheinlicher seine Beobachtungen über den Zusammenhang zwischen Schwangerschaft und Brustdrüsenentwicklung in dieser Verbindung zum Ausdruck gebracht hat. (Es ist nicht nötig die Verbindung als ein Gefäss auf zu fassen; die oben besprochenen zum Penis verlaufenden Nerven sind gleichfalls doppelt konturiert gezeichnet). Der in der Abbildung zum Ausdruck gebrachte Zusammenhang zwischen Brustdrüse und Uterus hat m. E. dieselbe Bedeutung als das starke Gefäss von der Aorta zum Testikel (der Samen ist erst Blut!) und die Nervenstämme vom Rückenmark zum Penis. Sie bringen alle die funktionellen Beziehungen in den Augen LEONARDO's zum Ausdruck und bringen damit diese Abbildung in den Kader aller s. g. Anatomie von LEONARDO, welche im Grunde immer mehr Physiologie als Morphologie ist.

Dass das wirkliche Verhalten des Uterus und dessen Form LEONARDO sehr wohl bekannt sind; geht aus manchen anderen Abbildungen klar hervor. Ich habe nur auf den einkämmerigen Uterus der Abbildung auf Folio 1 v. hinzuweisen (Abb. 3), auf die schöne Abbildung des Uterus mit dem Embryo (III. 8 r.), das grosse Situsbild (Q. I. 12. r.) u. s. w. Die Skizzen auf Fol. 2 r., 2 v., 12 v. sind kaum als Uteri zu deuten; sie entsprechen ebensowenig tierischen wie menschlichen Verhältnissen, sodass sie wohl auf Grund von textlichen Mitteilungen angefertigt worden sind. Nach MUNDINUS besitzt der Uterus 7 Zellen (HOLL). Ich gebe somit

HOLL Recht, wenn er ROTH gegenüber behauptet, dass nicht VESAL der erste Darsteller des einkämmerigen Uterus ist.

Die Vagina ist in der Begattungsfigur ein ungefähr gerade verlaufender Kanal, dessen vorderer Wand zugleich die hintere Wandung der Blase vorstellt. Der untere Teil des Uterus besitzt ungefähr den Form des Uterushalses. Eine Portio vaginalis uteri ist nicht mit Sicherheit zu erkennen.

Auf Folio 1 verso ist ein Ostium uteri externum gezeichnet. (Abb. 1 oben). Sehr schön sind die Portio vaginalis uteri und die Vagina auf der (wohl aus späterer Zeit stammenden?) Folio 12 v. QI abgebildet.

Die äusseren weiblichen Geschlechtsorgane kommen in der Abbildung des Begattungsaktes nicht zu Gesicht; da diese Figur ein Medianschnitt vorstellt und die linksseitigen Teile durch die männlichen Organe bedeckt werden. Dass der Bau dieser Teile LEONARDO im allgemeinen bekannt war, geht aus Abbildung I auf Folio 1 recto unmittelbar hervor. In dieser Abbildung, hier in Abbildung 1 reproduziert, sind die grossen Schamlippen zu sehen und erblickt man in der Vorderwand der Vagina die Öffnung der Urethra. Diese Abbildung der weiblichen Geschlechtsorgane hat gewisse Übereinstimmung mit Figur 2 auf Folio 7 r. Letztere ist jedoch bedeutend besser, da die grossen sowie die kleinen Schamlippen, Clitoris, etc. darin viel genauer dargestellt sind. Letztgenanntes Blatt wird von HOLL in viel späterer Zeit (1506—1512) datiert. Obwohl ich, wie ich es bereits oben auseinandergesetzt habe, nicht glauben kann, dass die erstgenannte Figur entstanden ist in einer Zeit „allwann LEONARDO an der Leiche noch nicht forschte" (HOLL l. c. S. 40), ist doch für diese Figur die Bemerkung von HOLL sehr zutreffend, dass bei Wiederholungen der Untersuchungen desselben Objektes die Abbildung immer deutlicher und mehr ohne Fehler wird (l. c. S. 39).

Die Vulva hat LEONARDO beschäftigt, wo er schreibt (III 1. r. 1): „Es sei definiert die Ursache, warum beim Schliessen des Afters beim Weibe die Lippen der Vulva sich öffnen", und weiter (III 1. r. 3), „Die Falten oder Rinnen der Vulva haben uns über die Lage des Pförtners solcher Festung (rocca), welcher immer (da) gefunden wird, wohin sich das Zusammenlaufen der

Länge solcher Falten, belehrt". Diese Beischrift, und nicht weniger die dazu gehörigen kleinen Abbildungen weisen m. E. auch daraufhin, dass LEONARDO wenigstens die äusseren Teilen durch Beobachtung kennt; wahrscheinlich sie seziert hat.

Zusammenfassend komme ich zur Überzeugung, dass sowohl die Abbildung auf Folio III verso als diejenigen auf Folio I r. aus einer Zeit stammen, in welcher LEONARDO sich bereits selbständig mit Anatomie befasste. Diese Zeit braucht, wenigstens für das Koïtusbild, nicht notwendig 1489 zu sein; vieles spricht entschieden dafür, dass es erst nach 1494 entstanden ist.

LITERATUR.

BINZ, C., Über venerische Krankheiten im Altertum. Zentralblatt f. innere Medizin 1907. n⁰. 46.

BLOCH, I., Deutsche medizinische Wochenschrift 1899. n⁰. 5.

CHAMBERLAINE, J., Imitation of original designs by Leonardo da Vinci. London 1812.

CHAMBERLAINE, J., Original designs of the most celebrated masters of the Bolognese, Roman, Florentine and Venetian Schools. London 1812.

CHOULANT, Geschichte der anatomischen Abbildung.

HERZFELD, M., Leonardo da Vinci, der Dichter, Denker, Poët.

HOLL, M., Die Anatomie des Leonardo da Vinci. Archiv f. Anat. und Phys. Anat. Abth. 1905.

HOLL, M., Untersuchung über den Inhalt der Abhandlung Roth's, die Anatomie des Leonardo da Vinci. Ibid. 1910.

HOLL, M., Leonardo da Vinci. Quaderni d'ănatomia III. Ibid. 1914.

RADL, E., Geschichte der biologischen Theorien in der Neuzeit. Bd. I.

SEIDLITZ, W. v., Besprechung in Deutsche Literaturzeitung 1913.

SUDHOFF, H., Graphische und typographische Erstlinge der Syphilisliteratur aus den Jahren 1495 und 1496.

Tabula anatomica, Leonardo da Vinci summi quondam pictoris e bibliotheca Augustissime Magnae Brittanniaė Hannoverae que Regis depromta venerum observam e legibus naturae hominibus solam convenire ostendens. Lunaeburgi 1830.

EINIGES ÜBER DIE HYGIENE BEI DEN BALIËRN.*

VON

Dr. Med. GREGOR KRAUSE.

im Haag.

Inmitten einer gewaltigen und reichen Natur, wie sie nur die Tropen hervorbringen können, beschützt durch eine schwer zugängliche Küste und abgelegen bisher von den grossen Wegen internationalen Handels hat zich auf der kleinen Sundainsel Bali eine menschliche Kultur entwickeln können, so reich an Glück und Schönheit, dass auch der flüchtigste Turist sich eines Eindruckes von Verwunderung und Bewunderung nicht wird erwehren können. Ein Paradies eröffnet sich uns dort von Natur- und Menschenpracht, ein Volk finden wir von lauter Edelleuten, Künstlern, Philosophen und Träumern. Der befruchtende Hauch der alten Hindukultur, von Java aus hier ihr letztes Asyl im malayschen Archipel, hat alle Kräfte dieses Volkes zu einer seltsam schönen Blume von Menschlichkeit erblühen lassen. Schönheitsträume aus den glücklichen Kindheitstagen unseres Geschlechtes erscheinen hier verwirklicht. Verse aus Homer hören wir dort klingen, Friese des Parthenon werden lebendig, ägyptische Monumentalheit baut sich vor unseren Augen auf; die religiöse Ekstase der Gothik fühlen wir hier glühen, Fantasien aus Tausend und eine Nacht verblassen beim Anschauen von Hunderten von Tempeln mit ihrem unendlichen Reichtum an Form und Ornamentik. Ein Land für Künstler, für Menschen mit weitem tiefen Gefühl für alle Schönheit und mit Genussfähigkeit für allen Reichtum, den unter glücklichen Umständen, und wie es leider scheint, nur zu sehr seltenen Zeiten dies Leben uns Sterblichen bieten kan. Armselig darum und sehr bescheiden erscheint unter solchen Umständen die Arbeit des europäi-

* Vortrag, gehalten im Dezember 1918 vor den Teilnehmern des Kursus am Institut für Tropenhygiene zu Amsterdam.

schen Arztes, den ein glücklicher Zufall nach diesem nicht legendarischen Eden führte und die Gelegenheit bot, sich mit schwachen Kräften diesem Volke nützlich zu machen aus Dank dafür, dass man ihm ein Blick in das eigene Paradies gönnte.

Schatten, wie jedes Leben sie bildet, kennt man auch auf Bali; aber auch diese sind lichtvoll neben dem, was wir gewöhnt sind als solche zu bezeichnen. Und wenn ich nun im folgenden auch in einige dieser Schatten hineinzuführen versuchen will, so geschieht dies zögernd und furchtsam. Meine Anwesenheit auf Bali von 1912—1914 war von viel zu kurzer Dauer und örtlich beschränkt, meine Einsicht in das Ganze der balischen Kultur zu oberflächlich und mein Urteil infolge aller angeborenen und angelernten Vorurteile zu getrübt, um Ursachen und Zusammenhang zufälliger Wahrnemungen richtig zu erkennen und zu deuten.

Das grösste religiöse Fest auf Bali und eine ungemein eindrucksvolle Offenbarung jenes tiefmenschlichen „Stirb und werde!" ist die Leichenverbrennung, mit der ich meine hygienischen Betrachtungen beginnen will, zumal da der Tod bei den Baliern auch mehr den Anfang als das Ende dieses Lebens bezeichnet.

Wahrscheinlich haben die Hindus das Verbrennen der Leichen hier eingeführt ebenso wie an anderen Stellen des Archipels, wo es heute noch gebräuchlich ist, wie z. B. bei einigen Stämmen des Karobattaker und der Dajakker. Man hat auf Bali die Vorstellung, dass erst dann die Seele vom Körper befreit ist, wenn alle Fleischteile vernichtet sind. Solange dies nicht der Fall ist, muss sie auf Erden herumirren in Gesellschaft körperlos fortlebender Geister, ohne Hoffnung auf eine Wiedergeburt, und droht gleichzeitig als Dämon den Lebenden Unglück zu bringen. Die Vorbereitungen zur Verbrennung sind kostspielig und erfordern Zeit, Wochen, Monate oft Jahre. Hohe kunstvolle Türme zum Transport der Leiche nach dem Verbrennungsplatz, kostbare Brandstapel und hölzerne ausgehölte Tiersärge sind dafür nötig. Wegen der hohen Kosten wartet man zuweilen in einem oder auch mehreren Dörfern, bis eine Anzahl Leichen vorhanden sind, um dann eine gemeinschaftliche Massenverbrennung zu veranstalten.

Solange werden die Leichen entweder begraben oder in einem

besonderen Totenhaus, das möglichst weit von den Wohngebäuden abgelegen ist, aufgebahrt. Im ersten Falle wird die Leiche gewaschen, in ein weisses Tuch geschlagen und auf dem Begräbnisplatz unweit des Dorfes in ein etwa $^3/_4$ Meter tiefes Grab gelegt. An den Enden des schmucklosen Grabhügels stecken gewöhnlich 1—3 Bambusröhren, die bis in das Grab reichen und die Verbindung zwischen Körper und der in der Nachbarschaft herumirrenden Seele herstellen sollen, in Wirklichkeit die Mumifikation der Leiche durch Austrocknung in dem parösen Tuffboden schnell herbeiführen. Drei Tage vor der Verbrennung wird die Leiche exhumirt und in einem Häuschen ausserhalb des Dorfes aufgebahrt. Findet man, wie gewöhnlich, nur wenige Knochen zurück, so genügen diese zur Verbrennung; findet man nichts mehr, so nimmt man diese in effigie, in Gestalt kleiner Holzplanken vor, auf die man menschliche Figuren skizzirt hat, und die genau wie eine Leiche behandelt werden.

Fürsten und andere vornehme oder reiche Personen, die ein ausgedehntes Grundstück bewohnen, bewahren die Leiche solange in einem besonderen Totenzelt. Bevor die Leiche dort niedergelegt wird, waschen die Familienmitglieder sie tüchtig, bepuderen sie sodann mit Reismehl und zerhackten Blumen, worauf sie in kostbare Tücher gewickelt und in den ausgehöhlten Stamm einer Zuckerpalme eingesargt wird. Dieser Sarg hat an seiner Unterfläche Löcher zum Abfluss der sich bildenden Leichenflüssigkeit, die in goldenen, silbernen, sehr häufig auch altchinesischen Steingutschalen aufgefangen wird, um weggegossen oder begraben zu werden. Vor dem Hause, in dem eine Leiche liegt, hängt sehr häufig ein grosser weisser, mit Goldornamentik geschmückter Ballon. Ein weiteres Eingehen auf das eigenartige und sinnreiche Zeremoniell der balischen Leichenverbrennung würde den Rahmen dieses Aufsatzes zu weit überschreiten und ich will daher nur noch auf einige hygienisch wichtige Vorschriften hinweisen. Während einer Epidemie darf keine Leiche in einem Hause aufbewahrt werden. Gleiches gilt für die Leichen der an Pokken oder während der Schwangerschaft Gestorbenen; Leichen von Aussätzigen dürfen nicht einmal auf den gewöhnlichen Begräbnisplätzen beerdigt und dürfen nur in effigie verbrannt werden.

Die Seele des Verbrannten ist im Rauche gen Himmel gestie-

gen, den die Hindus in verschiedene Abteilungen geteilt haben. Die Höchste davon ist natürlich für den Hindubalischen Adel reserviert. Darum zieht es die demokratisch gesonnene Balierseele vor, nach mehr oder weniger langem Aufenthalt im Jenseits wieder auf Bali hinabzusteigen im Tau des Morgens. Hier sucht sie den Körper eines gerade geboren werdenden Kindes, um sich darin zu inkarnieren. Die Geburt eines solchen Balierkindes geschieht gewöhnlich ohne Schwierigkeiten. Rachitis und enge Bekken sind unbekannt. Die Geburt selbst geschieht ohne Hilfe. Erst nach der Geburt tritt die balische Hebamme in Funktion. Diese beginnt sofort den Bauch der Frau zu massieren und hört damit erst nach der Geburt der Placenta auf. Dies geschieht so kräftig und verursacht oft solche Schmerzen, dass manche Frau auch auf diese Hilfe verzichtet. Der Bauch wird mit einem langen Tuch fest umwikkelt. Die Frau muss die balébalé (balisches Bettgestell) verlassen und die nächstfolgenden Tage auf dem angestampften Erdboden zubringen, damit ihr Körper dieselbe kühle Temperatur wie dieser erhalte. Sie muss dabei stets sitzen, damit nichts von der Nachgeburt zurückbleibe. Übrigens auch ein gutes Mittel gegen eine retroflexio uteri. Stark gepfefferte Speisen sind ihr in dieser Zeit verboten. Im Interesse ihres Kindes muss sie stetts mit einem Messer bewaffnet sein, auf dessen Spitze sich eine rote Zwiebel befindet; so kann sie böse Geister, die ihr oder ihrem Kinde Unheil bringen wollen, von sich fernhalten.

Das Abschneiden der Nabelschnur geschieht mit einem feinen Bambusmesser; es muss noch ein Stück von 5 c.M. am Nabel zurückbleiben. Dieses wird mit einem dünnen Tau aus Kokosnussfaser abgebunden und mit einem besonderen Medikament bestrichen, welches aus dem Fleisch der kemerifrucht, vermengt mit etwas Salz besteht, oder mit einem Puder bestreut, das man durch das Feinreiben eines kleinen wilden Bienennestes herstelt. Der Baliër behandelt den Nabelschnurrest so sorgfältig, um zu verhindern, dass der Neugeborene einen „aufgeblasenen" Bauch bekommt. Dies geschieht durch „Erkältung", wobei Wind durch die Nabelschnur in den Bauch tritt. Darum vergisst man auch nicht, täglich den Abbindungsfaden kräftig anzuziehen. Die Placenta wird in einer leeren Kokosnuss bewahrt und baldigst vor

dem Hause der Wöchnerin begraben. Auf diesem Platz bringt man täglich Opfer, denn solange bleibt zwischen Nachgeburt und Kind eine geistige Verbindung. Am ersten Lebenstage erhält das Kind als Nahrung das Fleisch einer jungen Kokosnuss, am zweiten Tage feingehackte Bananen, daneben natürlich die Muttermilch. Täglich wird das Kind zweimal gebadet, morgens und abends zu ganz bestimmter Zeit, und darnach mit parfumiertem Puder vollständig bestreut.

Das Abfallen des Nabelschnurrestes wird am 5. oder 6. Tage erwartet und mit einem grossen Opfermahl gefeiert. Man schneidet ein kleines Stück dieses Restes ab, bindet daran eine kleine weisse Zwiebel und ein Stückchen djanguwurzel, stopft alles in ein Bambusröhrchen, das man mit Wachs abdichtet. Um dieses Bambusröhrchen wird ein rot-weiss-dunkelblaues Band gewikkelt, um sodann wie ein Armband am Handgelenk befestigt zu werden u. z. bei einem Knaben an der rechten Hand, bei einem Mädchen an der linken. Was noch von der Nabelschnur übrig geblieben war, wird dicht am Schlafplatz des Kindes aufbewahrt, nachdem man es sorgfältig in ein lontarblatt verpackt hat.

Erst nach dem Abfallen des Nabelschnurrestes dürfen Mutter und Kind wieder auf der balé-balé schlafen, aber auch nur dann, wenn die Lochien nicht mehr blutig sind. An dem Tage, an dem der Nabelschnurrest abfällt, darf das Kind auf kein Bett gelegt werden, sondern die Mutter oder ein Familienmitglied muss es auf seinem Arm tragen. Diese grossen Sorgen um den Nabel und die Nabelschnur des Neugeborenen haben ihre guten Gründe. Denn auch so noch fällt manches balische Neugeborene Sepsis und Tetanus zum Opfer.

Die Wöchnerin darf erst nach dem 12. Tage, an dem das Kind seinen Namen erhält, ihre Hausarbeit wieder aufnehmen und auch dann erst den Tempel betreten. Bei einer Zwillingsgeburt gilt es als ein grosses Glück, falls die Kinder gleichgeschlechtlich sind. Ist dieses nicht der Fall, so ist das für die Triwangsa d. i. den hindubalischen Adel, ein Segen, für das eigentliche Volk, die Kaulas ein grosses Unglück. Die Wöchnerin muss in einem solchen Falle 42 Tage ausserhalb des Dörfes wohnen; dort baut man für sie eine kleine Hütte, die am 43. Tage verbrannt wird. Man fürchtet nämlich in einigen Gegenden Balis, dass Zwillinge

von verschiedenem Geschlecht bereits in utero zich an Blutschande schuldig gemacht hätten und dass dies Sühneopfer erfordere. Blutschande wird besonders stark gefürchtet, was auch daraus ersichtlich ist, dass die Grenzen für Heiraten unter Verwandten viel weiter gesteckt sind, als nach unseren Begriffen nötig wäre.

Bei der weiteren Entwicklung des balischen Kindes beanspruchen noch zwei Gebräuche unser Interesse. Das Durchbohren der Ohrläppchen bei Mädchen und das Zähnefeilen bei beiden Geschlechtern. Das erste findet bei Kindern von 18 Monaten statt und verursacht in auffallend grosser Anzahl Keloide. Übrigens hat man bei dieser Operation auf Bali das Gefühl, dass dadurch der menschliche Körper geschändet wird, und darum muss ein damit verbundenes Versöhnungsfest die Götter um Vergebung ersuchen.

Das Zähnefeilen nimmt man gewöhnlich im 16. Lebensjahre vor. Meistens spitzt man nur die Vorderzähne etwas zu oder feilt den Schmelz etwas ab. Doch trotzdem sieht man darnach häufig periostale Abscesse und Fisteln entstehen. Diese religiöse Zeremonie wird darum für besonders wichtig gehalten, weil die Baliër fürchten, dass jemand, dessen Zähne nicht gefeilt sind, nach seinem Tode im Jenseits zu grossen Martern verurteilt wird wie z.B. zum ununterbrochenen Kauen von hartem Holz.

Die Beschneidung findet natürlich bei den hinduistischen Baliërn nicht statt. Die grosse Frequenz von Balinitis, Condylomata acuminata und Carcnomata membri virilis sind ohne Zweifel wohl darauf zurückzuführen. Ich war gezwungen, innerhalb 18 Monate 16 solcher Carcinome zu operieren. Da ich hiermit meine eigene praktische Tätigkeit auf Bali streife, so sei es mir gestattet, dazu eine kurze Erklärung zu geben. Als Sanitätsofficier der in einem Kamp untergebrachten Besatzungstruppe von Bangli, dem Hauptorte eines gleichnamigen Fürstentumes in Südbali, war es meine erste Pflicht, die Bewohner meines Kamps gesund zu erhalten. Um dieses zu können, musste ich natürlich über etwaige in der Umgebung herrschende Krankheiten orientiert sein. Mein Vorgänger hatte darum bereits einige Monate vor meiner Ankunft auf Bangli eine Poliklinik für Baliër innerhalb des Kampes eingerichtet. Schwer kranke Baliër wurden, falls nötig, in dem Kamphospital verpflegt. Diese Methode schien mir unpraktisch und

nur dazu geeignet, um bei der Bevölkerung herrschende Infektionskrankheiten in das Kamp zu verschleppen. Ich baute mir darum mit Unterstützung der bürgerlichen Verwaltung, ein gutes Stück ausserhalb des Kamps eine grosse Bambushütte für ausschliesslich balischen Gebrauch. Auf Patienten brauchte ich nicht zu warten. Sie wurden mir sogar von meinen balischen Kollegen direkt zugeschickt. Das Vertrauen dieser in ihr eigenes Wissen und Können schien in vielen Fällen also nicht besonders gross. Übrigens gibt es auf Bali eine ziemlich grosse Anzahl Personen, Männer und auch Frauen, die sich mit der Heilkunst beschäftigen. Man hat auch Specialisten für besondere Krankheiten z. B. für Darmkrankheiten. Jede Dorfs-, Wasserschafts- oder andere grössere Vereinigung hat gewöhnlich ihren Arzt, der ebenso wie der Tempelwächter oder eigentliche Volkspriester, dazu durch das allgemeine Vertrauen und die Achtung seiner Mitbürger promoviert ist, wenn ich so die Mitglieder der kommunistischen balischen Dorfsrepublik nennen darf. Für seine Hilfeleistungen erhält der balische Arzt keine Vergütung; er ist, wie jeder andere rechtgeartete Balier, mag er daneben noch Künstler, Priester oder etwas anderes sein, Reisbauer. Jedoch sorgen seine Dorfsgenossen während der Zeit, die seine ärtzliche Praxis in Anspruch nimmt, für die Bestellung seines Ackers. Ausserdem sorgt man dafür, dass sein humaner Beruf ihm keine Unkosten macht und steuert reichlich zu den Opfergaben bei, die er dem Dewa oder Gott sehuldet, der ihm seine besonderen Gaben verliehen hat. Eine gewöhnliche Strafe für jemand, der gegen die Gesetze der Gemeinschaft gesündigt hat und sich nicht bussfertig zeigt, ist ferner, dass er und seine Familie neben anderem auch von der Hilfe des Dorfarztes im Krankheitsfalle ausgeschlossen ist.

In der balischen Pharmakapoe, usada, kommen ausser Beschwörungsformeln auch eine grosse Anzahl Recepte für äusserlichen und innerlichen Gebrauch vor. Die meisten sind echt mittelalterlich bombastisch und augenscheinlich von keiner oder geringer Wirkung. Man hat z.B. eine grosse Zahl kompliciert zusammengesetzter Mittel gegen Kopfläuse — Kleider- und Schamläuse sind so gut wie unbekannt —, jedoch nicht eines scheint zu helfen, sodass man gewöhnlich, wenn dieses Übel zu arg

wird, einen Freund oder eine Freundin aufsucht, die scharfe Augen und schnelle Hände ihr eigen nennt und einige Stunden lang sich mit dieser Jagd beschäftigt; oder wenn auch dieses nicht hilft, so schneidet man verzweifelnd das ganze lange schöne Haar ab, was jedoch als Unglück angesehen wird.

Gegen Darmerkrankungen sah ich die Balier mit ziemlich grossen Bambusspritzen Darmspülungen machen.

Auf stark blutende Wunden speit man einen gutdurchkanten Sirihpriem. Alte Wunden und Geschwüre werden mit Sirihblättern, zuweilen auch mit einer Kalkpaste behandelt.

Guten Erfolg schienen heisse Schwefelbäder zu haben, die man an der Nordküste der Insel wegen luetischer, lepröser und anderer Hautausschläge vielfach aufsuchte.

Sobald in einem Dörfe eine augenscheinlich ansteckende Krankheit ausbricht, werden hier alle Tempel geschlossen; um jedoch diese hygienische Massregel unwirksamer zu machen, wird zuvor im Haupttempel ein grosses Fest gefeiert, um die Krankheit zu beschwören. Solange die Krankheit herrscht, tragen viele Personen würzige Kräuter und Blumen im Haar, um sich vor Ansteckung zu beschützen.

Die meisten der vorkommenden Infektionskrankheiten scheinen von den Baliërn gut erkannt und von einander abgegrenzt zu werden. Aus Vorschriften und Gebräuchen bei der Wasserversorgung, dem Marktverkehr, gottesdienstlichen Zeremonien u. a. kann man ein gewisses z. T. auch recht rationelles Streben nicht verkennen, der Verbreitung dieser Krankheiten entgegen zu arbeiten. Bei der folgenden Besprechung der wichtigsten dieser endemischen oder epidemischen Seuchen will ich nicht versäumen, darauf hinzuweisen.

Eine sehr wichtige Rolle spielen wohl auch heute noch auf Bali die Pokken. Man trifft dort nicht viel ältere Menschen, die keine Pokkennarben aufweisen. In 1881 stellte Dr. Jacobs [1]), der mit der Inspection der Vaccination in der damaligen Residentschaft Banjuwangi, zu der auch Bali und Lombok gehörten, beauftragt war, fest, dass $^3/_4$ der balischen Bevölkerung durch Pokken entstellt war. In 1871 wütete in allen balischen Reichen

---

1) Dr. Julius Jacobs, Eenigen tijd onder de Baliërs, Batavia 1883.

eine so heftige Epidemie, dass die Regierung in Batavia sich entschloss, vorübergehend Vaccinateurs dorthin zu senden. Die balischen Fürsten hielten diese Massregel jedoch wiederum für einen Anschlag auf ihre Unabhängigkeit und schickten diese sehr bald wieder zurück. Erst als Dr. Jacobs dafür sorgte, dass eine Anzahl Baliër auf Java Unterricht im Impfen erhielt, hatte die Vaccination bald merkbaren Erfolg. Jedoch auch noch zu meiner Zeit ging mancher wegen der Überzeugung, dass das Durchmachen von Pokken auch vor anderen Krankheiten beschütze, der Impfung aus dem Wege, und die Pokken herrschten sporadisch noch weiter. Die balische Pharmakopoe besitzt eine grosse Anzahl Recepte gegen die Pokken, grösstenteils natürlich unwirksam. Von der guten Wirkung der Impfung ist dagegen die Bevölkerung allgemein sehr fest überzeugt, und nur der genannte Aberglaube schmälert ihren durchschlagenden Erfolg.

Die Zahl der Leprapatienten wird von den Baliërn selbst auf ungefähr 1000 geschätzt. In dem Reiche Bangli, wo ich wohnte, schien diese Krankheit viel seltener wie in den südlicheren Reichen Gjanjar, Badung, Klungkung und Tabanan. Hier existierten z. T. auch, höchwahrscheinlich von den hinduistischen Fürsten getroffene Bestimmungen, dass Aussätzige in besonderen Dörfern isoliert wohnen mussten. Viel Erfolg scheinen diese Gesetze jedoch nicht gehabt zu haben. In dem Reiche Bangli existierten sie nicht. Der Baliër besitzt ein ungemein stark entwickeltes Heimatsgefühl seinem Geburtsdorfe gegenüber. Verbannung ist nach dem Tode die grösste Strafe für ihn. Alle „Dewas" d. h. gute Geister, die sich eine Menschenseele zum vorübergehenden Aufenthaltsort wählen und mit deren Hilfe allein ein Mensch im stande ist, etwas Gutes und Fruchtbringendes zu vollführen, können diese Seele nur dort finden, wo sie in Gestalt eines Tautropfens vom Himmel herabgestiegen ist. Diese sinnreiche Poesie entbehrt nicht tiefer psychologischer Wahrheit. Die balische Geschichte gibt uns ein gutes Beispiel dafür. Im 17. Jahrhundert exportierte die Ostindische Compagnie aus Bali Tausende von Sklaven, die Frauen wegen ihrer Schönheit und die Männer wegen ihrer Körperkraft; und diese Menschen, auf ihrer Insel und in ihren Dörfern die sanftesten und ehrlichsten, machten sich in Batavia bald wegen ihrer Banditenstreiche berüchtigt.

Auf dem Wege sieht man auf Bali höchst selten einen Aussätzigen. Sie halten sich verborgen in ihren Hütten, z. T. vielleicht aus Furcht vor der Verbannung, hauptsächlich wohl aber aus Scham wegen ihrer Verstümmelung. Einige machen ihrem ungewünschten Leben durch Selbstmord ein Ende. Selbstmord, im allgemeinen nicht selten auf Bali, geschieht mit Hilfe von Opium oder des Krisses. In meine Behandlung kamen gewöhnlich nur Patienten mit maculösen und beginnenden Formen, wo von balischer Seite noch nicht die richtige Diagnose gestellt worden war, denn hier beginnt die „sakit gedèh" erst bei Tubera, Ulcera und Mutilationen.

Syphilis ist unter den Baliërn gut bekannt, hauptsächlich in ihren primären und sekundären Erscheinungen. Schwere Formen von Rupia sind nicht allzu selten, ebenso gummöse Prozesse. Als Infectionsort werden von den Baliërn einige Hafenplätze beschuldigt. Ein Dorf, in früheren Zeiten dafür besonders berüchtigt, trägt noch heute den kennzeichnenden Namen „tjĕlak kungkang" d. h. membrum virile luete ulceratum. Quecksilber in Form von grauer Salbe schien bereits allgemeiner gebraucht zu werden. Dies verhinderte jedoch nicht, dass man auch bald noch mein Salvarsan schätzen lernte. Framboesia scheint wenigstens nach meinen Erfahrungen auf Bali sehr selten vorzukommen. Gonorrhoe schien im Zunehmen begriffen. Man suchte vielfach bei chinesischen Charlatanen davon Heilung.

Eine sehr wichtige Rolle spielen Cholera und Dysenterie. Die Cholera wurde wahrscheinlich von Java aus wegen der ungenügenden Hafenüberwachung immer wieder aufs neue eingeschleppt und führte besonders in der Ebene, wo die Wasserversorgung viel zu wünschen übrig lässt, zu sehr ernsten Epidemien. Im Gebirge bedient man sich für menschlichen Wassergebrauch fast ausschliesslich der reichlich vorhandenen Naturbrunnen, die aus dem vulkanischen Tuff klar und frisch hervorsprudeln und in starken Bambusröhren oder steinernen Speiern aufgefangen werden. Ein kleines Tempelchen oder die kunstvolle Statue einer Gottheit, unter deren Schutz der Brunnen steht, machen diesen zu einem heiligen Ort und verhinderen jede Verunreinigung. In der Ebene, wo diese Brunnen seltener sind, holt man das Wasser auch aus den Bewässerungskanälen der Reisfelder, jedoch so,

dass man neben dem Kanal ein untiefes Loch gräbt und wartet, bis die gewünschte Wassermenge hineingesickert ist. Da nun in diese Kanäle auch gewöhnlich die Faeces deponiert werden, so dürfte sich auf diese Weise wohl die oft schnelle Verbreitung der Cholera erklären. Der Gebrauch des Weihwassers — d. i. besonders klares Wasser aus einem heiligen Brunnen, mit feingeschnittenen Blumen wohlriechend gemacht, das der Priester aus einem zierlichen Gefäss mit langem Stiel und Schnabel jedem Gläubigen in die Hand giesst, worauf dieser das Gesicht benetzt — underscheidet sich rühmlich von dem allgemein benutzten Weihwasserbecken unserer katholischen Kirchen und dem gemeinschaftlichen Abendmahlkelch der Protestanten. Auch beim balischen Marktverkehr fiel mir manches Nützliche auf. Bei der auffallend grossen Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit des Volkes ist es nicht verwunderlich, dass Kauf und Verkauf sehr glatt von statten geht. Man sieht fast nie ein Betasten und Untersuchen der Waren. Den Durstigen wird Wasser oder Palmwein geschenkt in sehr praktischen Gefässen. Ein Bambusköcher oder eine chinesische gendi zeigt als Verschluss einen kunstvoll gearbeiteten Vogel oder andere Tiergestalt, die die Flüssigkeit in dünnem Strahle bei hochgehaltenem Gefäss mittels einer Hohlkehle heraustreten lässt. Auf diese Weise kann eine ganze Marktbevölkerung ein Gefäss benutzen, ohne dass daraus eine Infektionsgefahr entsteht.

Dysenterieepidemien konnte ich in der Nähe meines Kamps beobachten. Sie traten in dieser Gebirgsgegend hauptsächlich während der trocknen Jahreszeit auf und zwar mit einer stellenweisen Mortalität bis zu 35%. Die Bekämpfung hatte im Beginn der damalige Resident unternommen. Ein sehr altes Recept von einer alten indischen Dame, das aus einer Abkochung von ungefähr einem Dutzend Drogen bestand, diese gemessen mit Fingerlängen und Fingergriffen, wurde aus hohen ehemaligen Petroleumbüchsen von Polizeiagenten in den Dörfen ausgeteilt, wo jeder in ehrbietiger Haltung seine Dosis in Empfang zu nehmen hatte. Es waren keine „höllischen Latwergen", sondern ein angenehm schmeckendes Stomachicum und Adstringens. Doch es half scheinbar leider wenig. Denn bald darauf ersuchte man mich um Hilfe. Aus den klinischen Erscheinungen und wegen

des Fehlens von Amöben im mikroskopischen Bild — eine bacteriologische Untersuchung war mir unmöglich — schloss ich auf eine Shiga-Kruse-Infection. Ich glaubte es mit der Prophylaxe versuchen zu dürfen, da ich von der Intelligenz und dem guten Willen der Bevölkerung überzeugt war. Dem unter einer mächtigen waringin zusammengekommenen Dorfparlement wurde mit wenigen Worten erklärt, dass die Ursache der Krankheit die Faeces der Kranken wären, die man sorglos in den trockenen Reisfeldern oder im Gestrüpp der Höfe deponierte, dass es nötig wäre, diese sofort zu begraben, dass ferner in der Nähe von Kranken kein Essen gekocht werden und dieses auch von niemand geschehen dürfte, der einen Kranken verpflegte. Weiterhin wurde der Rat gegeben, alle Speisen möglichst warm zu geniessen und die Fliegen davon abzuwehren. Als bald darauf die Krankheitsfälle sich verminderten, erhielt ich als Belohnung den gutgemeinten Rat, doch ja nicht undankbar zu sein dem „Dewa" gegenüber, der mir jene guten Vorschläge mitgeteilt hätte.

Von Malaria schien meine Gegend frei zu sein. Ein in Badung und Tabanan tätiger javanischer Arzt schickte mir einigemal Blutpräparate mit Tertiana zur Untersuchung, die in acuten Endemien an einigen Plätzen seines Distriktes herrschte. Erwähnen will ich noch, dass ich Tuberkulose in keiner Form zu sehen bekommen habe.

Beschränkt auf scheinbar nur wenige Ortschaften im höchsten Teil des Gebirges kommt vielfach Struma vor, hauptsächlich bei Frauen. Cretinismus habe ich nie gesehen. Eine Untersuchung nach den Ursachen davon wäre sicherlich hier interressant und vielleicht nicht fruchtlos. Im Anfang suchten diese Patienten mich öfters auf und verlangten operative Hilfe. Da ich ihnen diese nicht zuteil werden lassen konnte, erschienen sie nicht mehr, sodass meine Übersicht über die Verbreitung der Krankheit ungenügend blieb. — Unter den Darmparasiten spielte der Spulwurm eine gewisse Rolle, der bei Kindern in solchen Massen oft vorhanden war, dass er häufig ernste Erscheinungen z. B. auch von Ileus machte. Im Gegensatz zu meinen Kampbewohnern, die, Europäer sowohl wie Javaner, an Oxyuren, Taenien und Ankylostomen litten, waren diese Parasiten bei den Baliern meiner Gegend selten.

Unter den Hautkrankheiten prominierte neben parasitären Exzemen das Ulcus phagedaenicum tropicum.

Geisteskrankheiten scheinen selten zu sein. Amokläufer fürchtet man sehr und tötet sie sofort. Hie und da sah ich Epilepsie und einmal einen Fall von Paranoia. Hysterie ist sehr häufig, was auch der intensive Gebrauch von Hypnotisierten bei vielen religiösen Festen beweist.

Opium hilft die Beschwerden des Alters erleichtern. Alkohol in der Form von Palmwein wird in mässigen Mengen genossen, in der Form von kostspieligen, meistens von Chinesen verkauften Arak, sehr selten. Meine Narkosen zeigten nie ein Excitationsstadium. — Kaffee und Tabak trägt in ausgezeichneter Qualität und ziemlicher Quantität zum Genusse dieses Lebens bei. Dasselbe liesse sich wohl auch vom sirihkauen sagen.

Einige weinige Worte noch über meine eigene Praxis unter den Baliërn.

Ich hatte zu meiner Verfügung eine handvoll kleinchirurgischer Instrumente, eine geräumige cementierte Bambushütte mit zwei kleinen Räumen als Verband- und Operationskammer und zwei grossen mit je 10 balé-balés für klinische Patienten. Täglich erschienen durchschnittlich 30 Patienten, die Klinik war gewöhnlich besetzt. Von dem Gouvernement erhielt ich einen Dolmetscher, sehr reichlich Verbandmaterial und Medikamente. Für ihren Lebensunterhalt mussten die klinischen Patienten selbst sorgen. Die Bitte um ein grösseres Instrumentarium wurde abgeschlagen, sodass ich dieses selbst kaufte. Dies schien mir nötig, da die meisten meiner Patienten chirurgische Hilfe bedurften. Schwere Unfälle, Fracturen, zweimal eine eingeklemmte Hernie und verschiedene Carcinome hielt ich für meine Pflicht, nicht unbehandelt zu lassen. Dazu kam eine grosse Anzahl Patienten mit Schönheitsfehlern, Hasenlippen, gutartigen Tumoren u. a. Der männliche ebenso wie der weibliche Teil der Bevölkerung schien mir sehr eitel und entzog sich, um schön zu sein, keiner Schmerzen. Aus Mangel an vertrauenswürdiger Assistenz gebrauchte ich, wo es ging, lokale Anaesthesie und sparte mein Chloroform, das von den Baliern als besonders gute Sorte Arak sehr geschätzt wurde, für Ausnahmefälle. Das Vertrauen und die gehorsame Befolgung meiner Vorschriften war oft rührend. Ich erinnere mich

eines Patienten, der fast zwei Jahre lang mit seinen ausgebreiteten Unterschenkelgeschwüren bei mir erschien und nie den Mut verlor. Auch wenn es einmal schief ging, wurde mir dieses persönlich nicht übel genommen, denn der gute „dewa", der in günstigen Fällen meine Hand leitete, hatte aus irgendwelchen Gründen seinen Wohnplatz verlassen, aber würde wohl bei einigem guten Willen meinerseits und mit Hilfe der nötigen Opfer und Gebete baldigst wieder zurückkehren. Ach! die balischen Götter sind so gute Wesen, weil auch die Menschen dort so gut und schön und glücklich sind.

TWO OF BOERHAAVE'S LECTURE LISTS

BY PROF. E. C. VAN LEERSUM.
Amsterdam.

We know that Boerhaave's lectures attracted a very large audience. From far and near students, doctors and scholars of repute repaired to Leyden to hear the art of medicine expounded by the master. The two lists here dealt with are remarkable evidence of this international assembly, and as such they fully deserve reproduction. I beg to tender my sincere thanks to their owner, the Dowager Alexander, Baron van Rhemen, van de Geldersche Toren, *née* C. C. Leembruggen, for her kind permission to publish these records of Boerhaave [1]).

Since the lists have become somewhat difficult to read in consequence of stains, and their reduction in size on reproduction has not improved their legibility, I have for the reader's convenience copied them and added where I could, after the names, the dates of admission and the titles of the dissertations. The dates have been chiefly taken from the "Album studiosorum Academiae Lugduno-Batavae". MDLXXV—MDCCCLXXV [2]).

This album contains, as we know, the names of nearly all those who were entered as students. This does not mean, however, that all these were actual students, for as it was considered an honour to be counted among the alumni of Leyden University, several distinguished persons had their names placed on the roll

1) Alexander Baron van Rhemen (died 1877) is a descendant of Boerhaave. The following genealogy I owe to the kindness of Mr. Bijleveld, assistant archivist at Leyden:

Johanna Maria Boerhaave, only surviving child of Boerhaave and Maria Drolenveaux, married Frederik de Thomps.

Their daughter, Hermina Jacoba, married Cornelis Peter van Leijden, Baron of the Holy Roman Empire.

Their daughter, Sophia Dina, married Alexander, Baron van Rhemen.

Their son, Cornelis Herman, married Jacoba Elisabeth, Baronesse van Tuyl van Serooskerke.

Alexander, Baron van Rhemen, van Gelder's Toren, was the offspring of this marriage.

2) "Hag. Comm.", MDCCCLXXV.

for this reason only. Others adopted this course for less worthy motives, for the membership not only offered intellectual profit, but advantages of a more material kind, such as exemption from taking an oath, from service in the civic guard, the privilege of a private tribunal (privilegium fori), and immunity from excise [1]).

The last privilege induced many a burgher at Leyden to get himself or a relative entered as a student, and thus we find among the entries the names of very young people who were far below the age for a university education. Very likely Olier, La Pla and Verhel belong to this category, and the fact that they were citizens of Leyden can but strengthen this surmise.

Those who have had to consult the Album will have found that it is not complete; these lists furnish another proof, for no fewer than ten names occur in them which are not mentioned in the Album. This absence cannot be accounted for by assuming that the bearers omitted to get themselves inscribed as students. There must have been some system of checking, and a comparison with the lecture-lists offered a favourable opportunity. We may assume that Keller had his name entered, for otherwise it would certainly have been impossible for him to obtain his Doctor's degree.

After Stam's name no mention is made in the Album of the faculty to which he belonged; it appears from the list that he studied medicine.

The reader will have observed the word "solvit" after Baert's name. This means that he immediately paid his fee. From the lists it seems that such an immediate payment was unusual, and the fees must therefore have been collected by a messenger, or obtained in some other way. There was not much fear of the students not meeting their obligations, for Haller could state in his Diary: [2]) "Jede Stunde kostet 30 Gld. Doch wird kein Professor jemals nach der Bezahlung fragen; die Menge ersetzt die wenigen

---

1) Dr. G. D. J. Schotel, "De Akademie te Leiden in de 16e, 17e en 18e eeuw" (Haarlem, 1875). The original documents will be found in "Bronnen tot de Geschiedenis der Leidsche Hoogeschool", door Dr. P. C. Molhuysen, Rijks Geschiedkundige Publicatiën, Den Haag, 1913.

2) Alb. Haller's "Tagebücher seiner Reisen nach Deutschland, Holland und England", 1723—27.

Undankbaren, also gibt man keine andere Sicherkeit von sich als seinen Nahmen. Nicht wie in Teutschland wo man sich die Helfte vorauszahlen lässt und um die andre noch immer im Kummer stehet".

The expressions "honoris causa" or "gratia" or "ergo", mean that the student in question was exempt as a special distinction, for instance because he had already obtained a doctor's degree, from the expenses connected with having his name entered, which expenses amounted to fifteen pence in the early part of the seventeenth century. Linnæus was, as he added after his name, a med. doct., and must for this reason have been exempted. I do not know why Friedrich Bernhard Albinus, the younger brother of the famous Bernhard Siegfried, in contra-distinction to whom he is sometimes referred to as the "little" Albinus, was released from this obligation. He obtained his doctor's degree in 1740.

The remission of S. C. Kriel's fee may perhaps have been due to the fact that he was poor.

In Haller's time—i.e., between 1723 and 1727—the number of Boerhaave's auditors amounted to about 120, "davon eine Hälfte fremd waren". "Ich glaube auch nicht", Haller continues, "das Jemand sein Lehrzimmer in unsrer Wissenschaft so wohl bemannt sehe als Boerhaave". At that time Boerhaave was at the height of his fame, but in the last years of his life their number was not much less. The two lists contain ninety-seven different names, sixty-five hearers attended the lectures on the "Institutiones", and sixty-six the others. These are numbers which might satisfy a professor in our own days. If we consider that large lecture-rooms were unknown at that period, it may be imagined how difficult it must have been to attend the lectures. "Le lieu", says Maty [1]), "où il donnoit ses leçons contenait à peine ceux qu'un désir d'instruction ou un simple motif de curiosité y attirait. On était obligé de se presser et de venir une demie heure à l'avance pour s'assurer une place, et ceux qui étoient moins diligens, étoient obligés de se tenir debout".

---

1) "Essai sur le caractère du grand médecin, ou éloge critique de mr. Herman Boerhaave", Cologne, 1747.

We are especially struck by the international character of his audience. Of the ninety-seven auditors there were thirty-seven Dutchmen, twenty-three Englishmen, five Scotchmen and three Irishmen, ten of German nationality, three Swedes and one Dane, two Russians, two Swiss, one Frenchman, and one Greek from Constantinople.

In addition to the excellent teachers whom the curators managed to secure, Leyden offered many attractions to the foreigner. I have already referred to the considerable privileges the students enjoyed, which had from the first attracted the student from abroad. He enjoyed a liberty of thought unknown in his own country and the great number of fellow-students guaranteed an undisturbed intercourse with kindred spirits. What impression Leyden made on a foreigner may be gathered from a note of Haller's in his above-mentioned Diary.

"Leyden insbesondere scheint mit Fleiss zum Nutzen der Lernenden bequem gemacht zu sein. Man lebt in völliger Freyheit und geht unangefochten im Schlafrocke durch die Strassen; man findet keine Gesellschaft als von gleichem Stande, denn die Holländer sind kalt und ihr Frauenzimmer vor denen sog. Studiosis verschlossen, welcher Umstand alleine einem Menschen des Jahr viel gelt und manche Stunde erspahrt. Einer frischt den andern mit seinem Beyspiel an und wer nicht arbeiten will, muss lange Weile und verdriesslichen Müssiggang erwarten. . . . . Endlich sind die Anstalten, derer Professoren Eifer und die Einrichtung der hohen Schule unvergleichlich, und wer hier nicht zu etwas werden will, muss nirgend wozu geboren sein. . . . Die Gelehrten sind in dem Lehrstande und unter denen Staatsleuten zahlreich, die von Holländern geschriebenen Werke erschöpfen meist, was von der Sache, wovon sie handeln, gesagt werden kann. Nirgends sind die Versuche in der Natur-, Zergliederungs- und andern Künsten höher gebracht. . . . Die hohe Schule war in blühendem Zustande. Sechszehn Professoren waren mit schönen Jahrgeldern versehen und lehrten täglich einen Stunde öffentlich wie dann hier die freyen Stunden fleissiger als an allen andern Orten gehalten werden. . . . In unserer Wissenschaft aber hatten wir alles, was wir wünschen mochten. Boerhaave, der noch täglich 3—4 Stunden hielte, zoge aus aller Welt Leute an sich".

The greater part of the foreign students came from Great Britain, and this was always the case at Leyden. Peacock [1]) has

---

1) "Index to English speaking Students who have graduated at Leyden University", Lond., 1883.

collected the names of those English-speaking students who had been admitted and arrived at a total of more than 4.400. Of the 137 students who attended the lectures in medicine at Leyden University during the first fifty years of its existence, no fewer than twenty-one were British, as compared with eleven Germans, two Frenchmen, two Danes and one Italian [1]). The first medical student at Leyden was an Englishman named John James [2]).

The English owe much to the hospitality of the Dutch Universities, especially the University of Edinburgh, which may be regarded as an offshoot of the vigorous Leyden tree [3]). The reformers of medical education at this University were all of them pupils of Boerhaave; for instance, Alexander Monro, the father of the anatomist, after whom the well-known foramen has been named; John Rutherford, who was the first to give clinical lectures at Edinburgh after the manner of Boerhaave; and Robert Whytt, who gave clinical lectures at the Edinburgh Royal Infirmary. John Huxham too may be counted among Boerhaave's pupils [4]).

It would be easy to quote more examples of Boerhaave's far reaching influence upon medical education in Europe; for instance Vienna, where his pupil van Swieten was the reformer. Haller, whom we may consider an eminently competent judge in the matter, certainly did not exaggerate when he called Boerhaave "Communis Europae sub initio hujus seculi praeceptor".

COLLEGIO AD HISTORIAM ET CURATIONEM MORBORUM INCHOATO 17—37 NOMINA DEDERE.

Nicolaus Barsingerhorn, Scaga-Westfrisius, 20, 24 Sept., 1731; Diss. med. inaug. de Appetitu depravato, L. B., 3 Sept., 1739.

---

1) Dr. J. E. Kroon ("Bijdragen tot de Geschiedenis van het Geneeskundig Onderwijs aan de Leidsche Universiteit, 1575—1625", Dissertation, Leiden, 1911) gives a list of those who graduated at Leyden in medicine during that period.

2) He is entered in the "Album Academicum" as Johannes Jacobus.

3) "The Carnegie Foundation for the Advancement of Teaching (Medical Education in Europe)", Bulletin N°. 6, New York City, 1912, p. 4.

4) Norman Moore, "The History of the Study of Medicine in the British Isles", Oxford, 1908, pp. 153—157.

Andreas Oortman, Ultrajectinus, 21, 17 Sept., 1735.
Nicolaus Ketel, Amstelaedamensis, 21, 14 Sept., 1737; Diss. med. inaug. de Hydrophobia, L. B., 20 Jun., 1740.
J. de Meester (not mentioned in Alb. acad.).
Philippus Douw, Medioburgus Zelandus, 20, 14 Sept., 1733; Diss. med. inaug. de Purgantibus, L. B., 24 Jul., 1739.
Cornelius Lopsse, Zelandus, 20, 11 Sept., 1734; Diss. med. inaug. sist. Mensium suppressionem, L. B., 26 Jul., 1738.
Paschiasius Baert, Flissinga-Zelandus, 30, 17 Sept., 1736; Solvit; Diss. med. inaug. de Obstructione ab errore loci a sanguine rubro sano, L. B., 5 April, 1738.
Petrus Templeman, Anglus, 10 Sept., 1737.
Johannis Andrew, Anglus, 10 Sept., 1737 (or Joannes A., Anglus, 24 Jun., 1735).
Patricius Blair, Scotus, 7 Nov., 1737.
Emanuel Marcellus, Parisiensis, 22, 28 Aug., 1737.
Richardus Hardy, Anglus, 16 Mart., 1736.

Guilielmus Roundhill, Anglus, 20 Sept., 1737.
Joannes Parr, Anglo-Britannus, 28 Nov., 1736.
Philippus Gell, Anglus, 17 Sept., 1737.
Joannes Thorold (Peacock writes Thosold), Anglo-Britannus, 18 Sept., 1736.
Edoardus Sharpin, Anglus, 21, 17 Sept., 1737.
Joannes van Reverhorst (Joost), Leidensis, 26, 20 Febr., 1734; Diss. physlol.-med. inaug. de Fabrica et usu linguae, L. B., 4 Sept., 1739.
Jacobus Hibbins, Anglo-Britannus, 17 Sept., 1736.
Ricardus Scherwood, Anglo-Britannus, 11 Oct., 1734; Diss. med. inaug. de Morbis a potus spirituosi abusu oriundis, L. B., 4 Jun., 1739.
Thomas Rutherford, Scoto-Britannus, 21 Sept., 1736.
Joannes Ogle, Anglo-Britannus, 17 Oct., 1736.
Fridericus Bernardus Albinus, Leidensis, 20, Litt. Honoris ergo, 15 Jun., 1731; Diss. med. inaug. de Deglutitione, L. B., 22 Dec., 1740.
Carolus Linnaeus, Suecus, 28, Honoris ergo, 3 Sept., 1735.
Johannes Fordyce, Scotus, 1 Dec., 1737.
Nicolaus Franciscus Colin, St. Nicolaitanus-Lotharingus, 27, Med. Dr., 30 Mart., 1737.
Geoorgios Yooann, Koonstantinoupolites.
Isaacus Rutton, Anglo-Britannus, 27 Nov., 1736.
Marcus Mollet, Anglus, 23 Febr., 1737 (the Album acad. mentions also Marcus M., Anglus, 18 Sept., 1732).
Claudius Sohlberg, Suecus, 24, 6 Jul., 1735.
Gulielmus Atkin, Anglus, 11 Nov., 1734; Spec. med. inaug. de Praecipuis

foeminarum senescentium morbis a cessante praemature et penitus menstruorum fluxu, L. B., 24 April, 1739.

Isaac de Bois, Novo Ebriaco-Britannus, 20, 13 Oct., 1736; Diss. med. inaug. de Sanguinis missionis usu et abusu, L. B., 1 Aug., 1740.

Daniel Theodorus Olier, Lugduno-Batavus, 16, 18 Mart., 1729; Diss. chir.-med. inaug. de Vulneribus sclopetariis, L. B., 19 Oct., 1741.

Bernardus Zieglerus, Scaphusa-Helvetus, 22, 3 Sept., 1736; Diss. med. inaug. de Saliva, L. B., 14 Aug. 1738.

Johannes Verkaade, Maeslusa-Batavus, 20, 18 Maii, 1736.

Robertus Dack, Anglus, 17 Sept., 1737.

Christophorus Hodgson, Anglus, 20 Sept., 1737.

Petrus * * *

Johannes Sebastianus Edleber, Herbipolensis (Würzburg), 30, Med. Dr., 27 Sept., 1737.

Salomon de * * *

Petrus Reis, Schidamensis, 24, 9 Aug., 1734; Diss. med. inaug. de Phthisi pulmonali, L. B., 19 Jun., 1739.

Alardus van de Velde, Zutphania-Gelrus, 22, 13 Apr., 1736; Diss. med. inaug. de Artitide, L. B., 8 Jun., 1739.

Thomas Lesoinne, Transmosanus, 22, 26 Sept., 1737.

Richardus Keetel, Roterodamo-Batavus, 20, 1 Jun., 1733 [1]).

Eduardus Netterville, Hibernus, 1 Dec., 1737; Diss. med. inaug. de Leucophlegmatia, L. B., 15 Dec., 1739.

Alexander Keller, Scaphuso-Helvetus, 20, 3 Sept., 1736; Diss. med. inaug. sist. Historiam sanguinis humani, L. B., 20 Aug., 1738.

Joannes Henricus Meijeraen, Grolla-Gelrus, 22, 17 Mart., 1725.

Joannes Engelbertus Boom, Sevenaria-Clivus, 20, 16 Jan., 1736; Diss. med. inaug. de Angina vera, L. B., 8 Jul., 1739.

Hericus Hiermin, Danus, 29, 4 Nov., 1737.

Cornelius Middelaar, Medioburgensis, 20, 22 Aug. 1732; Diss. med. inaug. de Ischuria, L. B., 18 Jun., 1739.

Bartholomeus van den Heuvel, Megensis, 23, 15 Oct. 1737; Diss. med. inaug. de Empyemate, L. B., 19 Sept., 1740.

Samuel Christiaen Kriel, Francofurto-Marchicus, 25, Gratis inscriptus, 11 Febr., 1735.

Johanns Cornelius Denebo, Flissinga-Zelandus, 20, 24 Maii, 1735.

Petrus Ratell, Zelandus, 20, 12 Sept., 1735; Diss. med. inaug. de Fabrica et usu ventriculi, L. B., 9 Sept., 1740.

Georgius Harrison, Anglus, 12 Oct., 1736.

Ezechiël Nesbit, Hibernus, 15 Nov., 1734.

---

1) Richardus Ketel was baptized on May 16, 1715, at Rotterdam. The age of 20 years in Alb. acad. is incorrect.

Abrahamus Westerhovius, Gouda-Batavus, 18, Honoris causa, 1 Jun, 1735; Diss. forensimed. inaug. de Cadaveribus auctoritate publica lustrandis, L. B. ad diem XII Kalend. Quintileis 1738.

H. Iveton.

Petrus Imchoor, Roterodamus-Batavus, 20, 26 Maii, 1736; Diss. anat.-med. inaug. de Ventriculi fabrica et usu, L. B., 30 Oct. 1738 [1]).

Robertus Thomlinson, Anglus, 20 Sept., 1737.

W. Britten, Diss. physiol.-med. inaug. de Hepatis fabrica et bilis natura, nec non de ictero, ab eis, multiplici, oriunde, L. B., 7 Febr., 1739.

Cornelius Heron, Thola-Zelandus, 20, 15 Sept., 1734; Diss. med. inaug. de Servanda sanitate literatorum, L. B., 14 Jun., 1740.

Gavinus Croockshank, Scoto-Britannus, 31 Aug., 1733.

Josephus FitzPatrick, Hibernus, 19 Jun., 1737.

INSTITUTIONIBUS MEDICIS INCHOATIS 17—37 ET ANNUM EXCURSURIS, NOMINA DEDERE.

Hugo van der Heim, Schiedamo-Batavus, 20, 27 Aug., 1737.

Wilhelmus de Theyls, Estrusus Muscovita, 20, 2 Maii, 1735.

Claudius Sohlberg.

Josias Verhel, Lugduno-Batavus, 15, 19 Sept., 1729; Diss. physiol. med. inaug. de Alimentorum in ore ac ventriculi χυλοποίησιν, L. B., 20 April, 1741.

Joannes Engelbertus Boom.

Joannes Petrus Freyberger de Freybersdorff, 23, 16 Sept., 1737; Diss. med. inaug. de Aphtis, L. B., 12 Jun., 1741.

Dirk Schouten, Vesaliensis, 20, 16 Sept., 1734; Diss. med. inaug. de Anxietate, L. B., 5 Jan., 1742.

Tiburtius Zachariae Kiellman, Suecus, 20, 31 Oct., 1735; Diss. med. inaug. de Incubo, L. B., 2 Oct., 1739.

Emanuel Marcel.

Paulus's Graeuwen, Zeroöskerke-Zelandus, 20, 18 Sept., 1736; Spec. acad. med. inaug. de Antacidis terrestribus, L. B., 10 Jun., 1740.

Alexander Keller.

Samuel Christiaen Kriel.

Weier D. Ranitz, Noviomago-Gelrus, 20, 13 Sept., 1734.

Robert Dalrymple, Scotus, 27 Sept., 1737.

Christophorus Hodgson.

Joannes de Wit, Briela-Batavus, 20, 2 Oct., 1733.

---

1) Baptized at Rotterdam on Jan. 13, 1715. The age given in Alb. acad. of 20 years is incorrect.

Fridericus Bernardus Albinus.

Michael Ruyte, Zirczaea-Zelandus, 20, 7 Aug., 1736; Diss. med. inaug. de Diabete, L. B., 25 Aug., 1741.

Janus Stam, Lugduno-Batavus, 16 (faculty not mentioned in Alb. acad.); Dis'. physiol.-med. inaug. sist. *ἅιματοποίησιν*, L. B., 25 Jan., 1743.

Nicolaus Barsingerhorn.

Mange.

Joannes Reeps, Horna-Westfrisius, 20, 29 Jun., 1730; Diss. physiol.-med. inaug. de Vita., L. B., 9 Sept., 1750 (?).

Antonius Arnoldus Martini, Buscuducensis, 20, 17 Sept., 1735; Diss. med. inaug. de Epilepsia adultorum, L. B., 6 Jul., 1740.

Joannes Henricus Meyeraen.

Jasper Tough.

Patricius Haldane, Scotus, 30 Oct., 1737.

Henricus Hiermin.

Cornelius Lopsse.

Johannes Blankert, Dordracenus, 20, 6 Aug., 1737; Diss. med. inaug. de Nephritide, L. B., 6 Jul., 1741.

Cornelius Middelaar.

Richardus Hardy.

Quirinus Capelle, Medioburgo-Zelandus, 20, 7 Sept., 1734; Diss. med. inaug. de Singultu, L. B., 14 Nov., 1738.

Philippus Douw.

Joannes Andreas Cramer, Quedlinburgensis-Saxo, 26, 11 Jul., 1735.

Thomas Lesoinne.

Patricius Blair.

Lucas Boerhaave, Schaga-Batavus, 20, 23 Aug.. 1730.

Johannes Antonius de Theyls, Muscovita, 21, 2 Maii, 1735; Diss. med. inaug. de Sanguinis evacuatione per inferiora, quam haemorrhoidem vacant; ut causa fistulae ani, L. B., 22 Aug., 1744.

Antonius Gundlich, Torrunio-Prussus, 24, 3 Dec., 1736; Spec. med. inaug. de Ileo, sive passione iliaca, L. B., 24 Jun., 1738.

Joost van Revershorst.

Petrus Templeman.

Johannes Andrew.

Johannes Thorold.

Ricardus Sherwood.

Carolus Morton, Anglo-Britannus, 18 Sept., 1736; Diss. med. inaug. de Tussi convulsiva, L. B., 30 Aug., 1748 (?).

Jacobus Hibbins.

Robertus Dack.

Philippus Gell.

Edoardus Scharpin.

Isaac de Bois.
Joannes Parr.
Marcus Mollett.
Isaacus Rutton.
Robertus Thomlinson.
Andreas Le Pla, Lugduno-Batavus, 15, 19 Sept., 1729; Diss. med. inaug. de Haemoptysi, L. B., 18 April, 1741.
Johannes Nathanaël Lieberkühn, Berolinensis, 25, 3 Sept., 1737; Diss. med. inaug. de Valvula coli et usu processus vermicularis, L. B., 30 July, 1739.
Carolus Linnaeus.
Richardes Dixon, Anglus, 3 Sept.. 1737; Diss. med. inaug. de Phthisi pulmonal., L. B., 2 Dec., 1739.
Nicolaus Franciscus Colin.
P. W. Croyzé (not mentioned in Alb. acad.); Diss. med. inaug. de Hepatitide, L. B., 20 Jun., 1740.
Benjamin Bosanquet.
Bernardus Zieglerus.
Georgius Harrison.
Johannes Sebastianus Edleber.
Gerardus Bass, Bremensis, 24, 14 Sept., 1737.

Collegio ad historiam, et curationem, morborum, inchoato 17 9 37, nomina dedere

Nic: Bartingerhorn Flag. Westfa.	Hilberg.
A. Vortman Ultraj:	Gulielmus Atkin Hibernus
[illegible] Ketel Amstelod.	Isaac du Bois.
J. de Meester	Daniel Theodorus Olier L. B.
[illegible]	B. Zieglerus. Scaff. Helv.
Corn. Lopps	Joh: Verkaade Haaflusa Bat.
C. Baer [illegible]	Robertus Da[illegible]
Petrus Templeman	Chris: Hodgs[illegible]
Johannis Andrews	Petrus [illegible]
Pat: Blair	Joes Sebastian[illegible]
Marcel.	Salomon de [illegible] Bat.
R. Hardy Anglus	Petrus [illegible]
[illegible]	Alardus van der Veld Zutph.
Gul: Rouzdell	Th. Le Soinne Tranfisolanus
John: Parr. angl.	K. Kedel. Rott. Bat.
Phil. Gell	Edw. Netterville.
Joh: Thorold Ang.	[illegible] Scaff. Helv.
E. Sharpin	M. Hendk Meyeren
Joannes van R[illegible]horst	Joannes Engelbertus Boom de Hiermin
Jacobus Hibbins Angl:	Corn. Middlaer:
Rich: Sherwood Ang.	A. van Heuvel
Tho. Rutherfurd	Sam. Christ. Kriel Francofurto-Marchicq.
Joannes Ogle Anglo-Britan	Johan Corn. de [illegible]
Fred: Born. Alpinus.	Petrus Ratell
Carl: Linnaeus. M. D. & S. R. S. [illegible]	Geo: Harrison Anglus
Joannes Fordyce Scoto-Britannus	Ezekiel Nesbitt
Benjamin Bosanquet. Angl.	Abr. Wettelhoff Groud. Bat.
N. F. Colin Medic. D.	H. Iverson
[illegible]	B. Imdroon. Rott. Batav.
J. Rutton Angl.	R. Thomlinson
M. Mollet	M. Brittsen
	Corns. Heron [illegible]
	Gavinus Crookshanks Scoto-Brittan.
	Jos. Johns Fitz Patrick Hibernus

Fig. I. Collegio ad historiam et curationem morborum inchoato $17\frac{}{9}37$, nomina dedere.

Institutionibus medicis inchoatis 17—37 / 9 & annum excursuris, nomina dedere.

H: V: D: Heim
W. de Theyls E. Russus.
Claud. Ahlberg Suec.
J. Verhel Lugd: Bat:
Joannes Engelbertus Boom
Joannes Petrus Freyberger
J. Schouten.
J. Kiellman.
Marcel
P. s'Graeuwen.
Alexander Keller. Scoto-Helv.
S. C. Kriel Francofurto Marchicus
W. D: Rainelt [illegible]
Robert Dalrymple
Chris: Hodgson
J. de Witt Briela bat.
Frid. Bern. Albinus
Michiel Ruyter [illegible]
J. Ham
Nic: Bartingerhorn [illegible]
Marge
J. Reeps.
A. [illegible]
H. Hend. Meyeraen
Jasper Tough
Pat: Haldane Scotus
H. Hierman
Cornd: Loppe
Johan: Blankert.
Cornelis Middelaar:
R. Hardy. Anglus
[illegible]
P. [illegible]
Joh: Andr. Cramer.

Ph: Le Coinne [illegible]
Pat: Blair Scot: Britann:
H. Boerhaave
Ce Theyls
A. Gaubius
Johan van Reverhorst.
Petrus Templeman
Johannes Andrew
Johannes Sherold Anglus
Rich: Sherwood Ang:
Carolus Morton Angl:
Jacobus Hibbins Angl
Robtus Dack Angl.
Philipus Gell Angl:
Edvdus Sharpin Angl

Jean Du Bois
Joann: Parr Ang.
Marcus Mollet
J. Rutton Angl.
R. Thomlinson Ang.
A. Le Blas B
J. Noth. Lieberkühn Bel.
Linnaey . Med. Doct.
Richardus Dixon Ang.
N. F. Colin
B. Med. D.
P. W. Croyze
Benj. Bosanquet.
B. Zieglerus. Scaffh. Helv.
Geo: Harrison Anglus
Joes Sebastianus Elleber
Gerhardus Baßs.

Fig. II. Institutionibus medicis inchoatis 17—37 / 9 et annum excursuris, nomina dedere.

SERVILIUS DAMOCRATE, POÈTE POLYPHARMAQUE

PAR LE DR. HENRI LECLERC.
Paris.

Dans un roman de Claretie, un mauvais plaisant compare les chirurgiens qui font de la poésie aux bouchers qui modèlent des rinceaux avec la graisse des moutons qu'ils ont abattus et leur plantent des roses dans le ventre. Je ne sais s'il eût adressé cette boutade aux médecins poètes: il aurait été, dans ce cas, en désaccord avec les anciens qui admettaient si facilement que les disciples d'Esculape empruntassent le parler des Muses pour magnifier les résultats de leur pratique, comme le fit Servilius Damocrate dont nous possèdons des vers tous consacrés à des sujets pharmacologiques.

Ainsi que l'attestent son nom et la langue dont il s'est servi, Damocrate était d'origine grecque: on ignore le lieu de sa naissance, mais il est permis de supposer qu'il eut pour patrie l'Asie mineure et qu'il l'abandonna pour venir exercer la médecine à Rome où allaient chercher fortune la plupart de ses compatriotes. Il y vécut au milieu du 1er siècle après J. C. sous le règne des empereurs Caligula, Claude, Néron et Vespasien et put ainsi voisiner avec d'inclytes confrères tels que Celse, Scribonius Largus, Arétée, Ménécrate, Dioscoride et Pline l'ancien. Grâce à ce dernier, nous savons que Damocrate fut appelé à soigner Confidia, fille du consul M. Servilius et que, la trouvant rebelle à toute médication énergique, il lui prescrivit avec succès l'usage prolongé du lait de chèvres qu'on avait nourries avec du lentisque [1]: "*Scio Damocratem medicum in valetudine Confidiæ, M.*

1) Le Lentisque (*Pistacia lentiscus*) qui croit en Provence, en Afrique et dans le Levant, fournit une résine, le *mastic*, qu'on emploie en Orient comme masticatoire pour parfumer l'haleine, nettoyer et raffermir les dents. Chez les Romains, ses feuilles mucronées servaient de cure-dent, ainsi qu'il appert de ces vers de Martial:

"*Lentiscum melius sed si tibi frondeæ cuspis*
Defuerit, dentes penna levare potest.

Le lentisque est meilleur, mais si ses feuilles aigües te font défaut, une plume peut soulager tes dents".

Servilii consularis filiæ, omnem curationem austeram recusantis, diu efficaciter usum lacte caprarum quas lentisco pascebat" [1]).

Plusieurs historiens, notamment Harless, émettent l'hypothèse que c'est à la suite de cette cure que Damocrate obtint le privilège d'ajouter à son nom celui de Servilius, suivant une coutume de ces temps: nous aimons à nous imaginer, pour le bon renom de la générosité consulaire, que la reconnaissance du père de Confidia se magnifesta d'une façon moins platonique et plus palpable, ainsi que le méritait l'application si opportune du régime lacté: les Romains traitaient volontiers les médecins en général et les médecins grecs en particulier de charlatans, de gens habiles à remplir leurs poches en se faisant un jeu de la vie humaine: ils gravaient, à l'occasion, sur les tombes de leurs défunts, des inscriptions dans le genre de celle que rapporte Pline: "Le grand nombre des médecins lui a coûté la vie". Cela n'empêchait pas les médecins de faire à Rome de brillantes affaires: comme au temps de Molière, comme de nos jours, on les ridiculisait, mais on les payait: *nil novi sub sole.*

A part le renseignement de Pline, nous possédons peu de détails sur la vie de Damocrate: rien ne nous autorise à supposer, comme l'ont fait, sans aucune preuve sérieuse à l'appui, Leclerc, Schultz et Ackermann, qu'il fut archiâtre de l'empereur: toutefois, il semble qu'il ait joui d'une grande considération: Pline le met au nombre des médecins les plus éminents, *e primis medentium* et Galien le qualifie d'excellent médecin, *ἄριστος ἰατρος*: "Ses traités sur la pharmacie, dit-il, écrits en vers, sont justement estimés: il serait à souhaiter que tous les ouvrages de ce genre fussent composés de la même façon" [2]). Cet éloge nous donne à penser que Damocrate s'était rendu célèbre par sa pratique autant que par ses œuvres, car Galien se montrait généralement peu indulgent pour ses confrères, surtout pour ceux qui appartenaient à l'école des empiriques: or, ainsi qu'on en

---

1) Pline, *Historia Naturalis.* Lib. XXIV. Cap. VII.

2) Galien, *De Theriaca ad Pisonem.* Galien dit ailleurs que les poèmes médicaux présentent sur les œuvres écrites en prose l'avantage de mieux fixer dans la mémoire les doses exactes et que c'est grâce aux vers de Damocrate qu'il a pu retenir la formule de l'emplâtre de dictamne (*De compositione medicamentorum secundum genera.* Lib. V).

peut juger par les fragments qui nous restent de ses écrits, Damocrate s'affirma toujours soucieux de réaliser la polypharmacie qui était le but principal de cette secte.

Les ouvrages de Servilius Damocrate, tous écrits en vers iambiques, étaient au nombre de cinq: en voici les titres, tels que nous les tenons de Galien:

1⁰. Le *κλίνικος* (*liber clinicus*) consacré à l'étude de trois médicaments: une plante l'*ibéris*, que l'auteur recommande dans le traitement de la sciatique, une semence anodine (probablement la jusquiame), un remède cathartique qu'il désigne sous le nom de *ἱερᾶς*.

2⁰. Le *Πυθικός* (*liber pythicus*) traitant des drogues employées dans les maladies de la bouche et de la gorge.

3⁰. Un traité des médicaments (*βίβλια τῶν φαρμάκων*) sur les remèdes propres à chaque maladie.

4⁰. Un traité des antidotes.

5⁰. Le *φιλίατρος*, compendium de vulgarisation pharmacologique.

De ces ouvrages, il nous reste des fragments reproduits par Galien et traitant des sujets suivants:

1⁰. Le diachylum d'après Ménécrate (*δία χύλων ὑπὸ Μενεκράτους*) [1]).

2⁰. L'emplâtre de Tyr (*Τυρια ἀνεπέδετος*) [2]).

3⁰. L'antidote Mithridate (*περί τῆς Μιθριδατείου ἀντιδότου*) [3]).

4⁰. Trois antidotes célèbres (*περί τρίων αντίδοτων ἀξιολόγων*), deux contre la phtisie, un contre les venins [4]).

5⁰. L'antidote Charmès (*περί χάρμου ἀντιδότου*) [5]).

6⁰. Une confection de roses (*ροδίδος σκευή*) [6]).

7⁰. Une confection de safran (*κροκομάγματος σκευασία*) [7]).

8⁰. L'antidote prognostic (*ἀντιδότος προγνωστική*) [8]).

9⁰. Plusieurs préparations diaphorétiques (*διαφορητικαί* [9]).

10⁰. Le dysrachitis (*δυσραχίτις*) [10]).

11⁰. L'emplâtre de dictamne (*ἡ δία δικτάμνου*) [11]).

12⁰. L'emplâtre blanc (*περί λευκῆς ἐμπλάστρου*) [12]).

---

1) Galien, *De compositione medicamentorum secundum genera.* Lib. VII.
2) *Ibidem.* Lib. VI.
3) *De Antidotis.* Lib. II. 4) *De Antidotis.* Lib. II.
5) *Ibidem.* 6) *Ibidem.* 7) *Ibidem.* 8) *Ibidem.*
9) *De compositione medicamentorum secundum genera.* Lib. VI.
10) *Ibidem.* Lib. V. 11) *Ibidem.* 12) *Ibidem.* Lib. I.

13⁰. Plusieurs cataplasmes pour le foie et les hypocondres (*μαλάγματα πρὸς ἧπαρ καὶ ὑποχόρδιον*) [1].

14⁰. Les antidotes contre les morsures de reptiles et de chiens enragés (*ἀντίδοτοι πρός ἑρπετά καί λυσσοδήκτους*) [2].

15⁰. Un mode de préparation de la thériaque que Galien considère comme le plus recommandable [3].

16⁰. L'Ibéris (*περὶ τὴν ἰβήριδα*) [4].

17⁰. Une poudre dentifrice (*ὀδοντότριμμα*) [5].

18⁰. La préparation du diacode (*ἡ διὰ κωδυῶν*) [6].

De ces fragments, les trois derniers sont les plus intéressants: ils suffiront à nous donner une idée des méthodes thérapeutiques de Damocrate.

I. L'IBERIS.

Pendant un séjour qu'il fit en Espagne, Damocrate fut appelé à soigner un de ses amis, comme lui médecin, qu'affligeait une sciatique: au moyen d'une herbe du pays qu'il appelle *iberis* parce qu'il en ignorait le nom véritable [7], il guérit son confrère: ce succès le décida à faire bénéficier ses contemporains et la postérité d'un médicament si efficace:

Cette herbe nait partout abondamment mais surtout
près des vieilles masures et des murailles,
sur les routes jadis très fréquentées,
dans le voisinage des champs laissés en friche par le laboureur.
Toujours verte, avec des feuilles semblables à celles du cresson,
elle se montre, toutefois, plus vivace au printemps.
Sa tige se dresse, haute d'une coudée,
tantôt plus courte, tantôt plus longue.

---

1) *De compositione medicamentorum secundum locos.* Lib. VIII.
2) *De Antidotis.* Lib. II. 3) *Ibidem.* Lib. I.
4) *De compositione medicamentorum secundum locos.* Lib. X.
5) *Ibidem.* Lib. VII. 6) *Ibidem.* Lib. V.
7) La plupart des botanistes se sont accordés à reconnaitre dans l'ibéris de Damocrate une crucifère très commune dans les lieux incultes, le *Lepidium iberis* ou Petite passerage. La description que fait Dioscoride du *λεπίδιον*, l'action spécifique qu'il lui attribue dans le traitement de la sciatique concordent pleinement avec le texte de Damocrate. Le traitement recommandé par ce dernier eut un grand succès, car nous voyons encore, au XVIIIme siècle, la passerage préconisée par Geoffroy comme une des meilleures médications externes de la sciatique. On prescrivait aussi la plante à l'intérieur contre la lithiase rénale (Coste et Willemet).

En été paraissent tout autour des feuilles grêles jusqu'à ce que les
les aient transformées en sarments arides [rigueurs de l'hiver
et qu'elles périssent desséchées par la gelée:
d'autres sont groupées au dessus de la racine:
l'été, également, elle porte une fleur de teinte laiteuse
toute menue, parfois bigarrée
à laquelle fait suite une graine si exigüe
qu'elle trompe la vue et échappe aux yeux:
Sa racine exhale une odeur piquante
de tout point semblable à celle du cresson.
Arrache la et récoltes en une bonne provision,
l'été, car c'est alors qu'elle a le plus de force et de bonté:
qu'elle soit fraichement cueillie (car la dessication lui fait perdre sa vertu).
Ecrase la soigneusement, ce qui n'est pas une besogne facile,
mèle la à un peu d'axonge
puis, tout le long de la hanche et de la cuisse,
applique la en la fixant avec un lien: maintiens la deux
heures chez les femmes, quatre chez les hommes.
Envoie ensuite les malades au bain, sans d'aucune pommade,
d'aucun savon, d'aucune graisse les oindre:
mais, dès que se produit un peu de sueur, dans la baignoire
plonge les et les y maintiens jusqu'à ce qu'ils éprouvent
une certaine sensation de chaleur et de picotement.
Enfin, après les avoir légèrement aspergés, fais les sortir.
Bien qu'ils aient eu besoin de plusieurs mains pour les amener,
ils repartiront solides sur leurs pieds.
Alors à beaucoup d'huile tu mêleras un peu de vin,
tu secoueras le mélange et tu les en frictionneras,
puis, épongeant au moyen d'un linge la sueur et la graisse,
tu envelopperas toute la jambe d'une laine épaisse.
Enfin, tu ordonneras à tes malades de reprendre leur train de vie,
à leur guise et suivant leurs habitudes.
C'est un traitement certain, constant dans ses effets
et qui n'a besoin d'aucun adjuvant.
Lorsque la douleur aura disparu, ce qui, le plus souvent,
arrive, réjouis toi et vénère la petite racine.
Mais que si quelque vestige de l'affection
Subsiste, renouvelle le traitement
après un intervalle de quelque vingt jours.

Ce traitement de la sciatique par l'application d'un hachis d'herbe et de graisse n'était pas aussi saugrenu qu'on serait tenté de le croire: comme la plupart des crucifères, la passerage con-

tient une sorte de ferment, la *myrosine*, et un sel, le *myronate de potasse*: en présence de l'eau froide, le sel se décompose sous l'influence du ferment et donne une essence, l'*essence allylique*, dont le contact avec la peau détermine une forte rubéfaction. Cette action révulsive, que nous demanderions aujourd'hui aux sinapismes et aux pointes de feu, jointe à la sudation et à la balnéation, peut expliquer les bons effets que Damocrate obtint de l'emploi empirique de l'ibéris [1]).

II. LA POUDRE DENTIFRICE.

Dans le poème précédent, nous avons vu l'auteur contrairement à ses tendances polypharmaceutiques, préconiser l'usage d'un remède isolé: il fallait qu'il éprouvât à son égard autant de gratitude que d'estime pour agir ainsi. La formule de la poudre dentifrice nous le montre dans son élément familier: C'est un de ces composés chaotiques qui nous remplissent d'admiration pour les facultés imaginatives de leur inventeur et de compassion pour les infortunés chargés d'en assurer l'exécution:

Si tu veux te servir de bons dentifrices
qui conservent les dents blanches, les rendent
immobiles, chassent la mauvaise odeur de la bouche
et rafermissent les gencives relâchées,
tu n'as qu'à préparer ce médicament blanc et excellent:
prends de corne de cerf quatre fois brûlée avec soin
le quart d'une livre et une livre de sel,
de l'ammoniaque sec [2]), pas trop amer,
de l'épeautre [3]) et du mastic de Chio une livre,
le quart d'un as de costus [4]) ou un peu plus,

---

1) J'ai signalé l'action révulsive d'une autre crucifère l'Erysimum officinale ou Herbe au chantre. Il me suffit, chez un malade atteint de lumbago, de faire appliquer, *loco dolenti*, la plante écrasée pour déterminer une révulsion suffisante accompagnée de quelques cloques (H. LECLERC, Plantes révulsives. *Union pharmaceutique* 1916).

2) Ἀμμωνιακοῦ, la gomme ammoniaque, substance gommo résineuse qui découle d'une ombellifère de l'Orient, le *Dorema ammoniacum*, et qu'on emploie encore comme expectorant et antispasmodique particulièrement dans l'asthme et les catarrhes bronchiques.

3) Χόνδου, en latin *alica*, pâte préparée avec de l'orge et de l'épeautre.

4) Le Κόστος dont il est ici question parait être le gingembre et non le *Costus arabicus*.

autant de jonc blanc [1]) et du poivre blanc
une once, deux onces de feuilles de malabathre [2]).
Broie et remue fortement le tout dans un mortier.
Fais le employer de la façon que je t'indiquerai.
Que si tu veux le rendre en outre utile contre les phlegmons du palais
Contre les plaies saignantes du voile qui pend,
pour consumer les chairs calleuses,
tu n'as qu'à y associer une livre d'alun concassé.
Mais peut être la médication suivante sera-t-elle plus facile à préparer,
plus rapidement faite et non moins commode
possédant en même temps une certaine douceur:
prends beaucoup d'herbe verte de sideritis [3])
et, sur un plat neuf et de larges dimensions,
mèle la à de l'orge récent en petite quantité.
L'orge une fois placé, dépose un bouquet
de l'herbe, du sel, encore de l'herbe et de nouveau de l'orge:
répète successivement cette opération
jusqu'à ce que tu aies entièrement recouvert le plat
et de façon que l'herbe se trouve à la partie supérieure.
Mets le tout dans un four ardent afin qu'il sèche
et grille pendant une nuit entière
et que tu puisses l'écraser plus rapidement
et le passer à travers un crible serré.
Cependant, pour lui donner une odeur agréable tu ajouteras
du poivre blanc, un peu d'encens,
du schœnanthe et du cyperus [4]) de belle qualité.
Tous ces simples bien mélangés et mis de côté
ajoute encore beaucoup de mastic de Chio desséché.
A ceux qui le désirent tu donneras ce remède le soir
et encore le matin, mais seulement aux gens sains:

---

1) Σχίνου λευκῆς, l'*Andropogon schoenanthus* graminée de l'Inde dont on emploie les feuilles et les tiges et qui, d'après certains auteurs, serait le Nard si apprécié des anciens comme parfum.

2) Μαλαβάθρου, Dioscoride faisait du malabathre une plante des marécages de l'Inde. D'Après N. Lemery, c'est la feuille d'un arbre du Malabar, sans doute le *Laurus malabathrum:* "Les feuilles de ce laurier, disent Mérat et de Lens, étaient poussées par les vagues de la mer jusque dans les rivières de l'Inde ce qui leur a fait donner le nom de feuilles indiques (*folium indicum*)".

3) Τὴν σιδηρῖτιν πόαν. Sous le nom de sideritis, Dioscoride parle d'une plante qui guérissait les blessures faites par un instrument tranchant et qu'on croit être une labiée le *stachys recta.*

4) Κυπείρου, le *Cyperus longus* ou Souchet odorant dont les racines ont une odeur agréable rappelant celle de la violette: on lui attribuait des vertus aphrodisiaques.

qu'ensuite ils se lavent la bouche avec une décoction d'avoine et de
qu'ils fassent cela surtout le soir: [miel:
mais, le matin, le vinaigre mêlé de miel est plus avantageux
en particulier pour supprimer la fétidité de l'haleine.

III. LE DIACODE.

Les praticiens de nos jours, pour peu qu'ils soient soucieux d'entretenir de bonnes relations avec les pharmaciens, hésiteront sans doute à prescrire le dentifrice de Damocrate: par contre il ne se passe guère de jour sans qu'ils conseillent un julep ou une potion ayant pour base le sirop diacode: la formule primitive de ce médicament, extraite du *Φιλίατρος* et attribuée par Damocrate à Thémison de Laodicée, médecin du commencement de l'ère chrétienne et fondateur du méthodisme, ne peut manquer de les intéresser:

Du pavot que les laboureurs appellent
sauvage [1]) parce qu'il croit spontanément et ne se sème pas
prenez les têtes vertes et récentes, entières,
renfermant une semence rouge non encore noire,
au nombre de cent vingt, d'une grosseur
moyenne et mettez les dans une marmite neuve à large ouverture.
Versez y trois setiers [2]) d'eau de pluie,
laissez le tout macérer tout un jour et toute une nuit.
Ensuite faites cuire sur un feu doux et un peu longtemps, puis
exprimez toute la liqueur et recevez la dans un vase
et ajoutez-y trois livres de miel attique.
Faites cuire de nouveau à feu doux
jusqu'à ce que le mélange ait pris la consistance d'un miel épais.
Faites refroidir et conservez dans un vase de verre.
C'est ainsi que nous procédons. Thémison, le premier qui ait indiqué

---

1) *Μήκων ἄγριαν*: on ne peut se livrer qu'à des conjectures sur l'origine du nom grec du pavot (*μήκων*): les uns lui attribuent la même étymologie qu'à *κώνειον* (cigüe) et le font dériver de *κωνάω* (faire tourner) à cause des vertiges que produit son absorption: d'autres trouvent son origine dans *μῆκος* (hauteur) parceque sa tige atteint une taille élevée: quelques uns prétendent qu'il fut découvert par Cérès dans une île appelée Mecona: mais, aucun géographe de l'antiquité n'ayant fait allusion à cette île, on peut supposer qu'elle n'a jamais existé ailleurs que dans l'imagination si fertile des étymologistes.

2) Le setier (*ξέστης*, *sextarius*) représentait, chez les Romains, 20 onces (environ 1200 gr.) d'eau.

l'usage de ce médicament y ajoute de la myrrhe, de l'acacia, du safran
et du suc d'hypociste [1]): mais sa recette n'est plus suivie.
Le médicament préparé plus simplement est plus utile,
Vraiment agréable, doux dans ses effets.
On en donne la valeur d'un petit mystre [2]).
Quelquefois plus la nuit, moins le jour.
On ordonne au malade de le conserver un peu dans la bouche
et de l'avaler ensuite lentement.
Si vous voulez qu'il resserre le ventre,
tarisse les flux du poumon et de l'estomac
et arrête l'éruption du sang au dessus du diaphragme,
ajoutez-y de l'eupatoire [3]) ou plutôt
du suc de grenade du Pont, de chaque deux drachmes
et autant de bon acacia récent.
Au moment de retirer le médicament du feu,
mèlez-y ces drogues préalablement délayées,
laissez-les quelque temps encore dans la marmite
afin qu'elles cuisent un peu ensemble: puis
lorsque le mélange sera refroidi, mettez le dans un vase de verre.

Galien modifia cette formule en incorporant à la décoction de pavot du vin et des pénides [4]): sa préparation, comme celle de Damocrate, était, à proprement parler, un extrait de têtes de pavot, ce qu'on appelait jadis un opiat: il en était de même du diacodium de Mésué et de celui d'Actuarius. Plus tard, on nomma diacode le sirop de pavot simple ainsi composé:

"Des têtes de pavot blanc mûres et nouvellement cueillies 2 livres
Des têtes de pavot noir aussi nouvellement cueillies 1 livre.

Coupez les et les infusez ensemble dans 8 livres d'eau de fontaine bien chaude pendant 24 heures et qu'elles bouillent ensuite jusqu'à la diminution de la moitié: coulez après cela la décoction

---

1) 'Ακάκια, ὑποκυστίδος χύλον: l'acacia (*mimosa arabica*) et l'hypociste (*Cytisus hypocistus*) fournissaient tous deux un suc d'une astringence très marquée analogue au cachou.

2) Le petit mystre (σμικροτάτος μύστρος, *parvum mystrum*) pesait 8 scrupules (environ 8 gr.).

3) 'Ευπατορικῆς. L'eupatoire (*Eupatorium cannabinum*) commune dans les lieux aquatiques et reconnaissable à ses feuilles semblables à celles du chanvre était employée par les anciens contre les obstructions, surtout celles qui succèdent aux fièvres intermittentes ou qui accompagnent l'hydropisie.

4) Les pénides (*penidia*) étaient du sucre cuit à la plume et tordu sur lui même.

et l'exprimez, puis clarifiez la avec le blanc d'œuf et 3 livres de sucre et la cuisez en syrop s. a." [1]).

Actuellement le sirop diacode se prépare simplement en faisant dissoudre de l'extrait thébaïque dans du sirop de sucre dans la proportion de 0 gr. 50 centigr. pour 1000. Cette simplification, qui permet un dosage rigoureux du principe actif, constitue un progrès sérieux: mais il serait injuste que notre diacode nous fit oublier son ancêtre le *δία κωδυών*: il eut l'honneur d'être la première préparation maniable ayant pour base l'opium, ce médicament admirable dont Sydenham a pu dire que, sans lui, la médecine serait bancale et manchote, *sine eo claudicet et manca sit medicina:* on peut, en sa faveur, pardonner à Servilius Damocrate son innocente manie de versifier des sujets qui n'avaient avec le Parnasse que de très lointains rapports.

---

1) N. LEMERY, *Pharmacopée universelle* 1759.

QUELQUES FIGURES DE LÉPREUX DANS L'ART CLASSIQUE DES PAYS-BAS.

PAR LE DR. M. A. v. ANDEL.
Gorinchem, Hollande.

La lèpre, refoulée aujourd'hui comme maladie endémique dans quelques rares recoins de l'Europe et representée dans le reste de notre partie du monde par des cas sporadiques, principalement importés, a perdu pour nous la terreur, qu'elle était en état d'inspirer à nos aïeux. Quoique des chiffres exacts, capables de nous informer de la propagation de ce fléau, fassent défaut, le grand nombre des léproseries existantes dans tous les pays civilisés suffit pour nous donner une idée de l'étendue de ce mal. Les mesures, qu'on avait prises pour isoler les malheureux, atteints de ladrerie et les opinions des médecins contemporains prouvent, qu'on était parfaitement informé de sa contagiosité; quant à la cause de cette affection, quantité de théories étaient en vigueur, l'imputant alternativement à la constitution du malade, aux conditions athmosphériques, à une nourriture insuffisante ou trop peu variée et à maintes autres causes.

Il était généralement accepté, qu'une diète, composée principalement de poisson, prédisposait fatalement à la lèpre.

Jacob van Maerlant, un poète médiéval néerlandais, donne dans son poème: „Heimelijkheid der heimelijkheden" (Le secret des secrets), parmi une série de prescriptions hygiéniques et diététiques, l'avis suivant:

Die melc ende visch eten te samen,
Moghen vruchten die mesquamen
Van laserscepe of ander smetten,
Die den mensche sere letten [1]).

1) Ceux qui prennent du poisson et du lait à la fois ont à redouter les infirmi-

Le chirurgien flamand Jan Yperman a des idées analogues concernant l'étiologie de cette affection et attribue une grande importance à la complexion et à la nourriture: „Die van complexiën es flumatic ende die van usagen eeten werrotten visschen van humoren van flumen van aelen ende palingen, carpers, herders ende die hoere voetsele halen in de wase. Item soete melc gansen zwanen ende alsoe wie hier mede leeft het en is gheen wonder sine worden lasers ende sonderlinghe die flumatijc sijn" [1]).

Quelle que fût la cause, le nombre des lépreux était abondant dans les Pays-Bas jusqu'au milieu du XVIIe siècle, malgré les précautions et les mesures qu'on prenait pour éviter la contagion. Ils existaient deux manières d'isolation: premièrement celui, qui était reconnu ladre était exclu de la société de ses concitoyens et obligé d'habiter, aux environs de la ville, une maison située à une distance convenable des routes et des lieux habités.

S'il était indigent, cette maison, ses vêtements, sa batterie de cuisine, ses meubles indispensables, même un coq avec six poules lui étaient fournis par la communauté, tandis qu'il était dépendant de la charité de ses concitoyens pour obtenir sa subsistance. Il lui était permis de faire le tour de sa commune trois fois par semaine; si l'état de sa santé ne lui permettait pas de marcher, un serviteur lui était adjoint par la commune pour quêter à sa place [2]).

Un poème médiéval néerlandais: Verholen minne (Amour secret) raconte d'une demoisélle, soi-disant lépreuse, qui fut isolée de cette manière:

„Sy ghinc voor haren vader staen
Voor haren lieffsten vader

---

tés de la ladrerie ou d'autres affections, qui incommodent gravement les hommes. A Verdenius. Jacob van Maerlant's Heimelijkheid der heimelijkheden.

Opnieuw naar de handschriften uitgegeven en van inleiding en aanteekeningen voorzien. Thèse doctorale. Amsterdam 1917, page 158.

1) Celui, qui est de complexion phlegmatique et se nourrit généralement de poissons pituicteux, anguilles, carpes etc. qui cherchent leur nourriture dans la boue; de même celui qui boit du lait ou mange des cygnes et des oies risque d'attraper la lèpre.

Dr. E. C. van Leersum. De Cyrurgie van Meester Jan Yperman. Leiden 1912, page 175.

2) H. D. J. v. Schevichaven. Leprozen en leprozenhuizen. Oud-Holland 1907 (XXV).

Siet vader, ick moet u claghen
ick ben besmet met laserye
ick moet uit alle minen maghen.

Men ghinc haer daer een huisken maken
besiden des wechs al vander straten
men huurde haer eenen ghezelle
die haer al door die minne van god
soude clincken die laserische belle.

Daer in so lach sy seven jaer
dat sij noch sonne noch mane en sach" [1]).

Cependant cette manière d'isolation se trouvait d'avoir de sérieux inconvénients, non seulement parcequ'il était impossible d'empêcher le lépreux de quitter sa demeure et de se mêler aux sains, mais encore parceque bon nombre d'eux étaient forcés de visiter les endroits habités pour obtenir leur subsistance.

Peu à peu le nombre des léproseries, où il était plus facile d'observer les ladres et de les isoler s'augmentait de manière que même de petites villes avaient un tel hospice.

Sur une des cartes des villes fortifiées des Pays-Bas, dessinées par v. Deventer à l'ordre de Philippe II d'Espagne, à savoir celle de la petite ville de Gorinchem, est indiquée une léproserie dans un des faubourgs; malheureusement les archives n'en ont conservé aucune réminiscence.

Les archives de plusieurs autres villes font mention de mesures prises contre des lépreux, qui habitent au milieu de la population saine. Le magistrat de Leyde, informé que plusieurs lépreux s'étaient installés dans cette ville et y demeuraient chez les bourgeois, frayant avec eux, ne prenant aucune précaution et causant de cette manière, une propagation de cette maladie dans la ville, ordonnèrent le 15 Avril 1516, que tout lépreux quittât la ville

---

1) Elle se posta devant son père et lui dit: „Voyez mon père, je suis contaminée de ladrerie, il me faut quitter mes parents.

On lui bâtit une maisonnette, à l'écart, éloignée des rues et des chemins et l'on engagea un serviteur pour sonner la clochette des ladres.

Là elle demeura sept ans, ne voyant ni soleil, ni lune.

Hoffmann von Fallersleben. Horae Belgicae II.

dans trois jours et n'y rentrât à moins qu'il ne pût montrer aux bourgmestres des preuves et des certificats d'être complètement guéri, sous peine d'être mis au pain et à l'eau.

Dans d'autres villes, les citoyens eux-mêmes insistaient à interner ces malades: dans les archives de Gorinchem se trouve une pétition de quelques habitants d'un quartier situé hors de la ville près de la rivière, demandant d'éloigner et d'isoler quelques lépreux résidant parmi eux.

Le diagnostique de la lèpre n'étant pas des plus faciles et gros de conséquences pour la victime, il était d'usage que les municipalités envoyaient leurs citoyens, suspects de cette infirmité à certains endroits où siégeaient des experts, pour y être examinés. Les lépreux de la Hollande et de la Zélande se rendaient généralement à la Chapelle de St. Jacques près de Harlem. Cette coutume, qui existait depuis des siècles fut corroborée dans l'an 1586 par une ordonnance du prince Maurice d'Orange-Nassau, prescrivant que tout inhabitant de la Hollande, de la Zélande ou de la Frise, suspect de ladrerie, serait obligé de subir cette preuve tous les quatre ans et ne serait admis, que s'il pouvait montrer des certificats du magistrat du lieu de son habitation, prouvant qu'il était habitant, défendant à ces lépreux de séjourner ou de rester dans les villes ou à la campagne et leur commandant de se retirer dans la léproserie de leur domicile. Quant aux lépreux, qui allaient se soumettre à l'épreuve, ils étaient obligés de loger dans les léproseries des villes par où ils passaient. C'est pourquoi une ordonnance de Leyde du 17e Juillet 1571, interdisant à tout lépreux du dehors de résider dans la ville ou de loger dans la léproserie, fait une exception pour les lépreux qui se rendent à la dite chapelle. Ceux-ci étaient autorisés d'y séjourner pendant deux nuits consécutives au plus.

Les frais de l'examen et de la subsistance des voyageurs étaient à la charge de leur commune.

Le 30 Avril 1599, une habitante de Leyde, désirant de faire subir l'épreuve à sa fille et invoquant le secours de la municipalité pour ce voyage, reçut l'ordre de se présenter à l'hôtel de ville avec elle et deux de ses voisins, qui la connaissaient et pourraient confirmer, qu'elle était née dans la ville, afin de pouvoir recevoir le certificat.

Les archives de Gorinchem conservent deux copies de pareils certificats, donnés à des personnes, suspectes de lèpre et servant à prouver leur identité.

Dans une de ces lettres les jurés de la Chapelle de St. Jacques sont informés, que le malade, porteur de la lettre, bourgeois de la ville est sous la suspicion publique d'être atteint de ladrerie. Comme il est indigent et misérable, n'ayant, hormis son épouse, ni amis, ni parents, le magistrat, afin d'obtenir une déclaration officielle, s'il est atteint ou non de ladrerie et de pouvoir prendre les mesures propres à éviter la contagion, qu'il pourrait causer, a ordonné de l'envoyer à Harlem pour être examiné minitieusement [1]).

Si cet épreuve donnait un résultat affirmatif, le lépreux recevait un „vuilbrief" (lettre de contagiosité) et était obligé de se faire interner dans la léproserie de sa ville natale, où il était isolé de ses concitoyens. Cette isolation cependant n'était pas complète, comme prouvent les règlements de quelques léproseries. Dans la lettre de fondation de l'hospice des lépreux à Leide du 22 Mars 1444 on trouve entre autres les articles suivants:

---

1) Texte littéral de cette lettre:

Eersame, wyse, discrete besundere goede vrienden.

Alsoe een A onsen ingesetene, geboren poirter, brenger van desen, binnen deser Stede Gorinchem onder 't gemeyn volck berusticht wordt, dat hij gebreckelick is van malatrye oft Leprosicheyt, soe eist dat wij denselven onsen poirter, wesende een schamele miserabelen persoon als georphaneert van zijn ouders ende voorts hebbende gheen vrienden, altoos dan zijn huysvrouw, schicken by uwer L, omme ondersocht ende geproeft te worden naer behooren ten eynde tgene dat uwer L. aen hem bevynden zult, die zelve uwer L gelieven ons by uwe besegelde certificatie weder by denselven brengen schriftelick te adverteren. Omme ons ende eenen yegelycken, die met hem plaegen te converseren daernae te mogen Reguleren, waeraen uwer L. ons dancket doen zullen en dwelck wij t allen tijden geern begeeren te verschuldigen en indachtig te wesen, kenne Godt Almachtich, die Uwer L. altijt moet hebben in zijn heylige protectie.

Geschreven tot Gorinchem desen (la date de cette lettre fait défaut dans la copie, elle se trouve parmi d'autres datant de 1530—1550).

Die alle Uwen L. gunstige, goede vrienden Burgemten, S. ende R. der Stede Gorinchem.

Die superscriptie:

Eersame, Wyze, voorsienige ende discrete, die gesworens van Sint Jakobs Cappelle buyten Haerlem, onse besundere goede vrienden.

„Voirt wat Siecken nu in den Sieckenhuyse woenen ofte naemaels woenen sellen, die en sel tot ghenen tyden binnen die Stede Leyden gaen, ten sy by oorlof of onthieten van die Sieckmeesters. Ende die sellen niet binnen de Stede voirsz comen, als sij oirlof hebben dan met vlieghers, opdat men se kennen mach voor ghesonde luden, want sij uyt de luden gheset sijn"[1]).

Le costume ordinaire des lépreux se composait de ce „vlieger", d'un chapeau, muni d'un cordon blanc et d'une cliquette de bois, pour annoncer leur présence.

Sur un tableau de Sebastian Vrancx dâtant de 1612 et se trouvant dans la Vieille Pinacothèque à Münich, qui représente des pèlerins au repos, on remarque du côte droit un groupe de quelques lépreux, assis à l'écart et habillés de cette manière. Un d'eux porte sur son manteau la lettre L, qui était de rigueur dans quelques cités de la Flandre. Devant lui on remarque sa cliquette, qu'il a déposée par terre (Fig. 1). Comme prouve le règlement de Leyde, l'isolation des lépreux dans les ladreries, n'était pas absolue. A Nimègue p. e. il leur était permis de mendier dans la ville tous les dimanches, les mercredis et les vendredis, tandis qu'un tableau au Musée de l'Etat à Amsterdam représente une procession des lépreux de cette ville, traversant le Dam, la place principale de cette ville, assis dans des traineaux et précédes par des tambours, pour recueillir des aumônes pour leur hospice.

En outre des habitants des ladreries, bon nombre d'autres lépreux vagabondants, ou mendiants imploraient la charité et circulaient dans les villes. L'état déplorable de ces malheureux excitait aisément la pitié et la commisération, si bien qu'il existait bon nombre de mendiants, qui, quoique absolument sains, portaient le costume et les marques distinctives des lépreux pour profiter de la libéralité des compatissants.

Aussi sur plusieurs tableaux, représentant des oeuvres de charité,

---

1) Les malades, qui demeurent à présent dans la léproserie ou qui y demeureront après n'iront jamais dans la ville de Leyde, sauf permis ou ordre des régents. Et ces ladres n'entreront dans cette ville, quand même ils en auront reçus la permission, qu'habillés d'un „vliegher" (manteau long ou pélerine) afin qu'on puisse les distinguer des sains, car ils sont exclus de la communauté.

trouve-t-on des figures de lépreux, acceptant les aumônes des bienfaiteurs.

Au musée municipal „de Lakenhal" (La halle aux draps) à Leyde, se trouvent sur une des ailes d'un tryptique de Cornelis Engelbrechtsz quatre personnages dont un, représentant un ecclésiastique supérieur, donne l'aumône à un misérable, accroupi à côté de lui. Ce dernier présente des signes pathologiques, qui nous donnent le droit de le considérer comme une victime de la lèpre (Fig. 2).

Ce qui nous frappe principalement, c'est l'atrophie musculaire considérable de ce mendiant, son teint brun foncé et les symptomes de paralysie, représentés si clairement.

La peau, principalement celle du visage, montre tous les signes d'une atrophie et d'une sécheresse extrême; d'où provient un retrécissement du front et du visage, qui cause un amincissement et raccourcissement des lèvres, laissant la bouche à demi-ouverte et une rétraction des paupières, donnant au regard une immobilité sans aucune expression.

Le nez s'est enfoncé par la destruction des cartilages, d'où résulte un masque hideux, n'ayant presque plus rien d'humain.

Sa jambe droite est enveloppée d'un pansement, tandis que la paralysie de ses membres inférieurs l'oblige de se soutenir par deux béquilles.

Quoique relativement rare, cette forme de lèpre est décrite assez bien par Jodocus Lommius, un médecin néerlandais du XVIe siècle dans les termes suivants:

„Ubi vetustatem morbus accipit, eroditur narium media cartilago tandemque aliquibus corrupta partibus decidit.

Musculí toto corpore consumuntur, maximeque juxta pollicem: ipse vultus horridus ac qualis Satyrorum esse fingitur, deformatur" [1]).

Une pareille figure, se trouvant sur un tableau de Bernard van Orley est reproduite par le Dr. H. Meige dans son article sur les lépreux dans l'art [2]).

Selon le Dr. P. Richer, c'est le seul cas, qui représente la lèpre sous cet aspect [3]). Je suis heureux d'avoir l'occasion de

1) Jodocus Lommius, Observ. medicinales libri tres Ed. tertia. Amsterdam 1726 p. 57.
2) Dr. H. Meige. La lèpre dans l'art. Nouvelle Iconographie de la Salpétriere. Pl. LI.
3) Dr. P. Richer. L'Art et la médecine, pag. 311.

signaler un second type de cette forme de lèpre, représenté sur un tableau d'un ancien maître Hollandais.

D'autres exemples de lépreux figurent sur des tableaux dans la grande église d'Alkmaar, représentant les Oeuvres de Charité. Sur un d'eux se trouve au centre un mendiant accroupi, s'appuyant par la main gauche sur une sorte de chevalet et tendant la main droite pour recevoir le pain, qu'une femme charitable distribue. (Fig. 3)

Les deux moignons informes de ses jambes sont probablement le résultat d'une mortification, très fréquente dans le cours de la lèpre.

Sur un autre tableau de la même série on distingue deux infirmes, se soutenant par des béquilles (Fig. 4). Il est possible, qu'un d'eux, agenouillé sur deux gouttières de bois, représente un invalide d'une autre catégorie. Le mendiant au centre du tableau cependant, dont un bourgeois charitable emplit la jatte, à la jambe atrophiée, dont l'articulation talo-crurale est enveloppée d'un bandage, au visage tuméfié, sans trace de sourcils ni de chevelure, au nez épaissi et aux narines boursoufflées, représente très probablement un malheureux, atteint de la forme hypertrophiée de la lèpre, forme qui se distingue par le facies leonina. La mine d'un tel patient est décrit par Jodocus Lommius de la manière suivante:

„Labia etiam crassa sunt et inversa, oculi juxta angulum interiorem rotundiores sunt et quod in iis album esse oportuit flavescit, crassumque fit, ac quasi ungue obtectum. Ex superciliis autem praeduris illis ac pene callosis, itemque ex palpebris et mento pili decidunt, aliique horum loco, longue quam ante rariores ac tenuiores exurgunt" [1]).

On peut trouver une description semblable déjà chez J. Yperman (XIVe siècle), quand il énumère les symptomes de la ladrerie, nommée leonina, dans ces termes:

Dat haer van den wiinbrouwen valt hut, die verwe des ansichte es geele ende den lichame keerende ter roodheden ende in bede die ogen es prekelinge ende stecten ende op ghescort soe dat die oegen scinen ront... ende die nese gate, vernau-

---

1) Jodocus Lommius, l. c.

wen ende stoppen ende horen tantvleesch verteert, die lippen cleven [1]).

Un quatrième tableau d'un peintre inconnu de l'école de Harlem au Musée Boymans à Rotterdam représente plusieurs misérables, qui implorent la miséricorde de leurs prochains. Un de ces malheureux, privé du pied droit, et dont les deux jambes sont emmaillotées de bandages, n'est pas en état de se tenir debout; il se remue agenouillé sur deux gouttières en bois, et se soutenant par un chevalet; tandis que l'autre, dont le genou droit est en coude, appuie avec sa jambe bandagée sur une sorte de jambière, munie d'un support et se tient debout au moyen de deux béquilles sous les aisselles. (Fig. 5)

Quoique les visages ne portent aucun signe caractéristique de la lèpre, sauf peut-être les traits grossiers du mendiant agenouillé, la perte d'une partie de la jambe de l'un, la paralysie de l'autre et les bandages de tous les deux donnent lieu à la supposition, que le peintre a voulu représenter deux infirmes, souffrant de ce mal [2]).

Sur un autre tableau cependant de l'école néerlandaise, la foire de St. Martin de P. Baltens, se trouvant dans la Musée de l'Etat, à Amsterdam (Fig. 6), nous avons plus de certitude, que le peintre avait l'intention de représenter des malheureux, atteints de ladrerie. A la côté droite de la scène nous voyons St. Martin à cheval, dividant son manteau et donnant la moitié à un mendiant, accroupi à côté de lui, tandis que plusieurs autres infirmes font de leur mieux pour captiver son attention. Un d'eux, assis sur le premier plan, agite de sa main droite la sonnette, dont les ladres se servent pour annoncer leur présence. Ce n'est pas seulement par la présence de cet instrument, qu'on a le droit de supposer que le peintre a voulu représenter un lépreux, en

---

1) Les poils des sourcils tombent, la couleur du visage est jaune, tandis que celle du corps devient rougeâtre, les yeux sont prurigineux et irrités et semblent arrondis par le rétrécissement des paupières, les narines sont étroites et obstruées, leurs gengives sont putrides et leurs lèvres sont visqueuses.

2) Il est intéressant, qu'on peut remarquer chez le mendiant, qui se tient debout, les symptômes d'une autre affection cutanée, à savoir une plaque chauve, arrondie, à bords nets dans sa cuir chevelu, ressemblant à une manifestation d'un herpes tonsurans.

plus de cet attribut le mendiant montre des symptômes d'une paralysie des membres avec contractures, qui sont caractéristiques pour la lèpre nerveuse. Tandis que la jambe droite reste inerte sur le sol, le bras du même côté, non moins paralysé, s'appuye sur un support de bois, qui le met en état d'agiter la sonnette. La main de ce côté offre un bel exemple de griffe lépreuse, si commune dans cette affection.

Deux autres mendiants, assis derrière le saint, montrent des affections moins caracteristiques. Chez l'un deux, dont le corps est à demi nu, le visage est enveloppé d'un bandage, tandis que l'autre, au nez épaix et à la bouche ouverte, nous montre une jambe, dont la face antérieure est couverte de décolarations violacées ou d'ulcères, dont il est difficile d'interprêter la signification.

Il va sans dire, que l'interprétation précise de la signification d'une affection pathologique dans les oeuvres d'art a ses difficultés, d'autant plus, que les autres moyens de constatation, dont nous nous servons à côté de l'observation, nous manquent dans ces cas.

En outre, comme fait remarquer le Dr. Richer, pour les artistes de ces tableaux la représentation de la difformité ou de la maladie a été toujours un moyen et non un but [1]). Le diagnostic de la lèpre, étant un des plus difficiles, même pour les médecins contemporains, il va sans dire que les artistes ne réussissaient pas, à en fixer l'image d'une manière probante. Il existait tant d'affections pareilles au premier aspect et propres à tromper même les hommes de profession, que Petrus Forestus, un des praticiens les plus experts du XVIe siècle déclare:

Nunc temporis videmus, potissimum in nostra Batavia seu Hollandia, plurimas passim fieri leprosos populariter per urbes rogantes. Ut verum fateamur non omnes illi, qui leprosorum nomine per has et vicinas regiones circumvagantur vere leprosi sunt. Imo vix decimus illorum vere leprosus, aut legitima elephantiasi correptus deprehenditur. Ob incuriam, vel potius imperitiam medici illius harlemensis, cui negotium examinandi leprosos totius nostrae patriae incumbebat, pro elephantiacis et leprosis indica-

---

1) Dr. P. Richer. L'Art et la médecine pag. 310.

Fig. I.



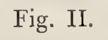


Fig. II.



Fig. III.



Fig. IV.



Fig. V.



Fig. VI.

bantur quam plurimi, qui dumtaxat foeda scabie infecti, vel aliquo inquinamento cutim exteriorem deturpanti laborabant. Nam hoc passim in mendicantibus leprosis saepe vidimus, qui, si bene tractarentur, etiam facile curari possunt et jam plurimi tales a nobis persanati sunt [1]).

Levius Lemnius, un autre médecin du même temps, avoue que le diagnostic est difficile, seulement la maniere d'investigation, dans laquelle il met sa confiance, ne semble à présent pas tout à fait infaillible. Il expose son diagnostic de la manière suivante:

„Ego ex lotio experimentum capio, cui plumbi usti cineres inspergo, qui si subsidunt atque in imum veceoli devoluuntur, nullum inest corporis huius morbi contagium. Sin fluitent, atque in urinae superficiem haereant, infectum esse statuo" [2]).

Si la constatation d'un cas de lèpre sur les tableaux offre de sérieuses difficultés, le diagnostic dans la sculpture, qui donne seulement la forme, sera encore plus difficile. Pour cette raison, une représentation sculptée de St. Martin, le patron d'Utrecht, ayant ornée la tombe d'un des évêques dans la cathédrale de cette ville et se trouvant à présent dans la musée municipale de cette ville n'a pas d'autre intérêt, que de compléter cette série d'images.

En contemplant le malheureux à côté du saint, dont la jambe gauche, se terminant en un moignon, s'appuye sur un support et qui se remue à l'aide d'une béquille, qu'il saisit d'une manière si incommode, qu'on peut accepter, que ce membre soit atteint d'une paralysie du nerf radial, il est probable que l'artiste avait en vue de représenter un de ces malheureux, souffrant d'une maladie, autrefois si commune, qu'elle fournissait un sujet banal pour les oeuvres d'art.

---

1) P. Forestus. Opera omnia IV pag. 103.
2) Lev. Lemnius. De miraculis occultis naturae Francfort. Anno MDCXXVII Lib. II.

LES DERNIERS STATUTS DE LA FACULTÉ DE MÉDECINE DE POITIERS (1617)

PAR PIERRE RAMBAUD.

Poitiers.

Les statuts de la Faculté de médecine de Poitiers, plus ou moins modifiés, en 1533, n'étaient guère, malgré quelques additions, qu'une copie de ceux de 1431 [1]).

Aussi, fallut-il en arriver graduellement à les completer sur divers points. Comme toutes ces additions n'étaient que le résultat de simples délibérations prises en conseil par les Docteurs régents, elles ne pouvaient être considérées, au point de vue strictement légal, comme ayant force de loi, faute d'avoir été soumises à l'approbation du Recteur et de tous les membres de l'Université.

PASCAL LECOQ nommé doyen de la Faculté de médecine, le 7 Mars 1616, s'occupa immédiatement de leur revision [2]). Le 16,

---

1) P. RAMBAUD. (*Bull. de la Société des Antiquaires de l'Quest* (*Poitiers*) T. III. 2e Série, p. 33).

2) Lecoq (Pascal) sr des Forges, fils d'Aymar sr des Pierres blouches et des Moulins-Jusserand, mort le 15 mai 1606, et de Jeanne Dubois, naquit à Villefagnan en 1567. Il flt ses études de médecine à Montpellier, puis voyagea en Europe et enfin, s'établit à Poitiers, en 1591. Ce n'est seulement que le 8 juin 1597, qu'il se fit agréger à la Faculté de médecine avec les Thèses suivantes: 1e *Utrum hydropis tympanitis calfacientibus curandus?* 2e *Utrum in pleuritide purgandum?* Nommé doyen à la mort de Pierre Milon médecin d'Henri IV, il sut donner un peu d'éclat à la Faculté de Poitiers. — Lecoq épouse par contrat, du 11 novembre 1595, Françoise de St. Vertunien fille de François Lavau Docteur médecin (fils de Jehan avocat) et de Marie Besnard qui durent, pour conclure le mariage, porter la dot de leur fille à 4000 l. au lieu des 3000 l. promises au début. De ce mariage naquirent:

1e Jeanne (12 juin 1597), Mariée d'abord, le 4 juillet 1613, à Victor Drouin avocat, puis remariée, le 3 juillet 1628, à Daniel Batreau sr de Lormois.

2e Vertunien (22 juin 1598). Reçu Dr. médecin, le 7 janvier 1620. Marié le 11 juillet 1623, à Marie Fauveau. Mort le 13 juillet 1624.

du même mois, il démontre à ses confrères combien la situation a besoin d'être, sinon entièrement modifiée, tout au moins mise au net.

Depuis 16 ans qu'il fait partie de la Faculté, il a remarqué „que les statuts estans espars et confus tant en les deux papiers antiques qu'en celluy mesme des d. statuts. Comme plusieurs d'iceulx ayant esté arrestés et décrétés à divers temps et diverses occurrences, avoient plusieurs fois donné beaucoup de peine a ses prédécesseurs, doyens et collègues pour y avoir prompt et facile recours aux diverses affaires qui s'estoient présentées, voyre parfois, retardé les résolutions sur icelles" [1]).

C'est pourquoi, il juge expédient que l'assemblée désigne plusieurs de ses membres avec mission de colliger ou de modifier les articles qui composent les statuts, afin d'y avoir „facile recours, quand il y eschera."

Les Docteurs régents désignent à leur doyen, François Citoys qui vient immédiatement après lui comme rang d'âge [2]). Ils le

---

3e Théodore, (7 août 1600). Marié en 1630, à Françoise Boulieau.

4e Jean, (29 août 1601). Mort le 27 septembre suivant.

5e Marie, (27 octobre 1602). Mariée le 27 septembre 1626, à Jacques de Menou.

6e Pascal, (28 novembre 1603). Reçu Dr méd. le 9 novembre 1627. Mort le 24 septembre 1629.

7e François sr de la Taillonniere, (15 mai 1605). Marié à Marie Mallet.

8e Hélène, (23 octobre 1608). Mariée, le 29 avril 1621, à Jean Panctin sr de Beauregard.

9e Aymar, (23 avril 1610) — 10e Louise, (5 août 1612). Mariée à Pierre Béranger sr de la Baritaudière, le 29 avril 1628. — 11e Jean, (4 fevrier 1616). Mort le 16 May suivant. — 12e Françoise, (12 décembre 1616). Morte le 3 août 1629. — 13e Catherine, (16 Mars 1620). Mariée le 4 décembre 1641, à Jeanne Masson de Bessé. — Pascal Lecoq fait son testament, le 12 avril 1632 et meurt le 16 du même mois. Sa femme lui survécut jusqu'au début de 1653. (Min. Johanne Nore à Poitiers)

1) Arch. Vienne D Reg. suppl. n° 5.

2) Citroys (François), fils de Pierre sr de Fief—Vaillant me Apothicaire à Poitiers et de Mathurine Girault, né le 11 novembre 1572, commence ses études de médecine à Montpellier puis vint dans sa ville natale se faire recevoir Bachelier, le 19 janvier 1598. A cette occasion, il argumente Valentin Amende écolier d'origine Allemande qui lui répond „au grand contentement de la compagnie et college". Après avoir exercé la médecine, rue Saint-Etienne à Poitiers, le cardinal de Richelieu le prit comme médecin. Il devint ensuite celui de Marie de Médicis puis de Louis XIII. Parmi les travaux qu'il publia, le plus connu est celui qui à trait à la colique du Poitou (1619). Le sujet de ce travail lui avait été donné en partie, pour son examen de licence, le 6 mai 1596: *An in colico dolore populari calefacientibus uten-*

chargent „de les vérifier article par article sur les originaux et d'en extraire tout ce qui leur conviendra". Le 28 juillet suivant, le travail était complètement achevé mais comme la plupart d'entre eux n'avaient point paru au conseil de la Faculté (*partim morbo laborantibus*), il fallut en renvoyer l'examen à plus tard.

Le 27 Mai 1617, Pascal Lecoq déclare à ses confrères que le nouveau règlement a été conçu avec la plus extrême prudence ce qui n'a point empêché d'apporter la plus extrême diligence à le mener à bien. Il contient tout ce qui peut être utile tant à l'enseignement des étudiants en médecine, qu'aux examens qu'ils doivent subir. Après en avoir écouté la lecture, l'assemblée l'accepte une première fois. Le 17 juin suivant, on l'examine de nouveau article par article; après quoi, la Faculté se décide à le soumettre à l'homologation de l'Université.

Cette derniere formalité est accomplie le 23 juin de la même année, dans une réunion qui à lieu au couvent des Jacobins, sous la présidence du Recteur, en présence des Docteurs, des Maitres-ès-arts, des Procureurs des Nations et du Procureur général de l'Académie[1]). Pascal Lecoq, après avoir indiqué les causes qui l'ont amené, ainsi que ses confrères, à remanier les anciens statuts, fait aussitôt donner lecture de ceux qu'il propose à leur place. La lecture terminée, ils sont aussitôt approuvés par l'assemblée toute entière. Enfin, le 28 suivant, les suppôts en prennent connaissance et jurent de les observer.

Ces statuts qui se composent de 12 chapitres comprenant 186 articles, peuvent, au point de vue de l'origine des éléments qui servirent à les constituer, se diviser en plusieurs parties. Ils doivent à ceux de 1533, un appoint considérable, soit 75 articles[2]).

---

dum? Marié par contrat du 19 janvier 1600 à Marie Godard veuve de Pierre Equot, fille de Joseph avocat et de Marie Biette, dont: 1e Pierre (1600). — 2. Mathurin (1601). — 3e Jehan (1604). — 4e Joseph 1606. — 5e Autoine (1606). — 6. François (1609). — 7. Marie (1610). — 8e Jacques (1613). — 9e Jehan (1614). — 10e Elisabeth (1615). — D'un second mariage avec Madeleine Joullin, il eut encore: 11e Gabriel (1621). — 12e Mathurin (1622). En 1612, Citoys qui n'avait de vivants que 3 enfants sur 7, devait les perdre tous avant sa mort arrivée le 17 juin 1652. Madeleine Joulin était décédée, en 1650. (Reg. par. Etienne et Min. Johanne Nore).

1) Arch. Vienne D. Reg. suppl. n° 6.

2) Ch. I. Art. 1, 2, 3, 7, 10, 12, 15, Serment du Doyen 1, 2, 3. — Chap. II art. 2, 3, 4, 6, 7, 8, 16, 18, 19, 26, 36, 37. — Chap. III, art. 12. — Chap. IV,

Les serments que prêtent les candidats aux divers emplois ou aux examens, ne subissent pour ainsi dire aucune modification.

Les délibérations de la Faculté en forme de règlements, prises depuis 1533, jusqu'a 1616, y figurent pour une bonne part. Certains articles sont empruntés aux statuts de la Faculté de médecine de Paris. On en compte au moins 18, pouvant lui appartenir [1]. Nous citerons en particulier ceux qui ont trait à la réception au Doctorat. Quand à celle de Montpellier, elle semble à peine avoir fourni une ou deux indications. Pour le reste, il émane, semble-t-il, entièrement de l'initiative de Lecoq et de Citoys.

Le 29 juin 1617, le Doyen de la Faculté de médecine demande que les nouveaux statuts avec l'acte de confirmation donné par l'Université, soient copiés d'une façon élégante (*in paginis eleganter describeantur*). Son fils Vertunien veut bien s'en charger et le 28 décembre suivant, il vient les offrir aux Docteurs, après en avoir fait lui-même la copie sur parchemin et orné de diverses figures symboliques.

Pascal Lecoq père ajoute à ce don, un Nouveau testament in-16 édité en grec à Paris en 1569. De plus les *Principes de médecine d'Hippocrate* publiés à Bâle, en 1130. Ces ouvrages serviront pour les prestations de serment que devront faire les candidats aussitôt après qu'ils auront été reçus à leurs examens. Enfin, pour la bibliothèque, fort rudimentaire à cette époque, de l'Ecole de médecine, il ajoute les *Aphorismes d'Hippocrate*, édition in-16 grecque et latine, imprimée à Francfort, en 1587. Cet ouvrage devra être utilisé pour les examens de médecine.

Malgré les nombreuses augmentations que subirent les nouveaux statuts, ils n'en restèrent pas moins incomplets. On y avait introduit, sinon des nouveautés, tout au moins, la reconnaissance de certains usages ayant trait à la Doctorande. Depuis l'introduction de la religion protestante et surtout, depuis l'avé-

---

art. 2, 3, 4 et serment en entier. — Ch. v. art. 1, 12 et serment en entier. — Chap. VI art. 1 et serment en entier. — Chap. VII art. 1, 2, 3, 4, 5, 7, 8. — Chap. III art. 3, 5, 7. — Chap. IX art. 1, 2, 3, 4, 6 et serment en entier. — Chap. XII art. 1, 2, 3, 9, 15.

1) Chap. II art. 17, 20, 21, 22, 23, 24, 25. — Chap. III art. 4, 5, 7, 8, 9, 10, 12. — Chap. IV art. 56. — Chap. VI art. 7. — Chap. XII art. 11.

nement d'Henri IV au trône, la cérémonie qui de tout temps avait lieu à l'eglise de St. Pierre, put également se faire et cela, à la demande des candidats dans la salle de l'Ecole de médecine. Comme on voulait la régler d'une façon complète et même assez minutieuse, il fut décidé d'inscrire après les statuts la façon de faire adoptée en 1614, pour la cathédrale et celle que l'on devait suivre en 1620, pour aux Ecoles.

Le 27 novembre 1614, sur les 8 heures du matin, le candidat Pierre Delugré, se rend, accompagné du Recteur, des Docteurs médecins et de son parrain, au couvent des Jacobins „les trompettes sonnans et les tambours battans au devant" 1). Les bedeaux de la Faculté revêtus des livrées du candidat, précèdent avec leurs masses ceux de l'Université.

Les Docteurs s'étant réunis à leurs invités, partent des Jacobins avec musique en tête. Le Recteur précédé de ses deux bedaux marche en avant du cortège. Vient ensuite le Doyen de médecine précédé de ses deux bedeaux et suivi de toute la Faculté. Un des bedeaux porte le bonnet doctoral orné de sa houppe d'or et l'autre, le livre des évangiles. Ils sont suivis des membres des autres Facultés revêtus, comme eux de leur grand costume d'apparat et de leurs capuchons fourrés.

En arrivant à Saint-Pierre, les catholiques s'avancent jusqu'à l'entrée du chœur tandis que les protestants restent en arrière à les attendre. Quand les premiers ont fini leurs dévotions, le cortège vient s'assoir à l'entrée de l'église entre les quatre premiers piliers ornés de tapisseries. Le Recteur se place au milieu d'un banc qui fait face à la grande nef. A sa droite, se placent les Docteurs en théologie et en droit avec les membres ducl ergé de la cathédrale tandis qu'à sa gauche se tiennent les médecins, les maîtres ès arts et les Présidiaux.

---

1) Delugré (Pierre), né à Niort en 1593. Marié en premières noces à Madeleine Barré et en secondes à Madeleine Herbault fille de Pierre marchand et de Madeleine Pinet. De ce dernier mariage naquirent: 1e Pierre sr des Renaudieres. — 2e Jacques sr de Puybertin marié à Esther Rivaud. — 3e Isabeau ou Elisabeth mariée à François Pain. — 4e Madeleine mariée à François Girardin sr de l'Epine. — 5e Suzanne mariée à Jacques Bonneau sénéchal de la Mothe — St.-Heraye. Madeleine Herbaut mourut en 1649 et Pierre Delugré son mari qui habitait la rue St. Etienne à droite en descendant, lui survécut jusqu'au début de 1659. (min. Johanne nore)

Le candidat et son parrain prennent place sur des chaises installées près d'une table sur laquelle sont posés le bonnet et les autres insignes du doctorat. Le paranymphe ou garçon d'honneur qui est un médecin, monte ensuite dans une chaire assez élevée située derrière le banc de la Faculté de médecine. Là, il fait en phrases pompeuses l'éloge de l'aspirant au doctorat puis termine en déclarant qu'il est à tous égards parfaitement digne de l'honneur qu'on veut lui accorder.

Ce discours terminé, le Doyen reconnait que Delugré mérite de recevoir le titre qu'il demande. A la suite de cette déclaration, le candidat vient se mettre à genoux et tête nue, près du paranymphe qui lui remet les insignes du Doctorat et l'embrasse après l'avoir béni.

Cette cérémonie achevée, le nouveau Docteur doit faire acte d'enseignement. En conséquense, il monte en chaire et pose une question dans le genre de celle donnée par Delugré dans cette circonstance: „*An multiplex cibus semplici preferandi?*" L'étudiant chargé de la traiter conclut par l'affirmative [1]). A son tour, le maître qui l'a posée argumente longuement, puis termine en remerciant Dieu, le Recteur, les assistants, la Faculté de médecine et son parrain. Une fois descendu, il descend modestement s'assoir au dernier rang de ses collègues.

La cérémonie étant alors terminée, la compagnie après avoir saluer le chœur s'en retourne aux Jacobins avec accompagnement de tambours et de trompettes. Une partie du cortège, comprenant les Docteurs en médecine, le parrain et les amis personnels du nouveau reçu, se rendent chez son père où les attend un somptueux repas. Sur les deux heures du tantôt, a lieu à l'Ecole la prestation de serment et le paiement des frais de la Doctorande.

Le 5 janvier 1620, se passe une cérémonie du même genre, mais d'un caractère purement laïque, lors de la réception de Vertunien Lecoq fils du Doyen. Le „couvier" ayant été envoyé la veille, les invités viennent d'abord déjeuner chez ce dernier, puis le cortège se forme avec cinq trompettes et autant de tambours portant, comme d'habitude, le livrée du candidat [2]). Vien-

1) Dr. Jablonski, *Histoire de l'ancienne Faculté de médecine de Poitiers.* — (Le Républicain de la Vienne, 1895). — Arch. Vienne D. reg. 3.

2) Arch. Vienne D. 10. — Dr. Jablonski loc. cit.

nent après, deux apprentis chirurgiens portant chacune des petites masses de la Faculté. Ils sont suivis de quelques écoliers ayant en main les *œuvres d'Hypocrate* reliées en maroquin rouge du Levant. A leur suite, sont placés le bedeau du Doyen avec sa masse à fleurs de lys d'argent et le bedeau général tenant d'une main la grosse masse de la Faculté et de l'autre, le bonnet carré surmonté d'une houppe d'or. Le candidat revêtu d'une robe rouge, marche accompagné de son parrain, des médecins, des autres membres de l'Université et enfin, des Chirurgiens, des Apothicaires et des écoliers.

Le cortège, après avoir fait un long détour, arrive à l'Ecole de médecine où il est accueilli par des joueurs de viole placés dans une tribune de la salle des actes. La cérémonie se déroule alors comme à Saint-Pierre mais cette fois, elle se termine par un chant „sur la fable de Mercure pacifique et de son caducée" avec interprétation des emblêmes que ce dernier comporte. Aussitôt qu'il a reçu le bonnet doctoral, le nouveau membre de la Faculté regagne sa place au son des violes puis le cortège se reforme pour aller au logis de son père. Tous ceux qui le composent y sont invités à dîner, sauf les Chirurgiens et les Apothicaires „par ce que, par la réformation des statuts, il ni est loisible de convier que bien peu de personnes pour évitter les fraiz assez grands d'ailleurs".

Les actes de la Faculté de médecine de Poitiers nous donnent un autre exemple de réception au Doctorat, à la date du 29 juillet 1621. Il s'agit encore d'un protestant du nom de Jehan Garnier fils d'un apothicaire [1]).

La céremonie a lieu de la même façon à l'Ecole de médecine après affichage des thèses dans la nuit du samedi au dimanche. Un repas final est également servi chez le père du nouveau médecin, après la réception du bonnet doctoral qui est suivie d'une embrassade générale de tous ses confrères.

Ces réceptions d'un caractere nettement laïque, auxquelles vint

---

1) Garnier (Jehan) fils de Thomas s[r] de Chambretault et de Charlotte Coutocheau. Marié par contrat du 30 Novembre 1625, à Catherine Masson fille de feu Masson s[r] des Barres et de Suzanne Nesdeau, demeurant à St. Maixent. De ce mariage naquirent plusieurs enfants parmi lesquels nous ne connaissons que Suzanne mariée à Pierre Moret. — Jean Garnier mourut en 1652.

s'opposer la Faculté de théologie en 1620, ne devaient point se continuer bien longtemps. Après celle de Vertunien Lecoq, cette dernière refusa de reconnaître à ce Docteur la qualité de membre de l'Université. Aussi, son père dut-il entreprendre une enquête afin de prouver que tous les médecins protestants en faisaient partie et que dans aucune circonstance, il ne fut tenu compte de leur religion [1]).

Cependant, en avril 1628, une lettre royale vient s'opposer à la reception à Poitiers, de deux jeunes docteurs de Montpellier pour cause de protestantisme. La Faculté résista et porta l'affaire devant le Parlement qui néglige de s'en occuper. Bref, fatiguée de ces délais, elle leur permit d'exercer sous réserve d'une décision définitive. Ils la connurent en 1638, et la reçurent sous forme d'un ordre brutal leur prescrivant d'avoir à sortir de Poitiers. Deux d'entre eux se retirèrent l'un à Niort [2]). Le troisième se convertit au catholicisme.

Les nouveaux statuts ne furent imprimés qu'en 1730 [3]). On les compléta par une liste, de tous les médecins qui firent partie, de la Faculté, avec la date de leur décès. Cette liste étant d'une exactitude très relative, il nous a fallu la corriger sur de nombreux points sans pouvoir toutefois la completer autant, que nous l'eussions désiré.

En 1734, peu après leur impression, la Faculté de médecine jugea qu'il était utile de les compléter et d'indiquer nettement

---

1) Dans cette enquête, commencée le 27 août 1620, Jean Lamouroux bedeau, depuis 62 ans, de la Faculté de théologie déclare qu'il a connu jadis les médecins protestants, Guillaume Moreil, François Pidoux, Jean Pidoux père de Jean docteur en médecine, Charles Sacher et Saint-Vertunien de Lavau. Actuellement, il peut citer Pascal Lecoq père, Jean de Rafou, Jacob Demayré, Pierre Delugré et Henry Garsonnet. Tous jouissent des mêmes prérogatives que leurs collègues. Le 27 novembre suivant, Jacques Levasseur ancien bedeau de la nation de France, répond de la même façon. Enfin, le 27 février 1621, Jacques Esnard cite d'autres noms de religionnaires, Bassac de Laillé et Delaunay qui furent dans un cas semblable. (Mn. Johanne Nore).

2) Charles Lussauld fils de l'apothicaire David. L. se retire à Niort où il meurt en 1682. Jacques Demayré fils de Pierre, chirurgien, va d'abord exercer à Couhé-Vérac puis également à Niort jusqu'à sa mort, en 1679. Leur collègue Pierre Delugré abandonne sa religion pour se faire catholique.

3) Vaulcon imp. 1 Vol. in-4° 41 p.

les dates auxquelles les différents services devaient commencer et finir:

1e Les vacances de la Faculté débuteront le 30 août pour se terminer le 11 novembre de chaque année.

2e Les exercises de l'Ecole s'ouvriront le 11 novembre.

3e La nomination des Procureurs chargés des chirurgiens et des apothicaires, aura lieu le 12 novembre, pour une année. Le plus ancien des deux médecins désignés, choisira le cours qui lui sera le plus agréable de faire.

4e Ceux qui seront chargés des principes publics et solemnels, les feront au jour qu'on leur indiquera. On rendra les comptes de l'année, le 13 novembre.

A ces quelques notes, est joint un règlement en 21 articles. Il a pour but de fixer les prix que les médecins pourront réclamer aux malades pour leurs visites ou leurs consultations.

Une simple visite dans une maison, est cotée 1 l. mais quand il y en a plusieurs en même temps, les autres ne sont plus que de 10 s. par personne.

Une première consultation avec un confrère, est comptée 3 l. et les suivantes 2 l. Avec deux confrères, 4 l. et ensuite, 3 l. Avec quatre, c'est 5 l. soit autant de fois de livres en plus qu'il y a de médecins.

La visite de nuit est à 4 l. du 1er octobre au 1er avril et ensuite à 3 l. Pour la nuit entière 10 l.

Les visites en compagnie de chirurgiens n'en modifient point le prix ordinaire, sauf quand il y a opération. C'est alors 10 l.

En cas d'autopsie, quand on n'ouvre qu'un ou deux „ventres" le prix est de 6 l. mais pour trois, tête, poitrine et bas-ventre, il se monte à 10 l. chaque fois.

Pour les constatations légales de blessures ou de décès, le médecin prendra 4 l. 3 s.

Un voyage à la campagne se comptera 10 l. par journée [1]). Pour une courte distance, depuis une demi lieue jusqu'à 5 lieues, le prix pourra varier de 3 à 5 l. et même jusqu'à 10 l. Enfin, quand on soignera des malades de qualité, plus ou moins exigents, il sera juste de leur demander davantage, tout en y mettant une certaine discrétion.

1) Arch Vienne D. Reg. n° 7.

Telles sont, en résumé, les règles que s'imposa la Faculté de médecine de Poitiers jusqu'à sa disparition, en 1793. Elles furent, selon l'usage, plus ou moins fidèlement observées. C'est ainsi que les cours professés aux Chirurgiens et aux Apothicaires cessèrent à la fin du XVIIe siècle. Cette Faculté ne fut guère alors qu'un simple Collège de médecins fort jaloux de leurs prérogatives, auquel vinrent s'agréger, avec de nombreuses difficultés des confrères reçus Docteurs, surtout à Montpellier et à Paris.

MEDICÆ FACULTATIS PICTAVIENSIS

STATUTA

RECOGNITA SUB DECANATU

M. PASCHALIS LECOQ Villesanensis Pictonis, æt. L
ET REGÉNTIS.

M. Francisci Cytois. Pictaviensis, æt. XLV.
M. Antonii Rabault Blanciensis, æt. XLVI.
M. Joannis de Raffou Ruffeciensis, æt. XXXIII.
M. Jacob de Mairé Pictaviensis, æt. XXXIV.
M. Francisci Pidoux, Parisiensis, æt. XXXI.
M. Joannis Enguenæri Ruffeciensis, æt. XXX.
M. Petri de Lugré Nyortensis, æt. XXIV.
M. Henrici Garconneti Pictaviensis æt. XXVI.
M. Francisis Carré Pictaviensis, æt. XXX.

ANNO SALUTIS M.DC.XVII.

Regnante Christianissimo Domino Nostro
LADOVICO XIII

Academiæ Rectore, Nicolao Charpentier.
Theologiæ Decano, Mathurino Dardin.
Jurium Decano, Antonio de la Duguye.
Artium Decano, Guillelmo Biry.
Academiæ Procuratore generali, Antonio Cytois I. V. D.

MEDICORUM Collegium jam olim à Majoribus ideo collectum, et in variis orbis partibus conscriptum ut certiora et firmiora, quam fieri possit, prosperæ valetudinis conservandæ, et adversæ recuperandæ theoremata, per mutuam quandam et fraternum συζητησιν et concertationem constituantur. Quòd, ut commodius, feliciusque ab illis in salutem generis humani præstetur, ab iisdem Majoribus, providâ curâ et jussu Magistratuum compilatæ sunt quædam Leges Collegiales, quibus singula, quæ concinnam Collegiorum illorum harmoniam, honores, privilegia, præmia, æteraque adjuncta spectarent, continerentur.

Has Leges in variis Commentariorum Facultatis Medicæ Pictaviensis, paginis hactenus dispersas, in unam syntagma colligere, nonnullas pro temporum ratione immutatas reformare; quasdam novas addere, Decanus et Doctores Regentes suprà infraque scripti, prudenti pluries repetito examine, atque unanimi consensu, post approbationem almæ Matris Universitatis Pictaviensis hîc descriptam, concluserunt, judicarunt, et deinceps à dicto Collegio Pictaviensi stricte observandas statuerunt; idque in nomine S. S. Trinitatis.

à suivre.

STATUTA

MEDICÆ FACULTATIS

PICTAVIENSIS

Recognita anno M.DC.XVII.

Medica Facultas Pictaviensis constat Decano, Doctoribus Licenciatis, Baccalaureis, Studiosis Medicinæ, Scribâ et Bidello generali, Bidello Cathedræ, Sigilli Facultatis, et illius Scholarum Custodibus.

CAPUT PRIMUM.

De Decano, et Ejus Officiis.

I.

Decanus est caput Facultatis, cujus Officium est perpetuum et debetur antiquiori Doctori Regenti, qui sémel receptus non cedet alteri, etiam actu legenti, quamvis jam recepto fuerit antiquior Doctor.

II.

Decanus conservabit sigilla Facultatis, Librum Statutorum, Codices, Tabellas, Æratium, et quæcumque ad eandem Facultatem pertinent. Et cum illa recipiet, dabit omnium illorum catalogum, syngraphâ suâ subsignatum, servandum antiquiori Doctori ejusdem Facultatis, ut constet de iis quæ penes se habebit.

III.

Decanus tenebitur Statuta et Tabellas Facultatis illius Doctoribus communicare, quoties rogabitur; eorumque exemplar tantum, sumptu petentis describendum, in domo suâ, vel dicti petentis, si ita videtur Decano, accepto priùs chirographo.

IV.

Decani solius est convocare Collegium, nec cuiquam antiquiori Doctori licebit id facere, præsertim quando agetur de præsentatione, examine, disputatione, aut promotione alicujus Candidati ad quemcumque gradum, nisi Decanus per mensem, aut ægrotaverit, aut ab urbe absens fuerit, aut consensum suum testatum fecerit. Quod tamen temporis spatium vel consensus non expectabuntur, si notabilis momenti aliquod negotium occurrat, quod Facultatem spectet, et menstruam illam moram, sive consensum. sine manifesto Facultatis præjudicio non patiatur; de qua circonstantia convocatum eo casu à seniore Doctore Collegium, priusquam de re ipsa, de qua agetur, indicabit, et in Acta referet; ratio tamen manente quod statuetur. Eadem ratio observabitur in morbo aut absentia antiquiorum Doctorum.

V.

Si Decanus, vel antiquior Doctor, recuset rogatus à quocumque Graduato vel graduando in Medicina, convocare Collegium, sequens a recusante Doctor Adibitur, qui illud citare poterit, monitis prius recusantibus, idque per alterutrum Bidellum.

VI.

Decanus non convocabit Collegium aliò quàm in Scholis Medicis, nec valebunt quæ alibi decreta fuerint, nisi ea expresse tota Facultas probaverit.

VII.

Decanus convocabit cunctos Doctores, Licenciatos, Baccalaureos Facultatis per Bidellos, idque ubi opus fuerit, et utile videbitur, pro discutiendis negotiis Facultatis. Quòd si citati non comparuerint, Doctores malctabuntur in summa quinque solidorum, Licentiati et Baccalaurei duorum, applicandorum bursœ communi.

VIII.

Decanus vocans in Collegium Doctores, si de promotione cujusque ad gradum qualemcumque agatur, tenebitur convocationis causâ disertis verbis, per Bidellum et citatoriam schedulam significare singulis Doctoribus, alioqui vanum et nullum erit Collegium.

IX.

Decanus Collegium ingressus, convacationis causas Collegis exponet, et super singulis articulis singulorum sententiam, requiret, incipiendo à novicissime recepto: tum auditis singulis, concludet a majore parte [1]. Quòd si paritas contingat diversorum utrinque suffragiorum, stabit conclusio pro ea parte quam Decanus amplexus fuerit. Idem valebit in antiquiore Doctore per absentiam Decani. Expeditis à Decano propositis articulis, si qui ex Doctoribus alios habeant congregatum Collegium spectantes, quos velint proponere, id licebit incipiendo ab antiquiore, de quibus deliberabitur ut supra.

X.

Decanus conclusiones in Collegio statutas, in Commentarios sive Acta Facultatis referet, quibus subscribent singuli cum Scribo dictæ Facultatis. Describentur verò dictæ conclusiones Latinis verbis, quibus etiam propositiones et deliberationes in dicto Collegio exponentur.

XI.

Decanus Doctorum illorum absentiam in Actis notabit, qui debitè, hoc est per Bidellum et pridie, quantùm fieri potuerit, convocati, non convenerint in Collegium; et illis in proximé sequenti Collegio, cui interfuerint, Acta superioris pro approbatione subscribenda offeret. Notabit etiam idem Decanus suam et cujuslibet Doctoris præsentiam et absentiam in disputationibus publicis, Examine, Tentativo, Rigoroso, atque aliis Actibus Solemnibus Facultatis.

XII.

Decanus noviter receptus, dabit birram et cætera Doctoratûs insignia primis duobus Doctorandis, simul vel seorsum, et postea Doctor antiquior, atque ab eo quilibet alius suæ receptionis et antiquitatis ordine, unus uni tantùm ex aliis Doctorandis dabit birrum et insignia prædicta; Nec ante redibit ad eundem Decanum jus birri dandi, quam novissimus Doctor Regens eundem

---

1) Vide deeretu 14 Julii 1734.

suo ordine dederit. Jus aectem birri capitur et intelligitur tam de adoptandis quùm de noviter creandis Doctoribus.

XIII.

Decanus Litteras omnes graduales Facultatis, cum cunctis cæteris Collegiis, qui volent, et Scriba subsignabit; et eas Sigelli Custos eorum dictis Decano et Scriba, Sigillo et cerâ muniet, earum archetypo in Commentariis Facultatis à dicto Scriba relato. Forma verò earumdem Litterarum graduatium aut testimonalium, eadem quæ hactenus semper observabitur, nisi aliter visum fuerit Facultati.

XIV.

Decanus, si per integrum decennium ab urbe abfuerit, et nullos Actus Regentiæ in Facultate fuerit, nisi fortè abfuerit ob præstitam operam, Christianissimis Majestatibus, aut Principibus Regio Sanguine procreatis, aut excusationem habetat à Facultate probatam, Decanatu privabitur, præminentiâ tamen illi, si redeat, reservatâ in omnibus Conventibus aliis quàm Collegii Medici aut Universitatis: nam in illis antiquum receptionis suæ gradum, in his secundum à se proximè recepto Decano servabit, quo defuncto, restituetur in integrum, et consuetis Decanatûs privilegiis et emolumentis fruetur; soluty, ut per est, trecentis libris bursæ communi pro obitis oneribus Facultatis, à Collegis pro illo per ejus absentiam. Tamen si constet manifesti absentiam, vel morbum, vel carcerem non probosum illi noxam attulisse, ab ea pecunio sublevabitur, pro arbitrio Facultatis.

XV.

Decanus quolibet finiente anno, reddet rationem ararii seu bursæ communis; quo tempore et ante hanc rationem, Decanus in dicto Collegio, disquisitionem faciet solemnem et seriam super observationibus et inobservationibus Statutorum Facultatis per prægressum annum, et eorum quæ vel scienter vel incognitanter in docenda faciendave Medicina, vel alias quovis modo perperam fiunt. Hæc autem disquisitio, et si seria, placida tamen, mutua, fraterna, et qualem viros probos salutis publicæ et honoris sui amantes decet, esse debet.

XVI.

Decanus et Doctores affirmantes se annum ætatis sexagesimum attigisse, dispensabuntur, si velint, à principiis solemnibus et interpretationibus Chirurgicis et Pharmaceuticis.

XVII.

Decanus tenebitur noviter receptos Dominos rerum civilium et criminalium Proprætores, illorum Assessores, atque etiam Urbis Majorem adire, et rogare ne licentiam concedant in præjudicium Regiarum Academiæ et Urbis Constitutionum Agyrtis et Circumforaneis vænum medicamenta in foro et compitis exponendi. Nulli etiam concedant supplicio affectorum cadavera sine testato per syngrapham Decani aut senioris Doctoris, per illius absentiam, consensu: idque pro Anatomiis.

XVIII.

Decanus suscepturus officium Decanatûs, jurabit supra S. S. Evangelia quæ illi Antiquior Doctor Facultatis exhibebit, coram tota Facultate, in Scholis, juxto sequentes formulus.

JURAMENTUM.

à Decano Facultatis faciendum.

I.

Tu N. Medicæ Facultatis Pictaviensis Decane, juras quodfideliter et cum diligentia persequeris negotia Facultatis per te aut per alium, ad honorem et utilitatem dictæ Facultatis?

Respondebit Decanus: Juro.

II.

Tu juras toto conamine prosequi et propellere omnes illicitè practicantes, maximè extraneos, qui non debent tolerari, ex generali Statuto, in hac famosa Universitate?

Respondebit Decanus: Juro.

III.

Tu juras te non revelaturum secreta Facultatis nec aliquid acturum in dedecus totius Facultatis et incommodum?

Respondebit Decanus: Juro.

IV.

Tu juras cuncta Statuta Facultatis fideliter observaturam?

Respondebit Decanus: Juro.

His præstitis, Decanus porrectâ Doctoribus singulis dextrâ, eos amplectetur: qui Doctores eadem Statuta Facultatis etiam observaturos se eodem tempore jurabunt super S. S. Evangelia à Decano exhibita.

CAPUT II.

De Doctoribus receptis in Facultate, et iis quæ totam illam spectant.

I.

Nulli vel Decano, vel Doctori, vel Licentiato, vel Baccalaureo in Collegium convocato, liceat propositiones aut conclusiones in illo factas, temerè revelare apud quoscumque extraneos.

II.

Principium solemne Prælectionum Medicarum, unum fiet generale in Scholis Regiis Medicis singulis annis, intra Festum D. Lucæ et omnium Sanctorum, vel primâ die sequenti legibili; idque primum à Decano, et anno sequenti ab antiquiore Doctore, ac dein ab aliis, secundun receptionis ordinem.

III.

Qui principia Prælectionum debebit, et id non exequetur sine legitima excusione, per totum annum privabitur emolumentis suæ Regentiæ..

IV.

Nullus Medicus extraneus ingrediens Scholas Medicas recipiatur in ordine et honore Suppositorum Facultatis, sed honestè per Bidellos collocetur, nisi sit de numero eorum qui Facultati aut Universitati detrahunt, et eam vituperant; qui eo tunc ut nocui et maledici ejiciantur.

V.

Quoties agetur de promotione alicujus ad quemcumque gradum,

oportebit ad minimum mediam partem, et uno amplius Doctorum, inter quos saltem unus erit ex quatuor antiquioribus, Actui interesse; et sententiam ferre, alias irrita erit promotio, nisi à tota Facultate postmodum fuerit probata. Eadem lex esto, quando agetur de extraordinariis, et supra decem libras insumendis bursæ communis pecuniis.

VI.

Quacumque discordiâ inter Doctores aut Suppositos Medicinæ ortâ, non denegabunt simul convenire, tam pro tractandis simul negotiis et utilitatibus Facultatis, quam pro utilitate patriæ in cura ægrotantium.

VII.

Nullus Baccalaureus, Licentiatus aut Doctor, debet vocare anum de Suppositis in Jus, nisi prius quærimoniâ factâ eoram tota Facultate: quæ omni studio ortas lites, vel etiam simultates statim componere annitetur. Ideò quicumque Suppositus Facultatis ortam inter suos novit, vel simultatem vel litem, quamprimum eas pacare conabitur atque etiam Decanum monebit; qui id præstare vel solus, vel accitis quibusdam Collegis, vel etiam totà Facultate convocatâ, tentabit. Idem etiam faciet antiquior Doctor, per ejus absentiam; nulla quippe pejor pestis in Facultate quam discoretia.

VIII.

Disputationes, examina, promotiones, fient diebus à Facultate decretis: sed nihil horum in die non legibili, aut vacationum, aut vigiliæ, aut Festi solemnis, nisi totius Facultatis consensu.

IX.

Disputationibus publicis præerunt Decanus et Doctores Candidatis alterni, secundùm receptionis ordinem, qui et pari modo Paranymphum in Actibus Doctoralibus agent, exepto Decano, qui ab hac opera dispensabitur, si velit.

X.

In disputationibus publicis pro Baccalaureatu, item in quot-

libetaria et Cardinalita, quæ demum ante meridiem fieri solent, argumentabuntur solùm Doctores quatuor, prætir Præsidium et Decanum, iique alterni; in diurnali verò quinque ante meridiem, totidem post: Siquidem ex denario numero Doctorem constet Collegium; si ex minore, æquali numero ante et post meridiem. Si plures quàm decem fuerint Doctores, tum iis quibus non contigerit uno die argumentari, is præstabunt in proximè sequenti disputatione, et sic deinceps observato turno. Ita tamen ut Decanus post Præsidem in aliis et in diurnali semper disputationem ante meridianam quamlibet auspicetur, sed extra suum turnum Doctoralem, unico tantùm et brevi medio, honoris gratiâ.

XI.

Quòd si disputationibus prædictis adfuerint Medici Doctores exteri, ad certamen à Decano invitabuntur, exacto illo quod à Doctoribus deputatis susceptum erit, idque hospitalis honoris gratiâ.

XII.

Deputati ad dictas disputationes, in calce Thesium excusarum nominatim in singulis notabuntur, et illis aderunt cæteri Doctores suffragium suum cum deputatis laturi.

XIII.

Si deputatis au disputationes vel examina propter legitimam causam, die indicto adesse non liceat, poterunt seniorem alium non deputatum substituere; qui substitutus tenebitur suam substitutionem substituentis manu signatam, ante Actum futurum, Decano et Doctoribus ostendere.

XIV.

Dictis disputationibus si vel prolytre in perorando aut respondendo, vel etiam Doctores deputati, Licenciati vel Baccalaurei, in argumentando prolixiores fuerint, brevitatis Decanus poterit honestè monère.

XV.

Nullus Candidatus Theses publicè disputandus proponet, aut typis mandandas curabit, nisi priùs illis chirographum suum

Præses subscripserit. Si verò nullum præsidium requiratur, syngraphâ et sigillo privato Decani notabuntur. Ita enim præcavebitur, ne quidpiam vel contra bonos mores, vel decorum, vel contra recepta Scholæ Medicæ theoremata propaletur. Programma etiam pro Actu Doctorali à Brabenta conscriptum, antequam excudatur, Decano, vel seniori Doctori per ejus absentiam, communicabitur.

XVI.

Secundùm potestatem et optionem quâ hactenus Facultas est usa, poterit illa Doctoratûs et alios Actus publicos facere et celebrare in Scholis dictæ Facultatis, aut in Ecclesia B. Petri majoris, habîtâ lieentiâ Dominorum Capitali, aut aliis quibusois Scholis ad id concessis.

XVII.

Quilibet Doctor vel Licenciatus, qui quocumque modo medicinam publicé docebit, tenebitur Hypocratum, Galenum, aliosque Medicinæ Principes tantùm interpretari; idque in Scholis Medicis Regiis, eorumque contextum legere, et diligenter interpretari horis à Decano et Facultate indictis; sine cujus expresso consensu nulli licebit alios quàm Filios, Nepotes aut proximè agnatos Medicinum privatim in Urbe Pictaviensi docere.

XVIII.

Quilibet noviter factus aut adoptatus Licenciatus aut Doctor, non potuerit practicare in Urbe, nisi per tres menses publicè Medicinam domerit, aut alium Doctorem pro se legere curaverit, nisi eum ab hoc officio Facultas expressè dispensaverit.

XIX.

Nullus noviter factus aut adoptatus Licenciatus, aut Doctor censebitur actu regens Collegii, aut perciput emolumenta Facultatis, nisi priùs fecerit actus solemnes, veluti Præsidentiam in disputationibus publicis pro gradibus, principia lectionum publicarum, Doctorem novum nominarit, sive pileum ei concessit, aut jus adoptati ad eum venerit, aut denique trimestrem lectionem Medicam ipsemet fecerit. Quin ut Regentià suprà dictâ

fruatùr, oportebit eum priùs à Decano præsentari in congregatione generali Academiæ, ut ab ea cooptetur.

XX.

Nemo, nisi legitimè vocatus, ægros invisat, aut indecorè, et in Collegarum fraudem ægrorum curam aucupetur.

XXI.

In omnibus Medicis congressibus juniores senioribus assurgant, seniores junioribus gratiam et benevolentiam referant.

XXII.

In Medicis consultationibus juniores primi, eoque ordine quo quisque ad Doctoratum promotus aut adoptatus fuit, sententiam dicant, et eodem etiam sedeant. At verò in interrogatione aut tactû venatum ægri seniorem à juniore turbari nimis alienum et indecorum est.

XXIII.

Quod in ejusmodi consultationibus à majore parte fuerit probatum, id ægro vel parentibus ægri, vel assidentibus qui illius curam habent à seniore de Collegarum consensu prudenter referatur.

XXIV.

Ad consilia Medica vocati sistant se præcisâ horâ à seniore prescriptâ ne unius mora ægro molestiam vel cæteris Collegis incommodum afferat. Idem, observabitur in convocatione Collegii ad Scholas Medicas.

XXV.

Remediorum tum confortantium, tum alterantium, tum purgantium, tam internorum quam externorum formulæ præscribentium chirographis obsignentur, anno et diè descriptis, ut et phlebotomia præscripta ex Senatuconsulta Parisiensi 12 septemb. 1598.

XXVI.

Formulæ remediorum quæ solos Chirurgos propriè spectant,

quali ferè sunt sanguinis missio, eauteriorum, accurbitulatum, hirudinum et oxyrhodinorum admotio, separatim ab iis quæ ad Pharmacopæos pertinent, in Urbe à Doctoribus, quantùm fieri poterit, describentur.

XXVII.

Æ Agrorum curam à Collegis, vel in Urbe vel extra susceptam, et per morbum vel profectionem vel aliam ob causam relictam, libenter et indiscriminatim vocati Doctores continuent, mutuum in his casibus espectaturi, prout probos et candidos Collegas decet.

XXVIII.

Medicus Doctor rare aut à morbo redux non redebit ad ægrum ante profectionem vel morbum relictum, quem alterius Medici curæ noverit esse commissum, nisi sit vocatus aut æger illi aut consanguinitate, affinitate aut familiaritate summâ fuerit conjunctas; quo casu ne id quidam faciet, saltem secundâ vice, nisi cum altero, si æger id desideret; prudentiæ interim erit ultimò vocati Medici, reliquas partes curationis pro circumstantiis opportunis et decoro, primo remittere, ne æger gravetur.

XXIX.

Nulli ex Doctoribus liceat quemquam substituere, vel in urbana vel in rucali praxi, nisi eum, quem vel æger vel nuncius ab eo missus ultrò nominabit. Si tamen, æger vel nnncius judicium vel discedentis vel recusantis Medici impensiùs requirat, tum candidè nominabuntur ab eo singuli Doctores Collegæ, secundum receptionis ordinem, nullo prætermisso, nisi eum quem abesse certò noverit, ut quem volet æger, vel nuncius eligat; qui electus ab iis à Doctore vel discedente vel recusante probabitur et laudabitur.

XXX.

Quoties novus et insolens quispium popularis et contagiosus morbus in Urbe vel vicino agro grassari ab aliquo Doctore deprehendetur, is Decanum bonâ fide monebit ad Collegium illius elogio convocandum, in quo essentia symptomatis, causis

disquisitis, certà præcautionis et curationis præsidia statuentur; et Magistratus, Chirurgi et Pharmacopæi, des iis quæ necessaria videbuntur, ab eo monebuntur.

XXXI.

Quicumque Doctor Facultatis per integrum decennium nullos actus Regentiæ in ea fecerit, nisi forté abfuerit ob præstitam operam Medicam Christianissimis Majestatibus vel Principibus Regii Sanguinis, aut excusationem à tota Facultate probatam; Regentiâ suâ privabitur, præeminentiâ tamen illi, si redeat, reservatâ in omnibus conventibus aliis quàm Universitatis aut Collegii Medici: nam in illis atiquum suæ receptionis ordinem, in his secundum à se proximé recepto servabit; quo defuncto, restituetur in integrum, et consuetis Regentiæ privilegiis fruetur, solutis tamen, ut par est, centum quinquagenta libris pro obitis ab aliis Collegis Facultatis oneribus ordinariis.

XXXII.

Qui Doctores Facultatis Pictaviensis Christanissimis Majestatibus aut Principibus Regii Sanguini Actu Medicinam fecerint, mediâ tantum parte emolumentorum Regentiæ à Decano vel alio cui commiserint servanda et reddenda, fruentur per totum absentiæ tempus, aliâ mediâ parte dividendâ inter Collegas in Urbe morantes, et onera Facultatis sustinentes.

XXXIII.

Quicumque Doctor quocumque modo finitâ operâ Medicâ Regiis Majestatibus Galliæ, vel quatenus primus, vel quatenus secundus, sive ordinarius illarum Medicus, in Collegium Medicum Pictaviense redibit, eum servabit in congressibus et Consultationibus Ordinem, quem ante in Aulam dicessum obtinebat. Nisi fortè de Archiatro solius Regis secùs faciendum, et secundum à Decano locum illi tribuendum judicet Facultàs; hâc tamen lege, ut Decanatum is nunquam obtineat, nisi per primum et antiquum receptionis suæ ordinem.

XXXIV.

Si quis Doctor Pictaviensis Facultatis Medicæ Regiis Majestatibus

aut Principibus Regii Sanguinis Medicus ordinarius tum assideat, cum ille vel illi in dicta Urbe morabuntur, tenebitur monitus â Decano vel seniore Doctore, adesse omnibus Actibus solemnibus et publicis, qui tum fient in dicta Facultate. Quod si aliam quam ob legitimam excusationem prætermiserit, Regentiæ venturis per suam absentiam emolumentis privabitur. Eorum verò Actuum quibus intererit, et in quibus debitus partes aget, emolumentis in statutis contentis prout cœteri gaudebet.

XXXV.

Medicus Doctor Pictaviensis Majestatibus Regiis aut Principibus Sanguinis Regii, per anni quadras, ut solet, inserviens, non privabitur emolumentis Regentiæ per solam quadram actu navatæ operæ suæ. Quo tempore etiam à Scholæ oneribus excusabitur.

XXXVI.

Doctores, Licenciati, Baccalaurei, studiosi et Suppositi Facultatis, honesto omnes ubique incedant habitu. Doctores consuetâ cappâ coccinâ in actibus Doctoralibus omnium Facultatum cum apice aureo super pileo quadrato. Similiter in Principiis lectionum, Disputationibus pro gradibus Facultatis Medicæ. At in aliis Actibus solâ veste nigrâ talari, cum epomide coccina induentur. Doctores adoptandi in Facultate, in ipso actu adoptionis, solâ quoque veste nigrâ talari indicentur, cum apice coccino sericeo, si lubet, super pileo quadrato. Baccalaurei et Licentiati vestem nigram talarem induent, et pileo quadrato caput ornabunt.

XXXVII.

Statuit et ordinavit Facultus, quod omnibus non expressis, in Litteris Apostolicis et Regiis, circa ea quæ tangunt Actus Scholasticos, gradus suscipiendos, tempora studii, cursus mutandos et adimplendos, et alia quæcumque statuta aut statuenda sunt pro et circa honorem dictæ Facultatis et ejus utilitatem, polerit plenè statuere, ordinare, augere commutare et dispensare, modò non contraveniant honori ac Statutis almæ Matris Universitatis; et conclusiones super his faciendæ, fiunt à Decano et Facultate totu legitimè convocata, et præsento vel consentiente.

XXXVIII.

Quicumque Decanus vel Doctor Facultatis Pictaviensis, illius Statuta hic contenta non observabit, et semel aut iterum à Decano vel alio Collega monitus illa negliget, præter quàm quod reus erit perjurii, nec vocabitur, nec admittetur ad Collegia dictæ Facultatis, nec illius emolumenta percipiet per totum inobedientiæ et negligentiæ tempus.

CAPUT III.

De Interpretationibus et Examinibus Chirurgiæ et Pharmaciæ Candidatorum, Anatomiis, Herbationibus et Visitationibus medicamentorum.

I.

Facultas quot aunis duos Doctores per turnum nominabit, qui Chirurgicas et Pharmaceuticas Interpretationes consuetas, bis in septimana suscificent, incifiendo à Festo D. Lucæ vel omnium Sanctorum. Qui etiam intererunt examinibus eorum qui Magisterium in utraque Arte ambient, et de illis cum dictarum Artium Magistris judicabunt. Visitationibus quin etiam Medicamentorium, quæ singulis aunis fieri debent in officinis Pharmacopæorum Urbis, Secundum Decreta Curiæ Parisiensis et Pictaviensis, aderunt.

II.

Si quis Doctorum ad supra dicta examina aut Visitationes deputatorum tum cum indictu dies advenerit, ob legitimum causum adesse non possit, illius vices supplebit Decanus, et per ejus absentiam antiquor Doctor.

III.

Doctores qui semel, vel ut deputati, vel ut substituti interfuerint examini alicujus Candidati pro dictis Magesteriis, etiamsi ultra annum qno deputati sunt prorogetur, ejusdeui tamen Examinibus aliis futuris aderunt, ut melius de re tota judicetur hâc ratione.

IV.

Doctorum deputatorum ad interpretationes Chirurgicas et Pharmaceuticas antequior eliget quas suscipiet; et is qui illas aggredietur, Chirurgicos tantùm docebit, quæ continui divisione, divisi unione et extractione alieni facili metho comprehendi rectè judicatum est. Qui verò has in simplicium medicamentorum electione, præparatione et mixtione enarrandâ occuperbitur tantùm.

V.

Doctor qui interpretationes Chirurgicus elegerit, præferetur cœteris omnibus Doctoribus Facultatis en Anatomia publicè, tempore illius anni proximè opportuno enarranda; idque in unica tantum quæ vocabitur *Anatomia Collegii*, cujus diem et horam tenebitus præfectus Doctor publico Programmatæ Latino indicare; sed privatâ schedâ per Bidellum, Decanum monebit.

VI.

Quòd si eodem anno, cujus initium à Festo D. Lucæ, plures Anatomiæ sese offerunt interpretandæ, Decanus et Doctores antiquiores in enarratione præferentur, si velint. Sin minùs, munus illud obibitur à primo antiquiore qui volet suscipere.

VII.

Si Doctores vel etiam Facultas Licenciati marrationem Anatomiæ detractent, Chirurgis Magistris vel aliis provectioribus licebit cadavera publicè in consueto theatro, vel privatim, sed consulto Decano, dissecare.

VIII.

Nulli alias liceat vel Doctori vel Licenciato vel Chirurgo pro Anatomia pulticè vel privatim ädministranda, cadavera petere aut impetrare à Magistrætu, sine consensu Decuni, aut senioris per ejus absentiam, quem consensum tenebitur scripto effere Magistratui, qui rogabitur ne ulli dicta cadavera consedat, sine prædicto et testato consensu Decani.

IX.

Doctor anatomiam enarrans, non sinat dissectorem evagari,

sed contineat in officio dissecandi et demonstrandi, nec permittat item relata à se frustra repetere. Dissectorum verò illum suppeditabunt Chirurgi, cumque peritum, atque à Decano et Anatomiæ interprete probatum.

X.

Dissector tenebitur, aliquantò ante horum indictam, eo dissecare et præparare quæ sequinti enarratione venient explicanda, ut nulla fiat morosa aut damnosa temporis, factura.

XI.

Finitâ enarratione quâlibet ab ordinario Interprete et Demonstratore et Dissectore, licebit astantibus et Doctoribus et Licentiatis suo ordine quæstiones Anatomieas Doctori Interpreti diluendas breviter et decenter proponere; qui responsionem poterit, si velit, in sequentem interpretationem differre, propter temporis angustiam.

XII.

Doctor deputatus ad interpretationes PHARMACEUTICAS docebit studiosos quidem Medicinæ in herbationibus, cùm aderunt, monenclaturum, differentias, temperamento simplicium. At Pharmaceutices Tyrones præter nomenclaturam et differentias simplicium, eorum delectum et præsentationem atque compositionem, idque tum in Lectionibus, tum herbationibus, quantùm fieri poterit.

XIII.

Ideò statuit Facultas quòd fiet quotannis saltem una solemnis herbatio, sive ad simplicium demonstrationem, vel in vicina rura, vel in hortam aliquem urbanum, vel suburbanum, ad cognoscenda et lustranda simplicia expatriatio, altero quidem anno, mense Maio, altero Septembri; ad quum pridiè invitabuntur Decanus, Doctores, Licentiati, Baccalaurei, Scholates Medicinæ, necnon Artis Pharmaceutices Magistri, cum Discipulis et Tyronibus; et hæc HERBATIO COLLEGII vocabitur.

XIV.

Invitatio illa cùm fiet, dies, locus et hora praestituentur Programmate Latino, à Doctore deputato illius anni, cui soli præcipuè

incumbet munus simplicia astantibus studiosis quibuscumque demonstrare. Quòd si plures eodem anno herbationes sint suscipiendæ, eadem quæ de iteratis Anatomiis observabuntur. Quibus herbationibus præter supra nominatos adesse poterunt quicumque volent alii cives honesti et modesti.

XV.

Doctores deputati ad examen Chirurgorum et Pharmocopæorum, tenebuntur monere Decanum Facultatis, de illis qui ad Magisterium in illis artibus sub illorum deputatione promoti sunt. Idem de substitutis intelligendum, ut illis Decanus, si videatur, per Apparitores notam faciat sententiam olim latam à Curia Pictaviensi, super Officio in quo continere se debent in artibus suis cum Medicis Pictaviensibus exercendis.

CAPUT IV.

De Studiosis qui volunt recepi ad gradum Baccaloureatûs.

I.

Qui cupiet gradun Baccalaureatûs adipisci, adibit reverenter Decanum Facultatis, et rogabit ut Collegium die commodo convocet, in quod postquam Candidatus fuerit admissus, petitionem suam decenter faciet, quâ factâ, quæret Decanus ab eo, an sit de legitimo matrimonio natus: An in Universitate Pictaviensi immatriculatus: An Magisterii Artium titulos habeat; An probæ vitæ testimonium habeat: Nam si de his non constet, non admittetur ultra.

II.

Item, affirmabit et sufficienter probabit studuisse trigenta sex menses in libris Auctorum Medicinæ sub Doctoribus et Graduatis in eadem Facultate peritis.

III.

Magistris qui receperunt gradum in Artibus in hac Universitate, remittitur tempus sex mensium.

IV.

Magistris in Artibus qui docerent et legerent publicè à tempore gradûs, Physicam præsertim, parva naturalia, habito horum testimonio, remittit Facultas alios sex menses.

V.

Doctorum Medicorum Pictaviensium filiis licebit Decano et Facultati sex menses indulgere, si alias examinati, periti judicentur.

VI.

Nullus admittetur ad Baccalureatum vel Licentiam, vel Doctoratum, qui Chirurgiam, Pharmatiam, aut aliam artem manuariam exercuerit, nisi aliter visum sit toti Facultati; quo casu, antequam admittatur, fidem suam astringet publicis Notariorum instrumentis, se nunquam artes illas exercitarum, idque in Collegii Acta referetar à Deeano. Ordinis enim Medici dignitatem puram integramque conservari par est.

VII.

Candidatus in Collegium admissus ut supra probatus qui recipiatur, mox à Decano et quatuor Doctoribus tunc temporis sorte electis, super sola Physiologia et Pathologia interrogabitur; aliis Doctoribus præsentibus, et suum suffragium cum electis de Candidati responsionibus ferentibus. De quo examine, quòd alios privatim fiebat, et per intentionem vocabatur: porro autem TENTATIVUM nominabitur, et in Scholis fiet, mox finito judicabit Facultas.

VIII.

Si Medicinæ Candidatus in Acta Doctorali Pictaviensi quandoque pro more responderit, absolvetur ab hac tentativa.

IX.

Hâc Tentativâ à Facultate probatâ, Candidatus rogabit Decanum ut ei det Questionem Physiologicam, sub Præside die certo publicè ante meridianis horis agitandum.

X.

In hac disputatione Candidatus de pulpito inferiori exponet titulos termini, ponet conclusiones et corollaria. Respondebit Baccalaureis de une medio; auctoritate et ratione; Licentiatis et Doctoribus super duobus mediis.

XI.

Quâ mox finitâ, si sufficiens judicetur, à Facultate admittetur ad gradum Baccalaureatûs Decani elogio. Titulos et nomen cum benedictione accipiendo, et juramentum sequens antea præstando super S. S. Evangelia.

JURAMENTUM

a Baccalaureo præstandum.

I.

Tu N. juras te reverentiam et honorem exhibiturum D. Rectori Academiæ, Decano et Doctoribus Facultatis cæterisque Magistris, atque Statuta et ordinationes Facultatis pro posse òbservatum?
Respondebit: Juro.

II.

Tu juras quòd si sciveris aliquos tentantes gravere et lædere Doctores et Supposita Facultatis, eorum honorem et fortunas offendere, statim revelabis Dacano et Facultati. Itidem si sciveris extraneos, aut abutentes in praxi?
Respondebit: Juro.

III.

Tu juras te nom practicaturum Artem medicam, ordinando syrupos, electuaria et confectiones, nisi sub Doctore, demptâ primâ vice, nec ministraturum Medicinam solutivam, nisi consilio Doctoris?
Respondebit: Juro.

IV.

Tu juras quòd intereris omnibus Actibus generalibus et omnibus disputationibus cum argumento præviso?
Respondebit: Juro.

His finitis, Baccalaureus Decanum et singulos Doctores amplectetur.

CAPUT V.

De Baccalaureis cupientibus recipi ad gradum Licentiatûs.

I.

BACCALAUREUS cupiens adipisci gradum Licentiarum Medicarum adibit Decanum Facultatis, et rogabit ut Collegium die proximè commodo convocet, in quod admissus Baccalaureus, petitionem suam reverenter proponet; super quo deliberabit Facultas: et si ita visum, post probæ vitæ et honestorum morum cognitionem, quæstionem theoricam Pathologicam dabit, super qua tenebitur duo media et unum corollarium conscribere; et de illa indicto à Facultate die, in Scholis publicè sub Præside ante meridiem respondere; et hæc disputatio vocabitur QUOTLIBETARIA: de qua mox finita judicabit Collegium.

II.

Si Baccalaureo vel licitum vel libitum ultra progredi, rursus adibit Decanum, et rogabit ut Collegium opportunè couvocet, in quod admissus petitionem faciet, quam si probet Facultas, dabit illi questionem practicam, super qua conscribet duo media et unum corollarium; et die et Præside a Facultate indicatis, publicè in Scholis respondebit. Et hæc disputatio vocabitur CARDINALIA; de qua mox finita judicabit Collegium.

His duabus disputationibus finitis, si vel licitum vel libitum ultra progredi, Baccalaureus rursus adibit Decanum, et rogabit ut Collegium opportunè convocet, in quod admissus petitionem suam decenter faciet, pro Examine quod RIGOROSUM vocatur, de quo deliberabit Facultas; et si ita visum, sorte eligentur quinque Doctores præter Decanum, qui aperièt illi Hippocratis vel Galeni codicem, et de illis quæ ad fortuitam ejus aperturam sese offerent, post vigenti quatuor horos in Scholis Medicis brevem discursum faciet; et respondebit postea Decano et dictis Doctoribus quinque adversùs à se proposita argumentantibus, et

quæ admirationem quorumlibet morborum præsertim facient interrogantibus. Quo mox finito, judicium ferent tum eleeti Doctores, tum cæteri qui aderunt.

III.

Prout satisfactum fuerit à Baccalaureo Examine, disputabitur à cursu Lectionum antiquis Statutis contentarum.

IV.

Postquam à Decanò et Facultate dignus prononciabitur, qui Licentiâ Medicâ donetur, præstito priùs super S. S. Evangelia juramento, Licentiandus deducetur à Decanò proximè die opportuno ad D. Cancellarium Universitatis aut illius vicergerentem. Cui dictus Decanus nomine totius Collegii, fidem faciet Candidatum dignum judicatum fuisse Licentiâ Medicã, et juramentum Licentiæ coram Facultate fecisse. Huic tum genibus flexis, dictas D. Cancellarium vel Substitutus, jus Licentiæ Medicæ cum benedictione conferet auctoritate quâ fungitur Apostolicâ et Regiâ, donando licentiam et potestatem legendi, interpretandi sacram Medicinam, et illam practicandi faciendique hic et ubique terrarum, *In nomine Patris et Filii, et Spiritûs Saneti* [1]).

JURAMENTUM

à Licentiando in Scholis faciendum.

I.

Tu N. in medicina mox Licentiando, jurus te exhibiturum honorem et reverentiam D. Rectori et Successoribus, D. Cancellario, D. Decano Facultatis et Doctoribus?

Respondebit: Juro.

II.

Tu jurus te persequuturum omnes Extraneos et illicitè practicantes, idque totis viribus?

Respondebit: Juro.

1) Le titre de chancelier de l'Université appartenait au Trésorier du chapitre de Saint-Hilaire.

III.

Tu juras te observaturum pacem et concordiam inter Supposita Facultatum et Nationum, exortasque lites toto tuo posse sedaturûm?
Respondebit: Juro.

IV.

Tu juras te consulturum omnibus ægrotis, super dispositione animæ, saltem ubi morbus est periculosus, et sit exhibendum solutivum?
Respondebit: Juro.

V.

Tu juras te non usurum in proxi Medica exercenda, et curis morborum, sortillegiis, carminibus, verbis ignotis, characteribus, auguriis, divinationibus et superstitionibus, per te nec per alium directè vel indirecte, nec molíturum aliquid fidem, et Christi Evangelium, aut Ecclesiæ decreta?
Respondebit: Juro.

VI.

Tu juras te non accepturum gradum Doctoratus in Medicina, in alia Universitate quàm hac, nisi de consensu Decani et Facultatis Pictaviensis?
Respondebit: Juro.

CAPUT VI.

De Licentiatis qui volunt recipi ad gradum Doctoratûs.

I.

STATUIT Facultas nullum admitti ad gradum Doctoratûs, nisi priùs in hac Universitate fuerit, aut per Facultatem adoptatus.

II.

Licenciatus, cùm volet, Decanum adibit, et rogabit ut Collegium convocet; in quod admissus, petitionem suam decenter faciet super Doctoratu impetrando, quâ admissâ, propositiones et corollaria

super una quæstione theorica et una practica, quas volet faciet, de quibus respondebit die à Facultate præscripto, eoque integro; et hæc disputatio vocabitur DIURNALIS.

III.

Finitâ disputatione Diurnali, tempus et locus Doctoralis Actûs, Paranymphus sive Coryphæus et Brabeuta (sic), à Decano et Facultate opportunè designabuntur.

IV.

Poterunt duo vel plures Licenciati uno Acta Doctorali, pileo donati, et nunc tot erunt Doctores Brabentæ, quod Doctorandi, sed unicus tantum Paranymphus.

V.

Actum auspicabitur Candidatus, genibus flexis coram dictæ Facultatis Decano, Doctoratum petendo. Cui dictus Decanus respondebit Facultatem assentiri, et tum Paranymphum, tum Brabeutam N.N. ab ea fuisse delectos ad Actum perficiendum.

VI.

Cætera quæ ad Actum Doctoralem spectant, statuit Facultas, porro semper observanda esse, prout copiosè descripta sunt in secundi Libri Actuum Facultatis, pagina centesima quatragesima — septima versa, cum tribus apostillis. Hæc excripta sunt infrà.

VII.

Uno tamen hoc immuto, quod æquius et honorabilis judicavit Facultas, ut porro in ipso Actu Doctoratûs, et ubi mox insignia illius à Brabeuta suo, noviter Doctor acceperit, antequam ad cathedram Doctoralem à Bidello deducatur, et jure Doctoratûs in ea fruatur, coram toto cætu, et altâ voce juramenta infra scripta, prænuntiante Decano, super S. S. Evangelia dictus noviter Doctor solemniter præstet. Eodem juramento à tot præstito quot erunt ibi noviter Doctores, secundum receptionis Ordinem.

Juramentum

à Doctorandis in Medicina solemniter præstandum.

I.

Tu N. jam nunc salutiferæ Medicinæ Doctor juras te honorem et reverentiam D. Rectori, Dominis Cancellario et Doctoribus. Magistris hujus almæ matris Universitatis exhibiturum, et Actibus illius pro tuo posse adfuturum?

Respondebit: Juro.

II.

Tu juras te Statuta dictæ Universitatis et Facultatis Medicæ, pro nosse ac posse observaturum?

Respondebit: Juro.

III.

Tu juras te non doctorum, practicaturum, dogmatisaturum pyromantiam, necromantiam, magiæ fucos, divinatorias et illicitas artes, et ejusmodi libros ab Ecclesia vetitos, nec habiturum, nec aliis tributurum?

Respondebit: Juro.

IV.

Tu juras te non defensurum in noxam et periculum ægrotantium, erroneam, maximè in praxi, sed sequunturum doctrinam et usum Doctorum probatorum, et fideliter practicantium?

Respondebit: Juro.

V.

Tu jurus te nullius precibus aut alio quovis modo adduetum, mortiferum medicamentum cuiquam non propinaturum, neque hujus rei consilium daturum?

Respondebit: Juro.

VI.

Tu juras te, prægnanti mulieri pessùm fætus corrumpendi gratiâ non subjecturum?

Respondebit: Juro.

VII.

Tu juras te, in quasumque ædes pedem intuleris, ægrotantium salutem procuraturum, nemini injuriam illaturum, veneris non abusurum?

Respondebit: Juro.

VIII.

Tu juras, quæcumque in vita hominem, sive Medicinam faciens, sive non, vel videris, vel audiveris, quæ in vulgus efferri non decet, ea non secùs atque arcana fidei tuæ commissa te non revelaturum?

Repondebit: Juro.

IX.

Tu juras te hæc omnia, tum in Juramento divini Hipocratis Medicinæ Principis contenta, tum quæ aliàs probum, castum et Christianum virum decent, sanctè in Arte tua observaturum.

Respondebit: Juro.

Post Decanus proferet.

Hocce jusjurandum, si non violaveris, sed sanctè servaveris, faxit DEUS TRINUS, ut prospero successu tum in vita quàm Arte tua fruaris, et gloriam immortalem ubivis gentium consequaris. Sin autem id transgrediatis, contraria hisce eveniant omnia.

His finitis, Decanus novum Doctorem amplectetur, et mandabit Apparitoribus, ut eum in cathedram honestè deducant, subscripto priùs chirographo Formulæ infrà descriptæ.

CAPUT VII.

De adoptandis in Gradus.

I.

Nullus extraneus, seu qui non sumpserit gradum in Facultate Medica, in hac Universitate, nisi fuerit adoptatus, audeat legere, disputare, practicare, Anatomias facere, conclusiones ponere, aut alios Actus ad Facultatem pertinentes exercere, nisi de consensu Facultati.

II.

Nullus adoptabitur medio Litterarum gradûs, nisi sint concessæ in famosa Universitate. Si placet tamen Facultati, id supplebit per eximiam doctinam.

III.

Quilibet adoptandus Literis gradûs exhibitis, eadem et similia persolvet emolumenta, quæ tenetur persolvere verus legitimus, à principio sui studii usque ad gradum ad quem extraneus vult adoptari et juramenta præstabit quæ in his Statutis continentur.

IV.

Quicumque ex extraneis desiderabit fieri filius adoptionis in Facultate, adibit Dacanum, et rogabit ut Collegium opportunè convocet; in quod posquam fuerit admissus, petitionem suam decenter faciet, et litteras gradûs a se adeptus Facultati exhibebit, quæ eas, si lubebit, aliquandiu retinebit, ut eas examinare et verificare possit. Quòd si illas legitimas et non supposititias agnoverit, et nihil ignominiosum aut probosum de Graduato adoptando intellexerit, tunc dabit illi quæstionem theoricam, si sit adoptandus Baccalaureus, super qua conscribet conclusiones et corollaria, et de his respondebit publicè die et Præside à Facultate nominatis, idque ante meridiem ut solet.

V.

Si verò sit adoptandus ad gradium Licentiæ aut Doctoratûs, dabet Facultas unam quæstionem theoricam et unam practicam, super quibus conscribet conclusiones et corollaria, et de his respondebit die statuto et integro, utque sub Doctore deputato, nisi ab eo illum dispensaverit Facultas.

VI.

Facultas de supra dietis disputationibus judicabit, illis mox finitis; quibus probatis, Graduatos Adoptobit juramento infrà scripto, eos in Collegio super S.S. Evangelia astringendo, amplexum fraternum illis concedendo, ordinem et sedem post ultimò receptum assignando.

VII.

Statutum illud de Litteris testimonialibus adoptandorum non solùm Facultati exhibendis, sed etiam judicio super responsionibus in disputationibus factis ferendo; ideò debet observari, quid plus creditur experientiæ et doctrinæ probatæ, quam Literis testimonialibus, quæ sæpe possunt falsificari, aut nomina supponi; neque Facultati sigillis omnia aut nomina sunt cognita.

VIII.

Quoties in posterum Baccalaureus unus vel plures erunt in hac Schola formari vel adoptati, nullus extraneus Licentiatus aut etiam Doctor qui in quacumque Universitate illa gradum acceperit, ad adoptionem admittetur quin priùs Baccalaureus ille vel illi Docturam adepti fuerint si digni comperiantur intra tempus octo mensium ad summum, numerando a die ipsius Bacculaureatûs ultimi Baccalaurei, si plures sint. Sed intereæ locus et Ordo concedetur postulautibus adoptari Licentiatis aud Doctoribus extraneis quem servabunt in posterum. Licentiati verò formati vel jam adoptati in eadem Schola, quatuor solùm mensium tempus habebunt ad Docturam adipiscendam super Licenciatos vel Doctores exteros.

Si tamen Baccalaurei vel Licenciati ipsius Scholæ diligentiores fuerint, ex Collegii consensu poterunt breviori tempore suos Actus, etiam Docturæ perficere; et ita citùs quoque admittentur adoptandi, si Collegio visum fuerit. At si quod impedimentum his aut illis acciderit intra præfinitum tempus, de excusatione judicabit Collegium. Quòd si vel simplex Medicinæ Studiosus et Candidatus in Schola ista ced examen per intentionem, sive Tentativum fuerit admissus, aut mox pro Baccalaureata disputaturus, ipse pricès Baccalaureatis donabitur, si mereatur, quam extraneus quisquam Baccalaureatus adoptetur.

Juramentum

à Baccalaureo adoptandi facienqum.

I.

Tu N. juras te observaturum in hac Academia juramenta quæ præstitisti in illa, in qua adeptus es gradum Baccalaureatus?

Repondebit: Juro.

II.

Tu juras te reverentiam et honorem exhibiturum Decano et Doctoribus Facultatis Medicæ, et illius Statuta observaturum?

Respondebit: Juro.

III.

Tu juras te revelaturum Decano et Doctoribus illigetimè practicantes in hac Urbe?

Respondebit: Juro.

Juramentum

à Licentiato adoptando faciendum.

I.

Tu N. juras te observaturum in hac Academia juramenta quæ præstitisti in illa qua adeptus es in gradium Licenciatum?

Respondebit: Juro.

II.

Tu juras te honorem et reverentiam exhibiturum Decano et Doctoribus Facultatis Medicæ, Statuta illis observaturum, et commoda promotürum?

Respondebit: Juro.

III.

Tu juras te Artem Medicam bonâ et Christianâ fide, et secundùm plauta probatorum facturum?

Respondebit: Juro.

IV.

Tu juras te revelaturum Decano et Doctoribus illegitimè practicantes in hac Urbe?

Respondebit: Juro.

Juramentum

à Doctore adoptendo faciendum.

I.

Tu N. juras te observaturum in hac Academia juramenta quæ ptæstitisti in illa, in qua es adeptus Doctoratum?

Respondebit: Juro.

II.

Tu juras te reverentiam et honorem exhibiturum Domino Rectori hujus almæ matris Universitatis Pictavensis, Decano et Doctoribus Facultatis Mediæ; Statuta utriusque pro virili observaturum, honorem et commoda promoturum?

Respondebit: Juro.

III.

Tu juras te Artem Medicam docturum et facturum sincerâ et Christianâ fide, et secundium præcepta ratione et experientia comprobata.

Respondebit: Juro.

His finitis, Doctor mox subscribet Formulæ infra descriptæ.

CAPUT VIII.

De Studiosis Medicinæ.

I.

SCHOLARIS Medicæ Arti studere volens in Academia Pictaviensi, immatriculabit nomen suum et Patriam, albo dictæ Academiæ et Scrlbæ generalis Facultatis Medicæ.

II.

Scholares Medicinæ D. Rectori Academice, Decano et Doctoribus et Licentiatis omnium Facultatum reverentiam exhibebunt, modisti se continebunt, interpretationibus publicis et disputationibus Medicis frequentes et attenti aderunt, ut et Anatomiis et herbationibus Collegii.

III.

Nullus ordo servabitur inter Scholares Medicinæ, non Graduatos ratione antiquitatis, receptionis et studii.

IV.

Idem, Scholares amicitiam inter se colant, et si querelæ causa inter ipsos oboriatur, vel etiam eidem locus aliquis sit, de negli-

gentia Doctorum, in docendo, Decanum Facultatis naturè et decenter monebunt.

V.

Quilibet Scholaris solvet omni anno crastino D. Lucæ proprio Doctori Regenti solidos quinque, et Decano pro bursis quinque, et habito signo proprii Doctoris de studii tempore Decanus sigillabit certificationem, parvo sigillo Facultatis, nihil sumendo.

VI.

Scholares iidem solvent jura Bidellorum, quæ continentur in illorum Statutis.

VII.

Statuta hoc capite contenta legentur per Bidellum in crastino D. Lucæ in Scholis Medicis aut alio loco per Facultatem deputato.

CAPUT IX.

De Scriba et Bidello generali.

I.

Officium Bidelli et Scribæ generalis est perpetuum, nec poterit illud resignari aut permutari, nisi de consensu Facultatis.

II.

Quoties illud Officium vacabit, eligetur novus per Facultatem, qui erit vir ingenuus, spectatæ fidei, et linguæ Latinæ, si fieri possit, peritus.

III.

Bidellus ille receptus a Facultate præsentabitur à Decano D. Rectori Universitatis, ut illi juramentum præstet, et immatriculetur in albo Suppositorum Universitatis.

IV.

Facultas, si ita videtur, dabit servandam Bidello generali Massam majorem novam dictæ Facultatis, sub illius syngrapha, sin minus

eum conservabit Decanus Bidello concedendam quoties eam in Actibas Universitatis aut Facultatis prægestare tenebitur dictus Bidellus.

V.

Citatorias schedas tot dabit Decanus Bidello generali, quot erunt in Collegium Doctores convocandi, et unam insuper, quæ erit manu Decani signata, et erit Bidello pro Archetypo; reliquias in ædes Doctorum tum temporis præsentiam vel absentiam ab urbe, in registris suis notabit, atque Decano renuntiabit antequam convocatum Collegium ingrediatur. Tenebitur insuper dictus Bidellus citatorias schedas D. Rectoris pro congregationibus Universitatis ad singulos Doctores Facultatis Medicæ deferre.

VI.

Bidellus generalis habebit pro matricula cujusque Scholaris Medicinæ in Academia Pictaviensi studentis, solidos quinque, pro quolibet Baccalaureo novo libras tres, pro Licentiate nove libras sex, pro Doctore novo libras decem et veterem birrum quadratum in Actu Doctorali. Nihil amplius vel à Scholaribus vel Graduatis exigendo, sub pœna privationis Officii.

VII.

Doctoris Medici defuncti funus non comitari modò tenebitur Bidellus cum Massa, sed ad illud, si cum pompa fiat, D. Rectorem Academiæ et illius Suppositos omnes privatim nomine hæredum invitare; à quibus, si hoc officio functus fuerit, libras quatuor habebit.

VIII.

Siquæ discordia inter Suppositos Facultatis oriatar, quam noverit Bidellius, tenebitur eam revelare Decano, vel seniori Doctori per ejus absentiam.

Juramenta

a Bidello et Scriba generali facienda quæ illi gallicè prænuntiabit Decanus, si sit Linguæ Latinæ minùs peritus.

I.

Tu N. juras te reverentium et honorem exhibiturum Decano et Doctoribus Facultatis, ut et Licenciatis?

Respondebit: Juro.

II.

Tu juras te bene et honestè dictæ Facultati inserviturum, congregationalibus generalibus et Actibus ejusdem adfuturum in propria persona, nisi sit legitimum impedimentum, quo casu honestum virum substitues?

Respondebit: Juro.

III.

Tu juras te Doctores cunctos Facultatis per citatoriam schedam tempestivo et à Decano vel seniore Doctore per ejus absentiam indicato tempore convocaturum; et ad Actus doctorales Suppositos Facultatis invitaturum cum jocalibus?

Respondebit: Juro.

IV.

Tu juras te fideliter inscripturum et enregistraturum cuncta acta ordinata et statuta à Decano et Facultate, et illa non revelatarum?

Respondebit: Juro.

V.

Tu juras te fideliter inscripturum et immatriculaturum ingressum omnium volentium studere in Facultate: item omnes disputationes et Actus quoscumque publicos dictæ Facultatis?

Respondebit: Juro.

VI.

Tu juras te revelaturum Decano et Facultati omnes tentantes lœdere Façultatem aut Supposita, aut illegitimè practicantes?

Respondebit: Juro.

VII.

Tu juras te fideliter distributurum Suppositis Universitates et Facultatis quæcumque tibi committentur, et rationem de illis ad quos spectabit, redditurum?

Respondebit: Juro.

CAPUT X.

De Bidello Cathedræ et Decano.

I.

BIDELLI, Decani officium est perpetuum, nec potest resiguari sine consensa Facultatis Decani.

II.

Cùm vocabit, novum eliget Decanus, qui confirmabitur à Facultate et Universitate.

III.

Tenebetur honestè inservire Decano et Doctoribus, conducendo eos ad Actus et Collegia cum caduceo, schedas citatorias tam D. Rectoris, tum Decani, cùm jubebitur, deferendo ad singulos Doctores Facultatis Medicæ et Licentiatos, sicuti Bidellus generalis, propositiones in disputationibus publicis astantibus distribuendo.

IV.

Bidellus Decani habebit à quolibet Scholari Medicinæ singulis festis D. Lucæ solidos tres et denarios sex: à quolibet Baccalureo novo libram unam: à Licentiato novo libras tres: à Doctore novo libras quinque: ab hæredibus Decani libras quatuor, Doctoris libras tres, si officio cum Bidello generali functus fuerit in invitatione et comitatù pompœ funebris.

Juramentum

à Bidello Decani præstandum, quod gallicè enarrabitur, si opus sit.

I.

Tu N. juras te reverentiam et honorem D. Rectori, Decano et Doctoribus Facultatis Medicæ exhibiturum, illis ex officio inserviturum?

Respondebit: Juro.

II.

Tu juras te secreta Facultatis non revelaturum; discordias inter Suppositos Facultatis tibi notas, ut et illegitimè practicantes, et Facultatem lœdere tentantes, ejus Decano indicaturum?

Respondebit: Juro.

CAPUT XI.

De Sigilli Facultatis Custode.

I.

QUOTIES vocabit, de novo prospiciet Decanus, qui eliget ingenuum et probum.

II.

Quoties commissum illi erit magnum Facultatis sigillum, id fideliter conservabit, et ceræ Litterarum testimonialium quarumvis à Facultate Medica concessarum inditæ, et à se suppeditatæ, præsentibus Decano et Scribâ generali imprimet.

III.

Tenebitur in Registrum suum describere nomina et patriam eorum quorum sigillabantur Litteræ, diem insuper et annum.

IV.

Tenebitur defendere honorem Facultatis Medicæ, atque etiam revelare Decano discordias inter Suppositos, illegitimè practicantes

et Facultatem lædentes, a qna, ut à D. Rectore Academiæ, postquam à Decano electus fuerit, confirmabitur; et hæc jicrabit Decano.

V.

Habebit pro singularum Litterarum testimonalium signatione, à Graduaro solidos octo.

CAPUT XII.

De Scholarum Regiorum Medicarum Custode.

I.

Quoties vocabit Scholarum custos, novum eliget Decanus, qui erit honestæ vitæ, et à D. Universitatis et Doctoribus Facultatis confirmabitur.

II.

Claves Scholarum et conclavis fideliter custodiet, illas in Actibus et Lectionibus publicis claudet et aperiet, pro solius Decani vel per ejus absentiam, senioris Doctoris jussu.

III.

Conservabit honorem D. Rectoris et Facultatum, et tenebitur revelare illegitimè practicantes, et Facultatem Medicam lœdentes, et hæc jurabit Decano.

IV.

Habibit à quolibet Studioso Medicanæ in Festo D. Lucæ solutos quinque, à qualibet in Facultate noviter Graduato solidos quinque, si Officio functus fuerit; à quo si defisiat, ut et cœteri supra scripti Suppositi, officio privabitur.

à suivre.

LA MÉDECINE EST-ELLE D'ORIGINE EMPIRIQUE?

PAR P. SAINTYVES, [E. NOURRY] [1]).

PARIS.

CHAPITRE III.

La Thérapeutique sacerdotale.

§ I. — La Mythologie médicale.

Le langage ne se développe que par la multiplication des mots et la précision croissante de leur signification; mais cela ne peut se faire, cela ne s'est pas fait, sans qu'il s'ensuive quelque confusion entre la chose nommée et le mot qui la désigne. Pour le primitif, le nom est une partie essentielle de l'être, l'une de ses âmes ou une partie de son âme. Le nom d'un dieu est une partie de cet esprit, le nom d'un homme une partie de son âme, le nom d'un animal, d'une plante, d'un objet quelconque une partie de leur vertu ou de leur vie. Nommer un être c'est émouvoir une partie de cet être, c'est aussi l'évoquer; mais s'il en est ainsi comment donc s'étonner que nommer un être ce soit presque nécessairement le personnifier? Ce que Max Muller appelait une maladie du langage est un balbutiement et une évolution de la pensée.

La liturgie magique avec ses appels réitérés, ses invocations infinies ne pouvait manquer d'aboutir à des personnifications innombrables. Et comme les incantations médicales occupaient la plus grande place dans la liturgie magique, on ne manqua point de personnifier tout d'abord les remèdes.

---

1) C'est par suite d'une erreur matérielle que le second article de ce travail *La Thèrapeutique magique* a été publié sous le nom du Dr. H. LECLERC.

Non seulement on s'adressait au remède au moment de l'administrer afin de l'obliger à opérer efficacement; on distinguait assez mal d'ailleurs le véhicule et la vertu qu'il renfermait, mais la cueillette était accompagnée d'incantations où le nom de la plante revenait comme un Leit-motiv. Dans l'Atharva-Véda le prêtre magicien s'adresse aux plantes comme à des personnes, ce sont les filles d'un dieu; elles ont un roi, le roi Soma (Asclepias acida ou Sarcostemma viminalis). Il les invoque et les supplie, on peut dire qu'il les divinise.

„1. Les brunes et les blanches, les rouges et les mouchetées, les Plantes au teint sombre, les noires, toutes, nous les invoquons. — 2. Qu'elles sauvent l'homme que voici de la maladie envoyée par les Dieux, elles dont le Ciel est le père, dont la Terre est la mère, dont l'Océan est la racine, les Plantes! — ... 4. Celles qui jonchent, les touffues, celles qui n'ont qu'une enveloppe, les Plantes qui vont rampant, je les invoque, elles y rayonnent, se divisent en nœuds, s'épanouissent en rameaux; j'implore en ta faveur les Plantes qui relèvent de tous les Dieux, les puissantes qui font vivre les hommes. — ... 8. Aliment d'Agni [1]), embryon des Eaux [2]), elles qui croissent en rajeunissant les fidèles aux mille noms, qu'elles soient salutaires, appliquées ici. — ... 10. Les libératrices qui écartent le mal de Varuna, les puissantes qui détruisent le poison et celles qui anéantissent la consomption, et celles qui neutralisent les sortilèges, qu'elles viennent ici, les Plantes! — ... 12. Miel en est la racine, miel la pointe, miel le milieu; miel en est la feuille, miel la fleur; pour qui les mange elles sont un aliment de miel et d'ambroisie; qu'elles se laissent traire et épanchent le beurre et tous les dons nourriciers de la vache. — 13. Toutes tant qu'elles sont sur terre, que les Plantes aux mille feuilles me sauvent de la mort et de l'angoise. — ... 17. Les plantes qui relèvent des Angiras [3]) qui croissent sur les montagnes et dans les plaines, laitières et propices nous soient-elles salutaires au cœur! —

1) En tant que bois à brûler.

2) C'est-à-dire „Filles des Eaux" en tant que l'eau les fait croître.

3) Ici les Angiras apparaissent comme des agents bienfaisants, mais le cas n'est pas rare.

18. Les plantes que je connais et celles que je vois de mes yeux, les inconnues et celles qui nous sont familières et dont nous savons l'indication. — 19. Toutes, toutes les plantes, qu'elles écoutent ma parole, afin que nous tirions du mauvais pas l'homme que voici; — 20. Et, parmi les plantes l'açvattha, le darbha, le roi Soma [1]), libation d'ambroisie, le riz et l'orge guérisseurs, fils du Ciel, immortels? — Vous vous élevez, quand Parjanya tonne et mugit, ô plantes, filles de Prçni [2]) et vous arrose de son fluide fécondant. — ... 22. Le sanglier connaît la plante, l'ichneumon connaît le simple; les plantes que connaissant les Serpents et les Gandharvas [3]), je les appelle au secours de cet homme. — ... 24. Celles qui relèvent des Angiras et que connaissent les aigles et les faucons célestes celles que connaissent les oiseaux, les flamants et tous les volatiles, celles que connaissent les fauves des bois, je les appelle au secours de cet homme. — 25. Toutes celles que paissent les bœufs et les vaches, que paissent les chèvres et les brebis, puissent-elles t'apporter protection appliquées ici! — 26. Toutes celles où les hommes experts en l'art de gnérir reconnaissent un remède, toutes ces panacées voici que je te les apporte. — 27. Celles qui s'épanouissent en fleurs ou en épis, celles qui portent des fruits et celles qui n'en ont point, toutes, qu'elles se laissent traire comme des mères, pour le salut de l'homme qui souffre" [4]),

Et cet hymne n'est pas unique, on en citerait vingt autres. Dans *le chant du médecin* le Sômalata, plante d'où l'on extrait le Sôma, est complétement personnifié: „17. Autrefois, lorsque les plantes descendirent du ciel, elles dirent: Par nous, tout homme qui tiendra encore à la vie sera guéri de son mal. 18. O Sômalatâ [5]) la plus précieuse de ces plantes aux centuples espè-

1) Le sôma est la liqueur du grand sacrifice védique et la plante d'où on l'extrait par pressurage. Elle est dite reine des plantes, de là le titre consacré de „roi Sôma". Le sôma est d'ailleurs étranger à la liturgie propre et surtout à la magie des Atharvanas, en sorte que la mention qui en est faite dans leur hymne n'a guère que la valeur d'un simple ornement poétique.

2) Parjanya, dieu spécifique de l'orage. Prçni est la vache „tachetée" la nuée, mère des Maruts (génies de l'orage).

3) Génies célestes.

4) V. Henry, *La Magie dans l'Inde antique* P. 1909, in 12. 2e ed. pp. 56—58.

5) Asclepias acida ou Sarcostemma viminalis.

ces, tu es la meilleure de toutes, toujours prête au désir, toujours douce au cœur. 19. Plantes gorgées de sôma, disséminées sur la surface du globe, déposez, à la prière de Br'haspati, toutes vos vertus dans cette plante que je tiens. 20. Ne concevez point d'aigreur contre moi qui vous déracine, ni contre celui pour lequel je vous arrache. Que chez nous, bipèdes et quadrupèdes restent bien portants. 21. O vous qui entendez ma parole, et vous, plantes lointaines accourez toutes, et mettez votre puissance entière dans cette simple que je tiens. 22. Les plantes parlent ainsi à leur reine, la Sômalatâ: „Quand un brahmane a besoin de nous, ô reine, nous le sauvons". 23. O Sômalatâ, tu es la reine incontestée; les arbres sont soumis à ton autorité; qu'ils soint également soumis à la nôtre, celui qui cherche notre mal".

Bien entendu le somâ, le suc du Sômalatâ, la liqueur des libations, a été personnifiée et divinisée [2]), de même le haôma des Parsis, autre liqueur de libation qui dans l'Avesta converse avec Zoroastre [3]). Euripide ne dit-il pas que Bacchus „est offert en libation aux autres dieux" [4]) ou encore que „l'on remplit une mesure de Bacchus" [5]). Ce n'est pas là comme le pense Decharme [6]) une confusion née de tardives considérations philosophiques, mais le rappel d'une très curieuse tradition alors que l'on considérait encore Bacchus comme le vin de la libation personnifié.

Les remèdes sous l'action de la liturgie devinrent donc des démons bienfaisants ou des dieux. Aux environs de Péluse, les Egyptiens avaient érigé en l'honneur de la *Scille* un temple où elle etait adorée sous le nom de Krommuon [7]). En Tunisie, la salsepareille est appelée Mabroûka et qualifiée de „princesse, fille de prince". C'est dire qu'elle est considéré comme un génie.

---

1) *Rig Véda* VIII, V, 3 d'après A. CORDIER *Etude sur la Médecine Hindoue* P. 1894 in 4° p. 34.

2) *Rig. Veda* IX 96, 5, B. I.

3) C. DE HARLEZ, *L'Avesta* P. 1881, in 4°, pp. 280—286.

4) *Bacchantes*, 28.4.

5) *Iphigénie* T. 953.

6) P. DECHARME, *La Critique des Traditions religieuses chez les Grecs* P. 1904, pp. 282—283.

7) KURT SPRENGEL, *Histoire de la Médecine* I, 59.

Lorsqu'on l'introduit dans une maison, on pousse les crîs de joie habituels dans les fêtes. Celui qui se traite avec elle, doit, pendant la durée du traitemcnt se faire servir par une jeune fille avenante, entretenir des musiciens, se vêtir de rouge, n'employer à sa table que de la vaisselle neuve, ne pas montrer de mauvaise humeur.... Le moindre manque d'égard exciterait la colère de Mabroûka qui se vengerait cruellement [1]).

On connait le pouvoir déificateur de la liturgie sur les objets rituels et sur les rites [2]). Chez les Finnois le bain lui-même, Anteretor, est regardé comme un dieu, le dieu de la santé. Les Finnois primitifs ne connaissaient d'autres remèdes à leurs maladies que le bain. Antérinen est la chaleur de la vapeur du bain personnifiée. De peur qu'elle ne nuisît aux blessures ouvertes, les Finnois la conjuraient par des paroles magiques appelées *L'öylyn Sanat.* Les blessures étaient d'ailleurs protégées par Anterettoin la déèsse suprême du bain, *Loylxjn-Haldia* [3]).

Les nymphes Anigrides qui avaient leur antre près du fleuve Anigries ne sont qu'une personnification de la vertu de ses eaux sulfureuses et des rites qu'on y pratiquait. „Ceux qui ont des dartres, dit Pausanias, viennent faire leurs prières à ces Nymphes, leur promettant un sacrifice et s'imaginant ensuite qu'ils n'ont qu'à se frotter (avec l'eau du fleuve) et à passer le fleuve à la nage pour être non seulement sains de corps mais nets de toute tache" [4]).

La force magique ou, plus précisément, la vertu médicatrice, n'appartenait pas qu'aux eaux et aux plantes; mais aux astres dont l'influence sur les hommes apparaissait éclatante. Apollon qui personnifie la lumière du soleil ou encore sa force magique, force redoutable et rayonnante, qui s'échappait du cœur du dieu comme des flèches, fut invoqué contre la peste dont il était l'auteur [5]).

---

1) E. Doutté, *Magie et Religion dans l'Afrique du Nord* p. 367, note.

2) P. Saintyves, *Les Saints successeurs des Dieux* P. Nourry 1907 in 8° pp. 157—172.

3) Leouzon Le Duc, *La Finlande Son Histoire primitive, Sa Mythologie* P. 1845 in 8°, I, XCIV.

4) *Voyages* V, 5.

5) Apollon père d'Asklepios a été regardé par les Grecs comme l'inventeur de la médecine. Pindare. *Pythiq.* Ode V, 85, dit qu'il apprend aux hommes les moyens pour guérir les maladies Euripide *Alceste* 985 croît qu'il a enseigné les remèdes aux Asclépiades. Dans Ovide, *Metam.* I 521 Apollon se glorifie proprement d'avoir inventé l'art médical.

La liturgie, pour l'apaiser et reconnaître son pouvoir de guérir les fléaux qu'il engendrait, lui donna les noms de Péon d'Akesios, qui signifient médecins. Et grâce à une sorte de bourgeonnement mythique ces surnoms qui exprimaient et contenaient une partie du pouvoir guérisseur d'Apollon donnèrent des dieux distincts, Péon le médecin des dieux et Akesios l'aide d'Asklepios. Le nom qui exprime l'office ou mieux la vertu, la force, la capacité qui permet de le remplir correspond précisément à cette vertu, à cette force, à cette capacité et la contient en partie. Il a suffi que dans un sanctuaire l'on ait prétendu qu'Apollon se manifestait particulièrement sous son aspect de guérisseur ou de restaurateur de la santé, de Péon ou d'Akésios pour que peu à peu le nom qui exprime ce rôle remplisse l'horizon du temple et que du chant des hymnes, de la fumée des sacrifices, surgisse comme un dieu nouveau.

Les chefs, les bons sorciers, les héros ne mouraient pas tout entier et leur âme d'ailleurs éphémère pouvait persister longtemps si les prières et les sacrifices prolongeaient leur existence. Lorsque ceux-ci avaient durant leur vie guéri et soulagé des malades, les fidèles avaient une double raison de les invoquer et de leur sacrifier. L'âme, la vertu, la force de ces héros bienfaisants ou tout au moins une partie de cette vertu et de cette force, l'une de leurs âmes s'incarnait volontiers dans les animaux souterrains et particulièrement dans les serpents. Le fait est quasi universel. Le serpent à Rome, en Grèce et dans l'Egypte ancienne était un esprit protecteur, incarnait un ancêtre comme cela a encore lieu dans presque toute l'Afrique et en particulier à Madagascar. Lorsque le serpent incarnait quelque prêtre médecin, quelque héros guérisseur, quelque divinité médicale il ne manquait pas de perpétuer leur office et de guérir à son tour. Asklépios ou Esculape n'est que l'un de ces serpents bienfaisants que la liturgie a divinisé [1]). Asklépios, tour à tour homme, serpent et dieu, rappelle le papillon tour à tour chenille et chrysalide mais plus heureux que le papillon il fut dieu durant plus d'un millénaire [2]),

---

1) Sur les serpents consacrés à Asklépios PAUSANIAS II, 28.

2) Asklépios s'il fallait en croire Pausanias ne serait qu'une personnification de

La liturgie ne s'est pas contentée d'ailleurs de diviniser Asklépios sans le détacher de lui, elle a personnifié certaines de ses fonctions. Epioné son épouse dont le nom signifie „celle qui adoucit les maux", ses filles Hygie la Santé, Iasé la guérisseuse, Panacée, l'universel remède, Eglé la lumineuse (la lumiére qui guérit) Télesphoros celui qui apporte la fin des maux, le génie de la convalescence ne sont que des aspects du dieu individualisés par la liturgie et maintenu dans son entourage par la théologie sacerdotale.

Les maladies ont été, elles aussi, personnifiées par le langage magico-religienx appuyé par la liturgie des conjurations. En vertu de la croyance du pouvoir évocateur des noms, on évitait de nommer les maladies dans la conversation courante; mais il n'en était pas de même dans les incantations conjuratoires. Les démons des épidémies: variole, peste, choléra en Asie et ailleurs, sont des personnifications qui doivent beaucoup à la liturgie. Les Romains n'honoraient-ils pas encore Febris et Méfitis? Angenoria est-elle autre chose qu'une personnification de l'angine? Mais il faut reconnaître, qu'en général, les personnifications de la maladie furent peu nombreuses. On s'est souvent étonné de la possibilité de semblables personnifications. Cicéron se moquait déjà du culte que ses concitoyens rendaient à la *fièvre* [1]). Pas

---

l'air salubre. „Je me souviens, dit-il, que dans l'Asklépieion d'Egine j'eus une dispute avec un homme de Sidon. Il prétendait que les Phéniciens l'emportaient de beaucoup sur les Grecs, parce qu'ils savent que Asklépios n'est autre chose que la bonne température de l'air, principe de la santé, soit pour l'homme, soit pour les animaux. A l'égard d'Hélios, qui est le soleil même, il est dit à bon droit le père d'Asklépios parce qu'en fournissant sa course annuelle il règle les saisons et donne à l'air ce juste tempérament qui en fait la salubrité. Je lui répondais qu'il avait raison, mais que là-dessus les Grecs pensaient tout comme les Phéniciens et la preuve que je lui en donnais c'est qu'à Titane, en Sécyonie une même statue représente Asklépios et la Santé. Et que le soleil soit le père de la vie, c'est une chose, lui disais-je, qui est connue de tout le monde même des enfants". PAUSANIAS VIII, 23. — Ce n'est là qu'une exégèse sacerdotale; il n'est pas impossible qu'Asklépios soit la personnification d'un Apollon serpent. Son nom qui signifie: exercer la bienfaisance ou pratiquer l'humanité, pourrait bien n'avoir été à l'origine qu'une épithète du soleil souterrain. Il serait alors par rapport à Apollon un peu ce qu'est Sérapis par rapport à Osiris. Dans ce cas Asklépios aurait été tour à tour, dieu, serpent et dieu, de même que Sérapis aurait été dieu, bœuf et dieu.

1) *De Natura Deorum* III, 25.

plus que les mythographes contemporains Cicéron n'avait saisi le ressort puissant et réaliste de ses sortes de personnifications. Je me suis moi-même demandé jadis comment on avait pu s'abuser sur la réalité de personnages de caractère abstrait et qui nous semblent purement symboliques [1]). J'ai invoqué le génie des métaphores, que les dieux me pardonnent! En réalité, les vertus morales elles-mêmes ne sont que des choses abstraites; la colère par exemple est bien une laíde réalité et les maladies sont des réalités on ne peut plus concrètes. Le mot qui les exprime contient, nous l'avons déjà dit, une partie de leur puissance, on pourrait presque dire qu'il la condense; de là ces personnifications qui nous stupéfient [2]).

La religion, qui doít tant à la magie au point de vue rituel, s'en distingue nettement par ses tendances idéalistes et morales. Sous leur influence les personnifications spirituelles se séparent en deux catégories, les bons et les mauvais esprits, démons bienfaísants et démons malfaisants. Bien entendu, les démons malfaisants, qui devinrent par la suite tout simplement les démons, continuèrent de passer, même dans les religions, pour de grands distributeurs de maladies et de maléfices. La plupart des Péres de l'Eglise attribuaient les maladies aux démons; et cette doctrine est loin d'avoir disparu parmi les chrétiens de nos jours [3]). Cette doctrine ne se confond pas d'ailleurs avec celle de la possession. Il s'agit plutôt d'une influence démoniaque semi-physiologique, semi spirituelle que l'on devra combattre par des prières spéciales, l'imposition des mains, des aspersions d'eau bénite, des onctions d'huile consacrée.

Les dieux proprement dits sont des personnifications bienfaisantes et tel est le cas des divinités médicales [4]) Néanmoins les

---

1) *Les Saints Suceesseurs des Dreux* p. 321.

2) Je ne puis m'étendre ici sur ce point capital. Mais son importance est éclatante. La mythologie ne deviendra une science que lorsqu'elle pourra exprimer par des lois, les genèses divines (lois de personnification) et les genèses des thèmes mythiques (lois des thématisations). Sur ce dernier point P. SAINTYVES, *La méthode en mythologie* dans *Revue des Idées*.

3) ABBÉ G. DESFOSSÉS, *Le Démon cause et principe des maladies Moyens de les guérir* 4e ed. P. 1899 in 12.

4) On ne peut donner ici même une énumération abrégée des divinités médicales des principales religions qui logiquement devrait inclure la foule infinie des saints

dieux conservent de leur origine magique des sentiments prompts et une nature irritable et c'est une opinion commune d'attribuer les maladies à la colère des dieux [1]). Qu'il s'agisse de Iaveh ou de Zeus, des divins Héros du paganisme ou des Saints protecteurs du christianisme, il n'est pas bon de les froisser ou de les heurter, car ils répondent aux injures par les coups et pratiquent parfois la vengeance avec une violence et une âpreté toute terrestre. Au reste, il suffit de leur déplaire ou de leur manquer d'égards pour qu'ils vous punissent par quelque fièvre, quelque plaie ou quelque langueur. Le saint ou le dieu qui guérit une maladie déterminée est souvent aussi celui qui la donne. Sous l'influence des idées morales, on vit parfois cette double aptitude se diviser: C'est ainsi, dans l'Inde, que la déesse de la variole, fille de Parvatti se scinda en deux personnalités: Kali qui donne la variole et Marie-Ammé qui défend de la variole [2]). Mais n'allez pas vous moquer d'un saint uniquement réputé comme guérisseur; il vous enverra très bien la maladie qu'il est censé ne savoir que guérir. De telles croyances obligent le malade de recourir aux prêtres qui mieux que le magicien peuvent exorciser les démons, détruire ou anéantir leur influence et qui seuls savent les prières et les hymnes qui apaisent les dieux et les persuadent de nous secourir.

§ II. — L'Iatromancie: Les Songes et l'Incubation.

Quelles étaient au juste les ressources positives de la médecine sacerdotale? Nul n'ignore la vertu lénitive et apaisante des prières et de la liturgie et la force de suggestion qu'elles comportent. Dans un sens très réel ce sont bien là des ressources positives; mais nous nous préoccupons moins ici de médecine que de pharmacie. Nous savons d'ailleurs de façon assurée que les prêtres d'Esculape ou de Sérapis employaient des remèdes et usaient de médicaments, mais d'où leur venaient leurs con-

---

guérisseurs. On trouvera déjà de sérieuses indications dans P. SAINTYVES, *Le Discernement du miracle* pp. 284—296.

1) KURT SPRENGEL, *Hist. de la Médecine* I, 45.

2) Dr. CH. VALENTINO, *Notes sur l'Inde* P. 1906 in 12 p. 205

naissances en matière médicale et comment se transmettaient-ils cette connaissance?

D'aucuns n'ont pas hésité à répondre que la pharmacopée primitive est le fruit d'une révélation divine. Et le Dr. Imbert-Gourbeyre qui fut un savant estimable et professeur dans l'une de nos écoles de médecine n'en doutait pas [1]).

En fait l'iatromancie fut universellement pratiquée. Elle a beaucoup servi pour le diagnostic et le pronostic des maladies. Est-il exact qu'elle ait contribué à la découverte de nombreux remèdes?

Les songes ont toujours passé pour avoir une valeur prophétique et l'antiquité classique nous fournit quelques exemples de révélations médicales spontanées survenues durant le sommeil.

„Jusqu'à nos jours, dit Pline, la morsure du chien enragé, qui cause la crainte de l'eau et l'aversion pour toute boisson, était incurable; *récemment,* la mère d'un garde prétorien reçut en songe l'avis d'envoyer à son fils la racine du rosier sauvage nommé cynórrhodon, dont la vue l'avait frappée agréablement la veille dans un taillis, et de lui en faire boire le suc. Ceci se passait dans la Lusitanie, partie de l'Espagne la plus proche de nous. Le hasard fit que le soldat, mordu par un chien, reçut la lettre où sa mère le priait de suivre cet avis divin, alors qu'il commençait à éprouver de l'horreur pour l'eau; il obéit et fut sauvé contre toute espérance, ainsi que l'ont été depuis tous ceux qui ont essayé du même remède" [2]).

„Ptolémée, général d'Alexandre le Grand, blessé par une flèche, que l'on supposait empoisonnée, était en danger de mort, dit-on, quand le roi eut un songe: Il crut voir pendant son sommeil un homme s'approcher de lui. Cet homme tenait à la

---

1) „Et à voir le grand nombre des médicaments connus de l'antiquité, on est en droit de se demander si l'homme, dans le cours des siècles, a pu arriver sans intervention divine à une science déjà si étendue. Je ne le pense pas .... Sans doute il faut faire la part de l'homme, qui sujet à la maladie dut s'ingénier à trouver le remède; mais il faut faire aussi la part de Dieu et elle a été grande. De là, révélation primitive dans l'ordre naturel et intervention divine répétée". Dr. Imbert-Gourbeyre. *Discours sur les origines chrétiennes de la médecine* Clermont-Ferrand 1886 gd in 8° p. 2. Et il explique également par la révélation l'emploi des poisons comme médicament *ibid* p. 3.

2) Pline XXV, 6. éd. Littré II, p. 168. Cf. Pline VIII, 63.

main une racine avec sa tige, et ses feuilles, et, en la lui montrant, il lui recommandait d'en exprimer le suc et d'en faire une application sur la plaie du blessé. A peine réveillé, Alexandre, se rappelant toutes les circonstances de son rêve, s'était mis en quête de la précieuse racine, et, l'ayant trouvée (sans grand' peine du reste, car elle croit fort abondamment dans les déserts des Orites), il en avait fait usage avec succès pour Ptolémée et pour d'autres blessés. De leur côté les Barbares, frappés de la découverte miraculeuse de ce contre-poison étaient venus en foule apporter leur soumission au roi" [1]).

Ces deux traits ne sont pas, il est vrai, à la gloire des songes errants. Depuis lors on a maintes fois voulu vérifier la vertu des racines du rosier sauvage et les malades sont morts [2]). Quant au songe d'Alexandre, il se pourrait fort bien que ce soit un conte inventé à plaisir. Strabon à qui nous avons emprunté ce récit ajoute: „Il est probable que quelque indigène instruit des propriétés de cette plante avait livré son secret à Alexandre; mais par flatterie on crut devoir ajouter un peu de merveilleux à la réalité" [3]).

Il est vrai qu'Elien nous rapporte encore une histoire de ce genre arrivée à la future amante de Cyrus. Aspasie de Phocée, encore enfant, fut affligée d'une tumeur au menton qui la défigurait. Son père „Hermotime la fit voir à un médecin qui promit de la guérir moyennant trois statères: Je ne les ai pas, lui dit Hermotime; et moi, dit le médecin je n'ai point de remèdes à vous donner. Aspasie justement attristée de cette réponse sortit en pleurant. Un miroir, dans lequel elle ne cessait de se regarder, augmentait encore son affliction. Dans cet état elle ne

---

1) STRABON, *Geog.* l. XV, ch. II, § 7 tr. A Tardieu III, 270.

2) TROLLIET, *Traité de la rage* p. 359.

3) STRABON, *Loc. cit.* Quinte Curce plus crédule ne met pas le fait en doute et lui conserve toute sa beauté „Alexandre ne fut pas sitôt couché qu'il s'endormit d'un profond sommeil, et après qu'il fut réveillé il raconta qu'il avait vu en songe nu dragon qui portait une herbe à sa gueule, qu'il lui avait présentée comme le contrepoison de leurs blessures et le remède contre ce venin. Il dépeignait même la couleur de l'herbe, assurait qu'il la reconnaîtrait s'il la voyait; et comme on se mit à chercher de toutes parts quelqu'un en ayant trouvé, il l'applique sur la plaie dont la douleur fut apaisée à l'heure même et Ptolémée guérit en peu de jours" *Vie d'Alexandre* l. IX, § 8, ed. Nisard p. 329.

put souper. Cependant un sommeil favorable s'empara de ses sens: elle vit en songe s'approcher d'elle une colombe, qui prenant la figure d'une femme, lui tint ce discours. Prenez courage: laissez-là médecine et remèdes; mettez en poudre quelques roses sèches d'une des couronnes consacrées à Vénus et appliquez-les sur votre mal. A peine Aspasie eut-elle entendu ce conseil, qu'elle se hâta de le suivre, et sa tumeur disparut. Ainsi par la faveur de la plus belle des déesses elle redevint la plus belle des filles de son âge" [1]).

Mais cette fille avait l'habitude de songer et il s'agit bien plus ici d'un charme mystique véhicule du pouvoir guérisseur de Vénus, que d'un remède. Comme Mnésiclès construisait les propylées de l'Acropole ayant fait un faux-pas, il se laissa tomber du haut de l'édifice et l'on désespérait de sa vie. „Périclès en était très affligé, lorsque la déesse, lui ayant apparu en songe, lui indiqua un remède qui procura à cet homme une prompte guérison. En reconnaissance de ce bienfait, Périclès fit faire en bronze la statue d'Athéna Hygieia (qui donne la santé) et la plaça dans la citadelle près de l'autel qu'on y voyait auparavant" [2]), „Je dois aux dieux, dit Marc-Aurèle, de m'avoir indiqué en songe différents remèdes, surtout pour mes crachements de sang et mes étourdissements, comme il m'est arrivé à Gaëte et à Chrise" [3]).

Nous ne pouvons contrôler aujourd'hui la valeur de remèdes sur lesquels on ne nous dit rien; mais de tels rêves, nés d'une préoccupation obsédante, ne pouvaient guère que remettre en mémoire, évoquer dans l'esprit du dormeur, un souvenir médical enfoui dans la mémoire ou qui s'y était inscrit presque à son insu. Le rêve bat parfois le rappel des enregistrements inconscients. Le sommeil concentre et exalte la sensibilité physique et permet souvent de percevoir des sensations internes ou externes d'une incroyable ténuité [4]) Il ne paraît pas que le sommeil permette au même degré de discerner les appétits cachés,

1) ELIEN, *Histoires diverses* l. XII, ch. 1.
2) PLUTARQUE, *Péricles* 22 trad. Ricard I, 339.
3) MARC-AURÈLE, *Pensées* I, 17.
4) HERVEY DE SAINT-DENIS, *Les rêves et les moyens de les diriger* Paris, 1867 in 8° pp. 355—365.

les inclinations pour telle ou telle nourriture. Et l'on ne peut pas dire que les informations oniromanciques ont beaucoup enrichi la pharmacopée.

En est-il de même des rêves provoqués par l'incubation. L'importance, l'ampleur, l'antiquité, la persistance de cette pratique nous oblige à nous y arrêter quelque peu.

Le rite de dormir dans un sanctuaire afin d'obtenir d'être guéri par la divinité ou par le saint, ou tout au moins d'obtenir par un songe les indications médicales capables de produire le résultat souhaité, remonte incontestablement à la magie et aux primitifs [1]). „Dans l'Ouroundi, outre les petites cases destinées aux mânes (*ikigabiro*), il y a l'enceinte sacrée dite *ikitabo* (de *kutaba*; offrir, sacrifier). Elle consiste en un espace rond, tracé sur le sol, de deux à trois mètres de diamètre. Au milieu est planté un *ficus*. On y étend de l'herbe fine et blanche, dressée comme un lit. L'esprit national est ainsi invité à venir s'y reposer. Les malades vont s'y asseoir et même y dormir pour obtenir leur guérison" [2]).

L'incubation fut largement pratiquée dans l'antiquité par les peuples méditerranéens [3]). Ses origines, en Egypte sont obscures mais il est fort probable que là comme ailleurs l'incubation se pratiqua tout d'abord, soit sur les tombeaux des morts, soit dans les sanctuaires primitifs des divinités chtoniennes [4]).

Isis, divinité sidérale fut incontestablement considérée comme déesse des morts et guérisseuse. Aussi la voyons-nous identifiée avec la déesse Miritskro, parèdre chtonienne de l'Amon thébain,

---

1) A. VAN GENNEP, *C. R. de Mary Hamilton* dans *Rev. des Trad. pop.* XXII (1907) p. 184 en donne divers exemples.

2) A. LE ROY, *La Religion des Primitifs* P. 1909 in 12 p. 292.

3) H. COURING, *Disputatio de Incubatione in fanis deorum, medicinae causa olim facta.* Helmstaed 1654 in 4°. — H. MEIBOMIUS, *Exercitatio philologico-medica. De Incubatione in fanis deorum medicinæ causa olim facta.* Helmstaed 1659 in 4° de 40 p. — BRENDEL, *De Incubatione.* Vittemberg 1701 in 4°. — KINDORLING, *Der Somnambulismus unserer Zeit mit der Incubation der Alten* in *Vergleichung gestellt.* Dresde 1788 in 8°. — RITTERSHAHN, *Der medicinische Wunderglauben und die Ineubation im Alterthum* 1878. — L. DEUBNER, *De Incubatione.* Lipsiae 1900 in 8°. — H. LECHAT, V°. *Incubatio* in DAREMBERG ET SAGLIO, *Dict. des Antiq. gr. et rom.* P. 1900 III 458—460. — MARY HAMILTON, *Incubation or The Cure of disease in pagan temples and christian churches* Simpkin Londres 1906, in 8°.

4) BOUCHÉ-LECLERCQ, *Histoire de la divination* III, 275; 319.

représentée fréquemment sous forme de serpent, forme caractéristique des divinités souterraines [1]). Sans pouvoir préciser à quelle époque et sous quelle influence la pratique de l'incubation commença dans les temples isiaques, nous savons qu'elle y fut couramment pratiquée: „Selon les Egyptiens, écrit Diodore de Sicile, Isis a inventé beaucoup de remédes utiles à la santé, elle se plait à guérir les maladies, elle se manifeste aux malades sous sa forme particulière et apporte en songe des secours à ceux qui l'implorent; enfin, elle se montre comme un être bienfaisant à ceux qui l'invoquent. A l'appui de leur opinion, *ils citent non pas des fables* comme les Grecs, mais des faits réels et assurent que le monde entier leur rend ce témoignage; par le culte offert à cette déesse pour son art dans la guérison des maladies. *Elle se montre surtout aux souffrants pendant le sommeil, leur apporte des soulagements et guérit d'une façon surnaturelle ceux qui lui obéissent. Bien des malades, que les médecins avaient désespéré de rétablir ont été sauvés par elle;* un grand nombre d'aveugles et d'estropiés guérissaient quand ils avaient recours à la déesse" [2]).

Sérapis, dont le culte prit naissance sous les Ptolémées, dieu chtonien par excellence, fut aussi essentiellement une divinité médicale et iatromantique [3]). Originaire de Memphis où s'élevait son plus ancien temple [4]), Sérapis eut rapidement de nombreux sanctuaires où les malades venaient dormir et rêver. Une inscription commentée par Egger l'atteste pour Memphis: „Moi, Aristylles je dédie cet allumeur de lampe, considérant que je me trouvai mal aux mains du dieu, car bien que j'aie suivi les rêves du temple je n'ai pas pu obtenir la santé" [5]). Le temple

---

1) Maspéro, *De quelques cultes et de quelques croyances* dans *Etudes de Mythologie et d'Arch. Egypt.* II, 402—405.

2) Diodore de Sicile, *Bibl. Hist.* I, 25 tr. Hoefer I, 127.

3) (Jo.-Dan.) Major, *Sérapis radiatus medicus Ægyptorum deus ex metallo et gemmo Kilonii* 1685 in 4°. — Bouché Leclercq, *La Divination dans l'Antiquité* (1880) III, 377—395. — E. Preuschen, *Mönchtum und Sarapiskult Giessen* 1903 in 8°.

4) W. Brunet de Presles, *Mémoires sur le Sérapeum de Memphis* 1852 in 4°. — Mariette-Bey, *Choix de monuments et de dessins découverts ou executés pendant le déblaiement du Sérapéum de Memphis* 1856 in 4°. — A. Mariette, *Le Sérapéum de Memphis.* 1866 in f°.

5) *Revue Achéologique* 1860.

de Canope, dit Strabon est „l'objet de la plus profonde vénération pour les cures merveilleuses dont il est le théâtre et auxquelles les hommes les plus instruits et les plus considérables sont les premiers à ajouter foi, car ils y envoient de leurs gens pour y coucher et dormir à leur intention quand ils ne peuvent y venir coucher et dormir en personne" [1]). Mais le principal oracle de Sérapis fut à Alexandrie. Nous voyons le dieu en courtisan consommé envoyer ses malades à Vespasien, et ce prince étonné guérir en un tour de main un aveugle et un estropié [2]).

L'émigration, dans le monde gréco-romain, du couple Isis-Sérapis, commencée dès le temps de Ptolémée Philadelphe, y multiplia les Sérapéions [3]). Dans tous ces sanctuaires se pratiquait l'incubation [4]).

La divination appliquée à la médecine a tenu une place considérable dans l'histoire médicale de la Grèce. Exercée d'abord au nom des divinités telluriques, puis transmise par le centaure Chiron, fils de Kronos, aux dieux Olympiens et représentée depuis lors par le fils d'Apollon, Asklépios, elle a, durant huit siècles, souvent consolé et parfois guéri les malades qui se pressaient dans ses sanctuaires [5]).

Les oracles plutoniens de l'Asie Mineure, Limon, Hierapolis, Acharaca, sont sortis des cavernes qui jadis conduisaient chez les morts. L'iatromancie est sœur de la nécromancie. „On dit que les malades, écrit Strabon, et ceux qui font cas de ces médications divines se transportent (au charonium d'Acharaca) et logent dans le bourg près de l'antre, chez des prêtres expérimentés qui pratiquent l'incubation à leur place et ordonnent des traitements d'après leurs songes. Ce sont ces gens-là qui invoquent l'assistance divine. Souvent aussi ils conduisent leurs clients dans la grotte et les y installent à demeure dans l'immo-

---

1) Diodore de Sicile, *Bibl. Hist.* l. XVII, ch. I, 17. Tr. Tardieu III, 422—423.

2) Tacite, *Hist.* IV, 81; Suétone, *Vesp.* 7.

3) G. Lafaye, *Hist. du culte des divinités d'Alexandrie Serapis, Isis, Harpocrate et Anubis hors de l'Egypte* P. 1883 in 8°.

4) Birger Thorlaccius, *De somniis Serapicis praecipue ex Aristidis orationibus sacris delineatis* Copenhague 1813 in 4°.

5) Bouché-Leclercq, *La Divination dans l'Antiquité* I, 321 et III, 275.

bilité comme en une fosse, et sans nourriture pendant plusieurs jours. Il arrive que les patients font eux-mêmes des rêves, mais ils ont recours aux prêtres pour les interprêter et les conseiller. Pour tous autres ce lieu est inaccessible et funeste" [1]).

Dionysios, incarnation des forces telluriques, avait un oracle iatromantique à Amphikleia, en Phocide [2]). A Trézène, Pan, né de la terre, donnait également des conseils médicaux par incubation [3]). Mais ce fut surtout avec le culte d'Asklépios que se développa en Grèce la divination médicale [4]). De bonne heure on octroya le titre de guérisseur (iatros) à ce héros de la terre et peu à peu il absorba tous les héros locaux qui avaient à leur actif quelques cures heureuses.

Trikka est le foyer primitif du culte d'Asklépios; mais l'école Thessalienne vit ses élèves ou ses imitateurs essaimer en grand nombre dans le monde grec. Panofka, vers 1845, comptait déjà 90 sanctuaires d'Asklépios et depuis, la science épigraphique, a porté ce nombre à près de deux cents, rien que dans le monde grec.

Le plus célèbre des sanctuaires du Péloponèse fut établi près

---

1) STRABON, *Géog.* XIV, I, 44.

2) PAUSANIAS X, 33.

3) PAUSANIAS II, 32 et II, 10.

4) Sur le culte d'Asklépios et les Asklepieions en général; N. FRÉRET, *Sur la nature du culte rendu dans la Grèce aux héros particulièrement sur celui d'Esculape* dans *Mém. Acad. Iuscrip.* XXI (1747) p. 28—35. — GEUCKE, *De templis Æsculapii graecis* Lipsiae 1790. — L. P. A. GAUTHIER, *Recherches hist. sur l'exercice de là médecine dans les temples de l'antiquité* Paris Lyon 1844 in 12 de X—264 pp. — TH. PANOFKA, *Asklepios und Asklepiadea* 1845. — R. BRIEU, V° *Asklepeion* in *Daremberg et Saglio* 1873 I, 470—472. — VON SALLET, *Asklepeion und Hygieia* Berlin 1878. — Dr. VERCOUTRE, *La médecine sacerdotale dans l'antiquité grecque* Paris 1886 in 8° de 42 pp. (Extrait de la *Rev. arch.*). — Dr. COURTOIS-SUFFIT, *Les temples d'Esculape, La médecine religieuse dans la Grèce ancienne* dans *Archiv. gen. de méd.* XI (1891) p. 576. — ALICE WALTON, *The culte of Asclepios* dans *The Cornell studies in classical Philology.* Ithaque N. Y. 1894 p. 95 sq. — P. VALETTE, *Les sanctuaires d'Asclépios et les guérisons miraculeuses en Grèce* dans *Bibl. Univers. et Revue Suisse* CIV^ie (1899) pp. 98—119. — TH. LEFORT, *Notes sur le culte d'Asklépios* dans *Le Musée belge* IX (1905) 197 - 221; X (1906) 21—38; 101—126. — G. G. PORRO, *Asclepio saggio mitologico sulla medicina dei Greci.* Milano 1911 in 12 de 180 pp. — CH. MICHEL, *Le culte d'Esculape dans la religion populaire de la Gréce ancienne* dans *Rev. d'Hist. et de Litt. relig.* Nouv. Ser. I (1910) p. 44—65.

de la ville d'Epidaure, dans une vallée ravissante parmi des bois de pins et de lauriers peuplés d'abeilles et de colombes. L'incubation y était la méthode règlementaire. Le malade préparé par des jeûnes, des fumigations, des bains, tout étourdi de sa visite aux ex-voto et du récit des miracles qui en était le commentaire obligé s'endormait en songeant au dieu ét à son cortège divin, à son épouse Epioné, à ses filles Hygieia, Iaso, Panacée, Æglé, à son aide ordinaire Akésios. Le malade, ainsi que nous le montre le *Curculion* de Plaute, passait la nuit entière dans le temple [1]). Tantôt le dieu lui envoyait un songe que le malade à son réveil contait aux prêtres chargés d'interprêter ces visions; tantôt le dieu seul ou accompagné du chien ou du serpent apparaissait réellement faisait lécher le malade ou lui administrait directement quelque autre remède. La théophanie remplaçait alors avantageusement l'iatromancie Elien rapporte d'après Hipys de Reggio une merveilleuse opération du dieu d'Epidaure. Durant l'une de ses absences, les prêtres ayant coupé la tête d'un malade pour lui retirer un ver d'une grandeur extraordinaire, ne pouvaient la recoller. Asklépios revenu la remit sur le tronc et renvoya la femme pleine de vie [2]). A côté de ce miracle, particulièrement merveilleux, Asklépios opérait couramment des guérisons remarquables. Près du temple on voyait une rotonde en marbre blanc appelée Tholos dans l'enceinte de laquelle se trouvaient un grand nombre de colonnes dont les inscriptions clamaient la gloire du dieu. Pausanias dit qu'il a vu „dans l'enceinte sacrée six stèles posées debout, sur lesquelles étaient inscrites, en dialecte dorien, les noms des malades guéris par Asklepios, la maladie de chacun et la façon dont il avait été guéri" [3]). Une rare bonne fortune nous a fait retrouver de nombreux fragments de ces stèles et a permis de reconstituer deux d'entre elles à peu près en entier. La première contient le récit de dix- neuf miracles, la seconde en re-

1) Plaute nous montre un marchand d'esclaves qui a la fièvre et les viscères du bas du ventre enflés passant toute sa nuit et d'ailleurs vainement dans le temple d'Epidaure. Il a bien vu le dieu mais celui-ci n'a pas voulu l'approcher.

2) Elien, *Hist. Animal* IX, 33.

3) Pausanias II, 27.

late vingt-trois [1]). On ne saurait donc s'étonner si le sanctuaire d'Epidaure s'enrichit rapidement et devint si prospère qu'il fut pillé tour à tour par des pirates et par des rois, et si sa popularité résista longtemps aux formidables assauts du christianisme [2]).

L'asklépieion de Cos situé dans un faubourg de la ville n'était vraisemblablement qu'une colonie d'Epidaure. Le dieu y rendit ses oracles durant de longs siècles jusqu'au grand tremblement de terre qui le détruisit en 155 [3]).

Un mime grec d'Hérondas, poête ionien du IIe siècle av. J.-Ch., met en scène deux femmes du peuple venant remercier Asklépios dans son temple de Cos pour une guérison „Salut, roi Péon, qui règnes sur Trikka et qui a pris comme demeure Cos la douce, et Epidaure. Salut aussi à Coronis ta mère, à Apollon et à Hygie que tu touches de ta main droite et aux divinités dont voici les autels vénérés. Panaké, Epio et Jaso; salut aussi aux guérisseurs des cruelles maladies Podalirios et Machaon; et à tous les dieux et déesses qui habitent à ton foyer, vénérable Péon; viens recevoir favorablement l'humble offrande de ce coq que je sacrifie en action de grâces pour les maladies que tu as écartées en étendant sur nous tes mains bienfaisantes". Ces pieuses femmes apellent le dieu non pas Asklépios mais Péon, du nom de l'ancien médecin des dieux, probablement aussi de l'ancien dieu guérisseur de Cos auquel Asklépios s'était substitué

---

1) Les inscriptions découvertes par M. Cavvadias ont éte publiées par lui dans l'*Ephem. archeolog. d'Athènes* 1883 p. 199 et 1885 p. 1 sq. — Depuis elles ont pris place dans les *Inscript. Grecae* IV n° 951 et 952. M. S. Reinach les a traduites dans la *Rev. archéol.* 1884, II, 78 sq. et 1885, I, 265 sq., et après lui M. H. Lechat dans *Epidaure* p. 182 sq. — La traduction de M. S. Reinach a été reproduite depuis par le Dr. Ch. Daufresne dans sa thèse sur Epidaure pp. 47—60.

2) P. Kavvadias, *Fouilles d'Epidaure* P. 1891 in f°. — Defrasse et Lechat *Epidaure. Restauration et description des principaux monuments du sanctuaire d'Asklepios* P. 1895. — A. K. Dambergis, *Sur les sources de guérison dans le sanctuaire d'Esculape à Epidaure* in *Pharmaceutik Post* (1900) XXXIII, 531 sq. — P. Kavvadias, *Sur la guérison des malades au Hiéron d'Epidaure* dans *Mélanges Perrot* 1903. — M. Lambert, *Un lieu de pèlerinages et de miracles en Grèce* dans *Bull. de la Soc. des amis de l'Univ. de Dijon* VII (1903) pp. 21—42. — Dr. Ch. Daufresne, *Le plus grand pèlerinage de la Grèce. Epidaure, les Prêtres, les Guérisons* 1909 gr. in 8°.

3) Cf. R. Herzog dans *Arch. Anz.* 1903 p. 1 seq.; 186 sq.; 1905, 1 sq. et dans *Jahreshefte des œsterr. archæl. Inst.* 1903 p. 215 sq.

peu à peu. A Pergame les traditions épídauriennes se fondirent avec celles du culte de Sérapis. Il reçut la visite de Caracalla qui, dit Hérodien, „s'y reput de sónges tant qu'il voulut" [1]. Aristophane [2] lorsqu'il écrivit son Plutus pouvait bien avoir en vue ce quí se passait dans le sanctuaire d'Athènes [3] tout proche: „L'asclepieion d'Athènes était bâti au pied de l'Acropole, qui le défendait contre les brises du nord. Des jardins l'entouraient où l'odeur des orangers se mêlait á l'odeur des roses. Des narcisses et des violettes étoilaíent les pelouses où l'eau des fontaínes sacrées entretenait une fraicheur perpétuelle. Un ruisseau se hâtait vers l'Illyssos et lorsqu'on se promenait sous le portique, le regard embrassait le plus merveilleux des panoramas; au premier plan, la víllе en demi-cercle, avec ses vergers, ses bois d'oliviers, ses temples; plus loin, la campagne avec ses routes blondes, ses champs plein de cigales; plus loin encore Phalère et le Pirée, puis la mer calme et bleue jusqu'à l'horizon où le ciel trempait dans son onde la frange de son léger manteau de nuages" [4]. La nouveauté et la beauté du site, la pureté de l'air, la merveilleuse lumière apollonienne, le régime devaient déjà produire maintes cures. Mais à Athènes, comme à Cos et à Pergame et dans les autres Asklépieia une vénérable tradition médicale soutenait et appuyait l'œuvre de la nature, suggérait ou interprêtait les songes en s'inspirant non seulement d'une longue expérience, mais d'une véritable doctrine médicale.

Si nous avions le dessein de relater l'histoire de l'incubation, il íaudrait parler de l'invasion du culte gréco-alexandrin à Rome des sanctuaires d'Esculape et de Sérapis établis en Italie [5] et dans l'Afrique romaine [6]. Toutefois íl faut donner une mention particulière au temple de l'ile tibérine où l'on a retrouvé quatre inscriptions votives qui ont été d'abord publiées par Mercurialis [7]

---

1) Hérodien IV, 8, 3.

2) Plutus V 653—748.

3) P. Girard, *L'Asclepieion d'Athènes d'après de récentes découvertes* P. 1881 in 8°. pp. 65—78.

4) Dr. P. Bruzon, *La Médecine et les Religions* P. 1904 p. 110.

5) Schlüter, *De Aesculapio a Romanis adreito* Arnsberg 1833. — F. Robiou V°. *Æsculapius* in *Daremberg* et *Saglio* I (1873) 124—126.

6) R. Revon, *Le culte d'Esculape dans l'Afrique Romaine* 1910.

7) *De Arte Gymnastica* lib. 1, c. 1.

se trouvent aussi dans le Recueil de Gruter. Elles rappellent étroitement les récits gravés sur les stèles d'Epidaure:

„Dans ces jours, un certain Gaius qui était aveugle, apprit de l'oracle qu'il devait se rendre à l'autel, y adresser ses prières, puis traverser le temple de droite à gauche, mettre ses cinq doigts sur l'autel, lever la main et la placer sur ses yeux. Il recouvra aussitôt la vue en présence et aux acclamations du peuple. Ces signes de la toute-puissance du dieu se manifestèrent sous le règne de l'empereur Antonin".

„Lucius avait une douleur de côté très vive, tout le monde désespérait de son salut; le dieu de la santé lui ordonna par un oracle, de prendre sur l'autel de la cendre avec du vin et d'appliquer ce mélange sur le côté douloureux. Il fut guéri et rendit publiquement grâces au dieu et le peuple s'en réjouit".

„Julien avait un crachement de sang; on désespérait de ses jours. Esculape lui ordonna de prendre sur l'autel des graines de pommes de pin, de les mêler avec du miel et de manger pendant trois jours cette préparation; il fut sauvé et vint remercier le dieu en présence du peuple".

„Le dieu de la santé ordonna à un soldat aveugle, nommé Valerius Aper, de mêler le sang d'un coq blanc avec du miel, de s'en faire un collyre et de s'en frotter l'oeil pendant trois jours; il recouvra la vue et rendit publiquement grâces au dieu" [1]).

Partout l'on pélerinait et l'on dormait. Le rhéteur Aristide nous en a laissé un vivant témoignage dans ses Discours sacrés où il nous a conté l'histoire de sa maladie, les visions et les conseils qu'il reçut des dieux et spécialement d'Asklépios et de Sérapis. Atteint d'une maladie de langueur avec accès de somnambulisme, ce fut un sujet de choix; il n'avait pas besoin d'attendre son réveil pour dicter à haute voix les prescriptions du dieu. Il devait présenter des phénomènes d'autoscopie et avoir une certaine intuition médicale. Toujours est-il qu'au bout de quinze ans grâce à un secours céleste, il guérit [2]).

---

1) Les inscriptions sont en grec. Hundertmark a publié sur elles un savant commentaire dans sa dissertation intitulée: *De artis medicæ incrementis per aegrotorum apud veteres in vias publicas et templa expositionem* Leipzig 1789. Reimprimée dans Ackermann *Opuscula ad medicinae historiam pertinentia* Nuremberg 1797 in 8°.

2) Sur sa vie et sa maladie: Jo MASSONIUS, *Collectanea historica ad Aristidis*

L'Incubation se perpétue dans le christianisme [1]) aux sanctuaires des saints et dans l'Islam sur les tombeaux des marabouts [2]) accentuant même par une sorte de régression son caractère nécromantique; mais elle ne retrouve plus l'ampleur, le développement, l'organisation qui en firent dans le monde grecoromain une institution fondamentale.

§ III. — Les Enseignements de l'Incubation.

L'incubation a—t' elle vraiment fourni des données sérieuses à la thérapeutique et en particulier à la pharmacopée? Jamblique écrivait: „Dans les temples d'Asklépios les maladies sont arrêtées par des songes divins. La médecine a été constituée à l'aide des songes sacrés par l'observation des épiphanies nocturnes" [3]). Il est bien difficile de le croire. On a beaucoup discuté pour savoir si le sommeil pratiqué dans les temples était un sommeil anormal, somnambulique ou magnétique.

On sait que le marquis de Puységur signala, en 1784, l'existence d'un état singulier qu'il était parvenu à produire chez quelques personnes qu'il avait magnétisées; il avait pu endormir

---

vitam ap. Æl. Aristid. éd. Dindorf E. III p. 1—155. — V. MALACARNE, *La malattia tredecennale d'Elio Aristide* Adriano Milano 1799 in 4°. — G. LEOPARDI, *De vita et scriptis Ælii Aristidis commentarius* 1814 (opere inedite publ. da C. Cagnoris 1878 II 43—80). — A. SCHMIDT, *De Aristidis Incubatione* Jéna 1818. — C. A. KOENIG *Diss. inaug. medica de Aristidis incubatione* Jenæ 1818. — C. BARESTE, *Quam utilitatem conferat ad historiam sui temporis illustrandam rhetor Aristides* Paris 1844. — T. G. WELCKER, *Incubation: Rhetor Aristides* dans *Kleine Schriften* III p. 89—156. — W. H. WADDINGTON, *Chronolagie de la vie du rheteur Ælius Aristide* dans *Mém. Acad. Inscript.* XXVI (1867) p. 203 sq. — H. BAUMGART, *Aelius Aristides als Repraesentant der sophistischen Rhetorik* im *zweiten Jahr d. Kaiserzeit* Leipzig 1874. — BOUCHÉ-LECLERCQ, *La Divination dans l'Antiquité* (1880) III, 299—307.

1) MARY HAMILTON, *Incubation* London 1906. Part II *Incubation in christian churches during the middle ages* pp. 109—172. Part III *Modern Times* pp. 173—223. — L. DEUBNER, *Kosmas und Damian* Leipzig 1907 in 8°.

2) ED. DOUTTÉ, *Magie et Religion dans l'Afrique du Nord* pp. 410—414.

3) JAMBLIQUE, *Des mystères* III 3 trad. P. Quillard p. 77.

4) AUG. GAUTHIER, *Recherches hist. sur l'exercice de la médecine dans les temples chez les peuples de l'antiquité suivies de considérations sur les rapports qui peuvent exister entre les guérisons qu'on obtenait dans les anciens temples à l'aide des songes et le magnétisme animal* Paris-Lyon 1844 in 12 p. 135—169 où l'on trouvera les références.

ces personnes et pendant leur sommeil elles parlaient, s'occupaient de leurs affaires répondant au magnétiseur qui les interrogeait, prédisaient ce qui devait arriver et prescrivaient des remèdes, soit pour elles, soit pour d'autres malades avec lesquels on les mettait en rapport [1]). On s'empressa de rapprocher ces phénomènes de ceux du sommeil dans les temples et dans les revues du magnétisme qui parurent à cette époque, cette thèse fut soutenue avec abondance. Elle est d'ailleurs restée en faveur dans les milieux de magnétiseurs.

Malheureusement pour cette thèse on ne voit nulle part que les prêtres aient questionné les malades durant leur sommeil, ni reçu d'eux alors qu'ils dormaient des réponses qui aient indiqué des remèdes pour leur guérison ou pour celle d'autres malades. Le somnambule magnétique, une fois éveillé, ne se rappelle plus ce qu'il a rêvé, dit ou fait durant son sommeil; tandis que les malades qui ont dormi dans le temple racontent leurs rêves après leur réveil. Il s'agit bien d'un sommeil naturel et des rêves ordinaires du dormeur.

Les prêtres d'Asklépios ont-ils vu dans le sommeil même, un remède? Cela n'est pas impossible d'autant qu'il s'agissait d'un sommeil liturgique dans lequel le malade était soumis à l'influence du dieu. Toutes les pratiques préparatoires: bains, frictions, fumigations étaient autant de lustrations destinées à préparer le malade à ce sommeil bienfaisant et à la réception des songes et des visions divines.

Il n'est pas douteux que les malades étaient mis en des conditions particulièrement favorables pour obtenir des rêves, et des rêves médicaux. Ils s'endormaient tout emplis de l'idée de la présence du dieu dont ils étaient les hôtes, l'esprit tout bourdonnant d'innombrables récits de songes et de miracles. Et cette préparation psychologique renforcée par les lustrations qui toutes soulignaient l'espoir de la visite céleste, cette attente était encore singulièrement avivée par le jeûne.

Chacun sait que le sensibilité interne s'accroit singulièrement dans le sommeil et que bien des fois des rêves singuliers ont

---

1) DE PUYSÉGUR, *Mémoire pour servir à l'histoire et à l'établissement du magnétisme animal* P. 1784 in 8°.

permis de prévoir par avance telle maladie qui n'éclatait que plusieurs jours après. Le sommeil, préparé par des exercices et des bains, la vie au grand air, les émotions religieuses, des veilles antérieures, devait être souvent fort profond. Un tel sommeil entraîne une anesthésie assez prononcée et, tant qu'il demeure profond, une absence complète de rêves. Mais en revanche lorsqu'arrivent les premiers prodomes du réveil, la reprise progressive de la sensibilité, les rêves qui surgissent alors, étant donné qu'ils ne sauraient être gouvernés par des impressions digestives, doivent provoquer des images ou des scènes ayant trait aux organes malades; ceux-ci se faisant particulièrement sentir en un semblable moment. „Les songes que l'on appelle envoyés par les dieux, dit Jamblique, se produisent *quand le sommeil nous quitte* et que nous ne faisons que commencer à nous éveiller, il arrive d'entendre une voix brève qui nous prescrit ce que nous allons faire: c'est entre la veille et le sommeil et quelquefois quand nous sommes tout éveillés que les voix sont entendues" [1]).

Les Asclépiades avaient-ils analysé ce phénomène? ce que nous dit Jamblique tend à le faire croire; mais ont-ils fait plus et tenté d'orienter les rêves des dormeurs sur les organes malades, soit par des attouchements ou par des indications verbales? nous ne saurions l'affirmer en nous tenant aux textes, mais rien n'interdit de le supposer [2]).

Les rêves séméiologique provoqués par l'incubation grâce au souci et à la préoccupation de trouver un remède, ont-ils fourni en même temps d'utiles indications thérapeutiques? La chose a pu se produire, mais on ne peut ignorer que les prescriptions des dieux étaient le plus souvent obscures, du moins si l'on en juge par les plus claires. Artémidore, après nous avoir donné des notions sur les diverses espèces de rêves [3]), écrit: „Les or-

---

1) JAMBLIQUE, *Des mystères* III, 2 trad. P. Quillard pp. 73—74. Ce texte que personne ne cite à ce propos est tout à fait décisif contre ceux qui assimilent les songes et les voix des temples aux visions et aux voix du somnambulisme.

2) On voit par divers passages d'Aristophane (*Plutus*) d'Artémidore (V, 61) d'Elien (IX, 33) que quelquefois pendant que les malades dormaient, les prêtres leur faisaient des applications sur diverses parties du corps ou même des opérations chirurgicales.

3) On admettait trois sortes de rêves: 1° le rêve *théophanique* (chresmatismos)

donnances des dieux sont toujours simples et sans énigme, les dieux appellent les onguents, les emplâtres, les comestibles et les boissons des mêmes noms que nous, ou bien, lorsqu'il faut deviner, ils ont soin d'être clairs. Ainsi une femme qui avait un phlegmon au sein rêva qu'un mouton la têtait. Elle fut guérie par un cataplasme d'arnoglosse (langue d'agneau). Lorsque vous tombez sur un traitement, que vous l'ayez expliqué vous-mêmes ou que vous en entendiez parler après coup, vous trouverez toujours, en y regardant de près, qu'il contient des choses parfaitement médicales et qui ne sortent pas de la doctrine suivie en médecine. Ainsi Fronton le goutteux ayant demandé une recette rêva qu'il se promenait dans les faubourgs. Il se frotta de propolis [1]) et fut soulagé".

Malgré cette crédulité ou cette bonne volonté Artémidore avoue, lorsqu'il voit les songeurs indiquer des remèdes absurdes ou incontestablement dangereux, qu'il ne peut croire que les dieux aient conseillé de tels moyens [2]).

Les connaissances pharmacologiques qui nous sont venues de cette source doivent être assez maigres. Mais nous ne saurions oublier qu'il existait toute une catégorie de rêveurs professionnels, sortes de clercs de l'incubation qui se chargeaient de rêver pour les malades. N'étaient-ce pas là de véritables somnambules magnétiques et ne peut-on pas admettre que ces espèces de voyants aient parfois formulé des médications heureuses? Nous aurons à revenir sur les données thérapeutiques du somnambulisme, nous verrons ce qu'il faut en penser. En attendant comment ne pas se ranger à l'opinion des anciens eux-mêmes Artémidore atteste que ceux qui se livraient aux songes pour le compte d'autrui ordonnaient souvent non pas ce qu'ils avaient vu réellement; mais ce qu'ils feignaient d'avoir vu [3]).

De toute facon, rêves des malades ou rêves de leurs repré-

---

dans lequel la divinité apparaissait elle-même; 2° le rêve *théorématique* lorsque c'était le remède qui s'offrait au malade; 3° le rêve *allégorique* quand ce remède revêtait une forme allégorique.

1) La Propolis est une matière résineuse avec laquelle les abeilles ferment l'entrée de leur ruche.

2) ARTÉMIDORE, *Oneirocritie* IV, 24 éd. Rigault Lutet 1603 in 4° p. 215.

3) ARTÉMIDORE, *Oneirocritie* IV, 24.

sentants étaient soumis à l'interprétation sacerdotale, aussi ne devons-nous pas nous étonner si, dans leurs applications acceptables, ils se conforment aux données courantes de la médecine primitive. Voici quelques exemples: Pour un homme qui avait une maladie d'estomac il fut ordonné de manger des dattes [1]); pour un autre qui avait une hémoptysie de boire du sang de taureau [2]); à un prêtre qui éprouvait une douleur de côté de se faire saigner à l'artère qui est en haut de la main [3]).

Les inspirations divines ou, plus précisément, les intuitions du sommeil, même d'un sommeil sanctifié par les méditations et les lustrations préparatoires paraissent donc n'avoir rien appris de nouveau, ni rien révélé. Galien, qui a pu apprécier en témoin et en médecin les pratiques de l'incubation bien qu'il admette que les songes puissent parfois fournir un pronostic, blâmait très fortement ceux qui osaient administrer à leurs malades des remèdes prescrits en songe sans avoir tout d'abord considéré la nature du mal [4]). Lorsqu'elles n'ont pas abouti à des prescriptions absurdes ou fantaisistes, les inspirations des songes n'ont été que l'écho de la science du temps qui, nous le verrons, procéda par de toutes autres voies où les théories et les principes ne tenaient pas moins de place que dans la médecine plus moderne.

L'incubation dans les églises chrétiennes n'a pas davantage contribué à enrichir la pharmacopée. Dans les sanctuaires des saints on n'employait guère que la poussière des tombeaux, l'huile de la lampe ou la cire des cierges qui brulaient en leur honneur, l'eau et le vin qui avaient servi à laver leurs autels' le bois des grilles ou des portes de leurs chapelles et sans distinction d'espèce les feuilles et les fleurs des jardins qu'ils avaient cultivés [5]).

A une époque plus rapprochée du paganisme l'incubation chrétienne ressemblait davantage à l'incubation dans les temples d'Asklépios. Un démoniaque nommé Cyriaque dont il est fait

1) Artémidore, *Oneirocritie* V, 89.
2) Elien, *H. N.* XI, 35.
3) Galien, *Methodus Medendi* XIV, 8.
4) Galien, *De Theriaca ad Pironem.* c. 3.
5) A. Marignan, *La médecine dans l'Eglise au VIe siècle* P. 1887 in 8° p. 17—20.

mention dans l'histoire des miracles de Saint Cyr et de Saint Jean avait, nous dit l'hagiographe, suivi *sur le conseil des saints* un véritable traitement. Il s'était frotté le corps avec du vin dans lequel on avait fait dissoudre la cendre de certaines viandes préalablement brûlées. Le malheureux possédé qui passait la nuit sans dormir, en proie à une agitation furieuse, à la suite de cette médication recouvra la santé [1]). On a le droit de croire que la foi ou la nature agirent plus efficacement que le traitement institué par les deux saints confrères.

Par la suite, le songe inspirateur disparut, ou du moins l'incubation ne produisit-elle plus que des visions pieuses où l'on recommandait l'usage d'une huile, d'une poussière ou d'une eau qui était censée véhiculer le pouvoir guérisseur du saint. On retournait ainsi à la médecine magique la plus lointaine où le véritable remède était la vertu du mort sacré. On pourrait noter semblable régression dans le Mahométisme: on porte souvent le malade sur le tombeau même du saint et celui-ci n'apparait plus pour formuler des remèdes mais pour que l'on soit assuré de guérir [2]).

Pas plus dans le Christianisme ou le Mahométisme que dans le Paganisme ancien ou la magie primitive, les songes du sommeil ne paraissent avoir beaucoup enrichi le trésor des remèdes et des spécifiques. Il faut décidément chercher ailleurs les véritables guides des prêtres guérisseurs.

---

1) *S. S. Cyr et Joh. Miracul.*, *56 apud Aug. Maii. Spicileg. Roman.* III, 566.

2) Dr. Ern. Mauchamp, *La Sorcellerie au Maroc* pp. 182—183. — Cf. Ed. Doutté, *Magie et Religion dans l'Afrique du Nord* pp. 410—415.

EINE NIEDERLÄNDISCHE UEBERSETZUNG DES FRÜHMITTELALTERLICHEN LEITFADENS FÜR DIE KINDERPRAXIS,

MITTEILT VON

KARL SUDHOFF,

Ordinarius der Medizingeschichte zu Leipzig.

Seit ich im „Janus" von 1909 (in der Festschrift für *Daniels*) und 1916 über *Cornelis Roelants* von *Mecheln* und seine literarischen Quellen gehandelt habe, ist mir von der interessantesten seiner Quellenschriften, für die ich schon so viele handschriftliche Niederschläge nachgewiesen habe, nun endlich auch eine Bearbeitung in niederländischer Sprache aufzufinden gelungen. Ich möchte sie den Lesern des Janus nicht vorenthalten. Sie steht im Codex latinus Vindobonensis N° 2818 Bl. 268^{v}—269^{r}, ist kurz nach dem Jahre 1400 geschrieben und lautet wie folgt.

Zur Erleichterung des Textverständnisses sei auf den lateinischen Text im 13. Jahrgange des Janus (1909) S. 476 ff. verwiesen.

Dit is der kijnder passie in der wieghen.

Uan desen wil ich cortelich acteren. Dat jerste salmen besien dat molck, dat die kijnder suygen, of dat dat goet js, datmen aldus bekennen mach. Het sal by naturen wesen wit enn dicke. Man salt laten druypen op enen spiegel; blijuet te gader, dat is goet molck. Enn die amme en sal nyet met mannen wesen, enn heeft die amme geen molck,

soe sal sy eten lactuen saet, comijn, groet van bonen dar af wellinge enn rijse.

Hem sijn den kynde sijn lippen geclouen van heyten of van hartheit der borsten, neemt sap van bredewege [1]) en vorsche boter en vorsche heenresmout, dar mede smere die lippen met eenre sarchter pluymmen.

Item van byster drome jnden slaep. Neemt sap van pappelen enn nachtscade, bredewege, popel salue enn rosenwater alte gader, maket daer jnne een cleet nat, legget opt voerhoeft enn dunnunge, of neemt rosen olye enn vrowen molck, doet alsoe.

Item of dat kijnt vele caert, maect een plaester van cruymen van weiten brode gebacken nun legt in asijn enn jn eyer doder, wierock, mastick, gomme van arabien. Dese dingen menge met menten sap, legget geplustert opten hals vander magen enn een corste broets legget voor die nase.

Item tegen dat buyck euel maect een plaester van weyten bloemen enn dat witte vanden eye enn van wegebrede water enn leem legt opten nauel.

Item of dat lichaem bestopt is enn verhart, maect een weeke van brode en van soute.

Item heeft dat kynt den rede, maert een plaester van gersten mele met asyne enn wegebrede sap, housloeck sap, legt opten hals der magen;

Item eest kynt ergent versmert, neemt suptyl bloemen van gersten mele of suptyl puluer van rosen daer june gestrayt.

Item is dat kynt ergent gedrontten, neemt den o414uersten cop van den vlieder, siedet jn wijnne en wijnt alheet daer omme daert gedrontten js.

Item heeft dat kynt pier wormen jnden lijue: neemt elsen sap enn galle van den stiere, maect een plaester, legt daert hen bijt, soet heetste gedogen mach. Die pierwormen sullen steruen.

---

1) Bredewege statt wechbrede und wechbree findet sich nicht in *Gerth van Wijk* Dictionary of Plantnames [I] 1911 S. 1022 ff nur breewegsblaren als Blätter des breiten Wegerichs, Plantago major L.

Item heeft dat kynt pijne omtrent sijn tant- [Bl. 269r] vleys of tanden die wassen neemt webre sap, doet jn synen mont of anders waer enn neemt puluer van hersthoren enn den bast van malagranati gebornt enn stroeyet daer in.

Item ten steen neemt boxs bloyt en puluer van scorpionis vsti, legt op die lieshen.

Item heeft dat kynt dat groet euel, geeft hem drincken pionie wortel enn hangt hem drie coren aen den hals.

Item siet dat kynt nyet wel, neemt dat sap van hastaregia enn hangt hem dat cruyt aen den hals; dat gele bloemen draget hoert den mannen, die bleeck den vrowen.

Damit ist die gegen die landläufigen lateinischen Texte stark gekürzte niederländische Bearbeitung erschöpft. Es folgt ein kurzer Abschnitt über Beurteilung und Diaetetik der Schenkammen, die hier noch angeschlossen sei.

Vanden Ammen.

Vanden voetstersse ofte ammen die sullen wesen jonk enn claer van veruwen enn wit met roetheit gemenget; sy en sullen nyet gesproet wesen, sy sullen hebben groue borsten enn breet, sy sullen te maten vet wesen, sy sullen niet gestadelijc gesoden spijse eten noch suere spijse noch stercke, noch dingen die stoppen, noch dingen die alte heet sijn, noch loeck, noch poderloeck, noch ajuyn, noch peper.

Item verlust die amme dat molck, sy ete gortte van boenen enn rijse enn lactuwen saet enn suyker enn vencol of dat saet.

Item js dat molck alte groff soe salmense suptileren enn doen die amme wat arbeiden. Man sal haer geuen cyroep acetosa.

Item is dat molck alte dunne soe salsy eten groue spijse enn sy sal oek den slaepe meren.

Dazu wäre *Mustio* zu vergleichen in den Gynaecia I, 89—99 [1]), sowie Soranos selbst Kap XXXI–XXXV [2])

1) Sorani Gynaeciorum vetus translatio latina ... (ed. Val. Rose Lipsiae 1882 S. 32—35. 2) Ebenda S. 257—274.

und *Oreibasios* συναγωγαὶ ἰατρικαί Lib. incert. Kap. 13—16 [1]). Doch besteht mit allen diesen kein näherer Zusammenhang unseres kleinen Textes. Auch zu dem Gynäkologischen in der Physionomia des *Michael Scottus*, die um 1250 oder kurz vorher niedergeschrieben ist, lassen sich keinerlei Beziehungen auffinden, wohl aber findet sich die Quelle dieses Exkurses über Schenkammen im Buche „Trotula" salernitaner Provenienz, dessen XIX Capitel [2]) also lautet:

De electione nutricis.

Juvenem oportet esse nutricem clarum colorem cum albedine et rubore permixtum habentum; quae non sit partui vicina neque multum a partu remota. Non sit maculosa, nec infirmas neque nimis grossas habeat mamillas, pectus grossum et amplum. Pinguis sit mediocriter. Non comedat salsa, nec acuta, nec styptica, nec porros aut cepas, neque caeteras species, quae admiscentur cibariis pro sapore, ut piper, allium, erucam et praecipue vitet allium; solicitudinem ac sibi a menstruorum provocatione caveat.

Et si lac minuatur, pultes de farina fabarum et similiter risi et de pane similae cum lacte et zuctaro facto dentur ei ad sorbendum, quibus augmentetur lac, in quarum decoctione parum de semine foeniculi admisceatur.

Si autem lac eius fuerit grossum, nutrimentum ipsius subtiliandum erit, et ita etiam cogatur laborare, cui insuper dandus est syrupus acetosus et vinum subtile.

Si vero lac eius fuerit subtile, nutrimenta sint grossa et fortia et somnis utatur longioribus. Quod si venter pueri solutus sit, dentur nutrici quae constipant.

Abgesehen also von dem letzten Satze, der die Schenkamme zur Aufnahme des Arzneimittels für das Kind vorsieht, worauf wir schon im Janus 1916 S. 456 hingewiesen haben, findet sich diese ganze Lehre über die Ammenwahl und Ammendiaetetik im Buche Trotula wieder.

1) Ed. Bussemaker et Daremberg, Tome III, Paris 1858. S. 120—137.

2) Ich benutze den Abdruck in *Casparus Wolphius*, Gynaeciorum sive de mulierum affectibus commentarii, Basileae 1586 4⁰ I pag. 105.

REVUE BIBLIOGRAPHIQUE.

Beiträge zur Geschichte der Chirurgie im Mittelalter. Graphische und textliche Untersuchungen in mittelalterlichen Handschriften von Prof. Dr. KARL SUDHOFF. Geh. Med. Rat. Director des Instituts für Geschichte der Medicin in Leipzig. Johann Ambrosius Barth. *I Teil:* (+ 224 Seiten mit 65 Tafeln in Lichtdruck und 27 Textabbildungen 1914. Mark 38.

Der erste Teil bildet *Heft 10* der „Studien zur Geschichte der Medicin", herausgegeben von der Puschmann-Stiftung an der Universität Leipzig. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, dass in dieser der Geschichte der Medicin gewidmeten Zeitschrift *nicht* besprochen wurden aus der Feder Sudhoffs: *Heft 4*: Ein Beitrag zur Geschichte der Anatomie im Mittelalter, speciell der anatomischen Graphik, nach Handschriften des 9—15 Jahrhunderts 1908. 94 Seiten und 24 Tafeln, weiter Heft *5/6*. Aerztliches aus griechischen Papyrus-Urkunden. Bausteine zu einer medicinischen Kulturgeschichte des Hellenismus. 296 Seiten Lex 8° mit 6 Tafeln, 1909, dann *Heft 8*: Die medicinische Fakultät zu Leipzig im ersten Jahrhundert der Universität. 212 Seiten + 16 Tafeln Lex. 8°. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, dass von *Sudhoffs Klassikern der Medicin* (Verlag von Johann Ambrosius Barth, Leipzig) bisjetzt *25* Nummern vorliegen. Im Janus sind davon *nur die ersten fünf* Nummern besprochen. Die übrigen *zwanzig harren der Besprechung*. Ich nenne nur: *Sydenham*, *Virchow*, *Koch*, *Jenner*, *von Graefe*, *Ar-Rāzī*, *Bell*, *Kusmaul*, *Auenbrugger*, *Bichat*, *Lister*, *Semmelweiss*, *Addison*, *Galenos*, *Fabrys von Hilden*, *Cohnheim*, *Theophrastus von Hohenheim und Richard Bright.* Ich frage nur, ob diese Neuausgaben wirklich der Besprechung unwert sind?[1])

Der erste Teil von Sudhoffs *Chirurgie im Mittelalter*, der noch gerade vor Beginn des Weltkrieges erschien, kann heute hier erst kurz angezeigt werden. Dies hat insofern jetzt Vorteile, da der am Ende des Weltkrieges erschienene zweite Teil gerade zu in vielen Stücken der Schlüssel zum ersten genannt zu werden verdient. Teil 1 hat dadurch, wie Sudhoff sich ausdrückt, einheitlichen, wenn auch etwas einseitigen Character

1) Wir haben Herrn Dr. E. Ebstein nichts in den Weg gelegt, in unserer Zeitschrift selbst seinen gegen dieselbe gerichteten Vorwürfe freien Lauf zu lassen, erlauben uns aber hierzu zu bemerken, dass wir bis jetzt weder die erwähnten. Originalarbeiten des Herrn Prof. Dr. Sudhoff noch Besprechungen derselben erhalten haben. Zur Aufnahme letzterer sind wir auch jetzt gern bereit. Die Redaktion.

erhalten. Das Operationbild steht in diesem Bande im Mittelpunkt. Wir hören von Hämorrhoidenschnitt, Starstich und Nasenpolypentfernung nach einer Abbildung aus der Antike. Die anderen Bilder betreffen Illustrationen zur Chirurgie des *Roger von Salerno* (1170), und zu der *Magistri Rolandi*, des *Wilhelm von Saliceto* (1275—80), des *Guy de Chauliac* (1363). Dann hören wir von Mastdarmfisteloperation und Harnröhrenschnitt bei einem Zeitgenossen Chauliacs, *John Arderne*, um nur Einiges hervorzuheben. Wir lernen an der Hand dieses Bildermateriales, das reicher kaum gedacht und nur Sudhoffs Spürsinn und unermüdlichen Forschertätigkeit beschieden sein konnte, mit den interessanten Serien und Einzelstücken die Lehrmittel, die in dieser Zeit für die Anfänger verwendet wurden kennen; diese können zugleich als Erinnerungsbehelf in der praktischen Ausbildung in der kleinen Chirurgie angesehen werden. Diesen Lehr- und Merkschematen für die Beurteilung der Schwere von Verletzungen, Kauterienanwendung, Schröpfen und Aderlass ist der *zweite* Abschnitt gewidnet. Besonders die lehrreiche Darstellung der Anwendung des Brenneisens, das ein Ableiten und Abschneiden des krankhaften Säftezustromes bezweckte, besonders bei inneren Leiden, Ischias u. s. w. wird diese Behandlung, die in der Wertschätzung natürlich im Laufe der Zeiten auch Wandlungen unterlegen ist, verfolgt. Dass die Schröpf- und Aderlassmännchen eine eingehende Besprechung finden, sei hier nur angezeigt. — Ein angehängtes Verzeichnis der benuzten Handschriften, wie sie nur in Friedenszeiten stattfinden konnte, und ein Namenregister erleichtert die Uebersicht. — Aber, was Band *1* alles enthält, wird dem Verständnis, wie gesagt, erst ganz erschlossen durch Band 2, der eine besondere Besprechung nötig macht. ERICH EBSTEIN (Leipzig).

Het hospitaalwezen op Sumatra's Oostkust door Dr. E. VAN DE VELDE, geneesheer der Deli-Batavia Maatschappij. Aangeboden door het Sumatra Instituut.
The hospitalsystem on the Eastcoast of Sumatra (Deli) bij Dr. E. VAN DE VELDE, physician to the Deli-Batavia Company. Presented by the East-coast of Sumatra Institute.

The great success of the hygienic measures taken by the different tobacco-estates on the East-coast of Sumatra in behalf of the sanitary condition of their labourforces has met with general acknowledgment.

Dr. van de Velde gives in his paper a description of the organisation by which this success was achieved.

In the beginning every estate had his own little (and mostly very badly organised) hospital, where the coolies were very insufficiently treated, the doctor, who had several of these hospitals under his supervision, seeing them but about once a week.

In stead of this very badly working system, the companies have now build large central hospitals each with its residing physician and nursing staff. Every diseased cooly of the surrounding estates is brought at once to the central hospital and is kept there, not only till he is restored, but also till he no longer constitutes a danger for his surroundings by being a germ carrier.

In a large central laboratory at Medan, the capital of the province, the necessary bacteriological, serological and protozoölogical examinations are made.

Every newly imported labourer must pass through the hospital before he is admitted to the cooly lines, and is there examined on carrying germs of ankylostomiasis, entamoebiasis, and, if there is a reason to suppose it, of cholera, typhoid fever etc. In this manner the contamination of the labour forces is strongly opposed to by the excellent organisation of the cooly hospitals, that are spread, 33 in number, all over the province.

The paper contains further a description of some of the hospitals, and of the daily life there in, the manner in which the examinations are made etc.

It ends with a very strong pleading in behalf of the indented labour system by which only the coolies can be forced to submit themselves to the sanitary measures, that are necessary to maintain the high degree of health, that is now prevailing among them.

Fourth Annual report of the International Health Board of the Rockefeller foundation. Jan.—Dec. 1917.

This report contains a description of the work of preventive medicine in the U. S. and other countries, that is carried on by the Board.

The largest part of the work has been devoted to the eradication of hookworm disease in different parts of the world.

This campaign is conducted on two different plans: 1. the dispensary plan: mobile dispensaries, which move periodically through the visited country and do educational and curative work.

2. the intensive plan, that is conducted by two staffs, one works by examining, treating and educating the people, while the other takes direct measures against soil pollution, mostly by providing the houses with hygienically disposed latrines.

The Board coöperates with the governments of the different States where it is working. It has furthermore conducted a campaign against tuberculosis in France and against malaria in some Southern States of of the U. S.

It has made an investigation in some endemic foci of yellowfever in South America and has equipped a hospital ship for the Sulu archipelago.

The different methods used in those campaigns are described and discussed upon. KOOLEMANS BEYNEN.

LES DERNIERS STATUTS DE LA FACULTÉ DE MÉDECINE DE POITIERS (1617)

PAR PIERRE RAMBAUD.

Poitiers.

(Suite).

CAPUT XIII.

De Bursæ communis seu Ærarii ratione.

I.

DECANO Facultatis bursas solitas Candidati qui ad gradus promoveri capient, prænumerabunt, quarum tertia pars ab eodem Decano in ærario communi servabitur, ad lites contra Argyrtas aut illegitimè in urbe practicantes, ex consensu Facultatis motas, promovendas, Auditorii Medicii et ornamentorum ejus refectionem, Anatomias herbationes et alia quæ ad Facultatis decus et tutelam facere videbuntur, ex dictæ Facultatis arbitrio. Reliquæ partes pro honesta et ligitima laborum mercede, secundùm antiquam consuetudinem et Statuta solis Decano et singulis Doctoribus Regentibus, finiente quolibet anno, quo Decanus ærarii rationes Facultati reddere tenebitur, distribuentur.

II.

Ex dictæ bursæ communis ære tantum capiet Decanus, quantùm duo Doctores, nec aliquid percipient Licentiati et Baccalaurei.

III.

Decanus ab utroque suo primùm, vel doctorando vel adoptando in Doctorem, accipiet à singulo inquam, libras trigenta: alius autem Doctor quicumque suo ordine birrum dabit, aut ad

quem loco illius veniet jus Doctoris adoptati, accepiet tantùm libras octodecim, ex illis triginta, pro jure birri, separatis aliis duodecim Decano cessuris, si Actui interfuerit. At si absit aliam ob causam quàm morbum, duodecim illæ libræ Doctoribus qui Actui interfuerint, sed duplum ei ad quem jus Doctoratûs venerit, distribuentur.

IV.

Decanus pro qualibet disputatione ad gradum aliquem et Examine rigoroso cui intererit, accipiet ex œre bursæ divisibili libras duodecim; quilibet alius Doctor libras sex. Si verò Decanus vel alius Doctor ab aliqua disputatione aut Examine rigoroso, quacumque de causa abfuerit, præter morbum vel absentiam in præstanda opera Regiis Majestatibus, cum Decanus pro qualibet absentia privabitur duodecim libris, et quilibet Doctor libris sex, quæ mulctæ summa distribuetur illis solùm qui disputationibus aut Examinibus interfuerint, ex æquo quidem Doctoribus, sed Decano duplum numerabitur. At pro examine tentativo Decanus accipiet tantùm libras sex, alius Doctor libras tres, debitâ parte absentibus, præsentibus ut mox supra distribuendâ.

V.

Substitutus in locum nominati pro disputationibus et Examine rigoroso habebit tantùm mediam partem præmii nominato debiti, reliquâ cæteris Doctoribus Actui præsentibus cessurâ, et Decano duplâ.

VI.

Donabuntur etiam ex bursæ communis ære divisibili pro quolibet Baccalaureo vel creato, vel adoptato noviter, Decauus ceræ elychniatæ albæ librâ unâ et dimidiâ; singali alii Doctores librâ unâ flævâ. Pro Licenciato, Decanus librâ unâ et dimidiâ dragetæ coopertæ, reliqui Doctores librâ unâ. Pro Doctore, Rector Academiæ, si Actui interfuerit, uno pari Chirothecarum pretio vigenti quinque solidorum, Decanus altero similis pretii: reliqui Doctores uno pari pretio viginti quinque solidorum; Brabeuta pileo uno novo quadrato cum flosculo aureo; Paranymphus libris quatuor sachari.

VII.

Tertia pars Cursæ communis, si ita videatur Facultati, à Decano, accitis et consentientibus duobus senioribus Collegis, ne otiosa delitescat, censui annuo elocabitur.

VIII.

Ex quo censu, si par sit et sufficiens, pro qualibet Anatomia Collegii numerabuntur â Decano, Dissectori libræ tres, pro prandio cujuslibet Doctoris et Bidelli, qui illud curabit in herbatione tantùm mensis maii, libra una; siquidem prandium illud parandum in herbaria rusticatione pro longioris temporis, et hilaritatis opportunitate ordinaverit Facultas.

IX.

Nullum, ne conviviolum quidem, parabit Doctoribus Facultatis, cujuscumque gradûs Candidatus, exepto, si ita videtur Facultati, Licenciato in disputatione diurnali; quo die honestum prandium dabit D. Rectori Academiæ, Doetoribus Facultatis, duobus Bidellis Rectoris, et Bidellis Facultatis, qui vinum prægustabunt, ne intoxicentur Doctores.

X.

Item, tenebitur idem Licentiatus in die Doctoralis Laureæ dare jentaculum iisdem Dominis Rectori, Doctoribus atque Bidellis domi suæ ante deductionem ad Βραβευτηριον, et post reductionem iisdem honestum prandium, nisi aliter videatur Facultati.

XI.

Idem præstabitur a Licenciatis et Doctoribus adoptandis, nisi aliter videatur Facultati.

XII.

Siquis Candidatus cujuscumque grædûs post disputationem aut Examina probatoria repulsam patiatur, pecunia quam pro gradu illo ad quem non admittetur prænumeraverit, si restituetur, demptâ eâ quæ pro quolibet Doctore Facultatis retinebitur qui interfuerit, cui quidem tot libræ sex numerabuntur, quot disputationibus vel Examinibus adfuerit; Decano duplum. Item, ea quæ duobus Bi-

dellis solvi solita est. Si quis tamen post Tentativam non fuerit admissus ad disputationem pro Baccalaureatu, nihil persolvet: fiet enim illud Examen gratis.

XIII.

Decani vel Doctoris regentis in Facultate Medica Pictaviensi filius aut gener, mediam tantùm bursatum partem dictæ Facultati pro quocumque gradu numerari solitam, et ea insuper quæ hujus Capitis lemmate sexto continentur persolvet; cujus tamen bursæ communis tertia pars à Decano in Ærario retinebitur.

XIV.

Ne pauperibus ad Medicinæ gradus intereludatur aditus, bursæ pro Baccalaureatus, Licentiis et Doctoratu debitæ remittantur eis qui manifestè vel saltem ex eorum juramento pauperes erunt. Si alioquin constet eos esse probos et doctos, eâ conditione, ut polliceantur, et publico instrumento fidem suam astringant se bursas ipsas persoluturos, cùm ad meliorem fortunam pervenerint.

XV.

Doctores vel noviter recepti vel adoptati solvent Dominis Rectori, Cancellario, Judicibus, omnibus Doctorlbus aliarum Facultatum et Nationum et Officiariis jura, secundùm Statuta Universitatis hactenus observata.

STATUTIS superioribus tredecisso Capitibus et centum octoginta sex lemmatibus contentis, Decanus et Doctores Regentes infra scripti suscripserunt, et ea se bonâ fide observaturos promiserunt.

ACTUM in Scholis Medicis Regiis Pictaviensibus, die decimâ sextâ mensis Junii, anno Domini millesimo sexcentesimo decimo-septimo quo miserè turbata Gallia, ope Divinâ et Regiâ feliciter pacata est.

Sulscripsere PASCHALIS LE COQ, *Decanus.*
FRANCISCUS CITOYS.
ANTONIUS RABAULT.
JOANNES DE RAFFOU.
JACOB DE MAYRÉ.
FRANCISCUS PIDOUX.

ANTONIUS JACQUÆTUS.
JOANNES ENGAIGNE.
PETRUS DELUGRÉ.
HENRICUS GARSONNET.
AUGIER, *scriba generalis.*

Formula cui noviter recepti, vel adoptati Doctores omnes Medici, mox ubi puæstito vel Receptionis, vel adoptionis juramento, subscribere debent.

EGO N. Saluberrimæ Facultatis Medicæ Pictaviensis Doctor, testor hâc mei prænominis, cognominis, patrii soli et ætatis hypographâ, me inclytæ dictæ Facultatis Statuta hocce Codice contenta, attentè legisse, approbavisse, et eorum singulorum tenorem perpetuò observaturum, super Sancta Evangelia, in manibus spectabilis Domini Decani juravisse.

Huicce Formulæ snbscripserunt omnes hoctenus recepti sen adoptati Doctores [in codice originali statutorum manu scriptorum].

Formula juramenti cui subscribere debent noviter admissi, uterque Bidellus, et Sigilli atque Scholarum Custodes.

EGO N. promitto me tandiù quandiù futurus sum Facultatis Medicæ Pictoviensis Officiarius, Statuta quæ ad meum Officium spectant, privato Capite supra descripta. Quæque mihi explicata sunt, bonâ fide observaturum.

Subscripsere DAMEREAU.
Scriba et Bidellus generalis E. BAIGNON, *Bidellus Decani.*
PASCHALIS LE COQ, Sigilli. *Custos.*

Statuta nostræ Facultatis Medicæ Pictaviensis typis excudantur per Jacobum Faulcon, Regis et Academiæ Typographum. Datum Pictavii die 28 Februarii 1730.

DENESDE, *Facultatis Medicæ Decanus.*

Monenclator Doctorum

Medicæ Facultatis Pictaviensis à Prima Academiæ Fundatione ann. 1431, usque ad præsentam annum 1730 [1]).

	mort. ann.
Jacobus Peccheti, *Decanus*	1449
Joannes Riparia	(?) 1441
Jehan Tartas, *Decanus*	(?) 1499
Rodolphus à Vahtina, *Decanus*	1505
Bartholomæus Perreau, *Decanus*	1529
Joanes-Baptista de Cavigiolis	1541
Nicolaüs Pajaud	1548
Leonardus Muraille	1548
Nicolaüs Michel, *Decanus*	1559
Petrus Gallichus	(?) 1587
Joannes Philippus Dumassius	1559
Josephus Guilleminet	1560
Franciscus Pidoux, *Decanus*	1577
Julianus Quadreux	1563
Guido de Bassac de Laillé	(?) 1569
Eustachius Launay	1567
Joannes Ferrand	1569
Ludovicus Chesnaye	1569
Joannes Cointard, *Decanus*	1590
Petrus Rimbault	1590
Franciscus Maisonnies	1591
Franciscus Ulmus, *Decanus*	1594
Joannes Pidoux, *Decanus*	1610
Franciscus à S. Vertuniano Lavau	1607
Renatus Morennes	1597
Carolus Sacher	1599
Josephus Chesneau	1593
Hermand Raymond	1590
Petrus Milo, *Decanus*, Archiater Henrici IV	1616

1) A la suite de la leste finessant en 1730, les Docteurs regents ont ajouté les noms de leurs confrère décédés jusqu'au début du XIXe siècle.

	mort. ann.
Paschalis Le Coq, *Decanus*	1632
Franciscus Citoys, *Decanus*	1652
Antonius Rabault	1650
Joannes de Raffou	1635
Jacob de Mayre	(?) 1624
Franciscus Pidoux, *Decanus*	1662
Antonius Jaquet	1671
Joannes Engaine	1623
Petrus de Lugre	1660
Henricus Garçonnet	1626
Franciscus Carré, *Decanus*	1663
Vertunianus Lecoq	1624
Joannes Garnier	1652
Paschalis Lecoq	1629
Franciscus Ulmeau, *Decanus*	1683
Petrus Bardou	1632
Ludovicus Fontenettes	1661
Petrus Fouqueteau, *Decanus*	1700
Renatus Cothereau	1681
Ludovicus Nivard	1661
Carolus Fauveau	1691
Joseph Delugré, *Decanus*	1709
Andræas Mauduit	1711
Joannes Busseau	1698
Stephanus le Roy	1686
Carolus Fontenettes, *Decanus*	1709
Antonius Jacquet	(?) 1675
Olivier Guilbault de la Faverye	1698
Andræas Denesde, *Decanus*	1734
Amador Joannes Venault	1727
Jacobus Herpin	1734
Philippus Mauduit, *Decanus*	1745
Carolus Fontenettes	1747
Amador Joannes Venault	1727
Josephus Blasius Mauduit	1732
Joannes Jacobus Poitevin	1769
Ludovicus Paulus Morlon	1735
Benatus Boisden Duclos	1769

	mort. ann.
Josephus Hilarius Venault	1760
Petrus Carolus Pallu de la Barrière, *Decanus*	an XII
Joannes Vangine	1758
Vinæntus Franciscus Decressac	1795
Maria Petrus Georgius Delamazière	1819
Georgius Portier	1786
Antonius Jeremias Andræas Dupesseau	an III
Renatus Zacharius Mereau	(?) an V
Hyacinthus Rousseau	an III
Alexander Nicolas	1785
Jacobus Lamarque	1786
Antonius Bourcy	1774
Savinus Modestus Fradin	1789
Carolus Renatus Boisdin	1765
Ægidius Joslé	1822

FREDERIK DEKKERS.

VON

Dr. E. D. BAUMANN.
Oude-Wetering. Holland.

Über das Leben FREDERIK DEKKERS' ist nicht viel bekannt. Er wurde am 23. Dec. 1644 in 's Hertogenbosch geboren, wo er auch den ersten Unterricht empfing. Im Jahre 1662 zog er nach Leiden, um dort Medizin zu studieren, unter Leitung von FRANS DE LA BOË SYLVIUS und FL. SCHUYL. Am 1. Feb. 1668 fand seine Promotion statt, nach Verteidigung seiner Dissertation: „de capitis dolore"; sein Promotor war SYLVIUS. Von einer Studienreise verlautet nichts, DEKKERS scheint sich direkt in Leiden niedergelassen zu haben. Dass es dem jungen Doktor nicht an Interesse für die Wissenschaft mangelte, bewies die bereits ein Jahr nach seiner Promotion erfolgte Herausgabe der „Praxis Barbettiana cum notis et observationibus" (1669) die bald in's Holländische übersetzt [1]) und mehrmals wiedergedruckt wurde, obgleich es keine sehr bedeutende Arbeit war. Vier Jahre später (1673) erschienen seine „Exercitationes practicae circa methodum medendi, auctoritate, ratione et observationibus plurimis confirmatae", von denen ein zweiter erweiterter Druck 1694 erfolgte [2]). Im gleichen Jahre fiel dem 50 jährigen Praktikus die Ehre zuteil an der Universität seines Wohnortes zum Professor der praktischen Medizin ernannt zu werden (15. Nov. 1694) mit einem Gehalt von fl. 1600. Am 20. Dec. darauffolgend trat er sein Amt

---

1) Wann die erste Übersetzung erschien, ist unbekannt. Ein zweiter Druck der Übersetzung kam 1674 heraus.

2) Von diesem Buch erschien 1717 eine holländische Übersetzung, die später in „Alle de werken" (1743) aufgenommen wurde. Ferner gibt er an eine Abhandlung über das Fieber geschrieben zu haben, welche „in den jare 1691, niet alleenlijk het Neder-, maar ook het Hoog-Duitsland besogten en quelden", die (1694) innerhalb kurzer Zeit gedruckt werden sollte.

an mit einer „inweydings reedenvoering over de geneeskunde en wijze van genezing" („de medicina et medendi methodo"), welche 1695 bei *Elzevier* in Leiden auf Universitätskosten gedruckt wurde. Zwei Jahre später (18 Mai 1697) wurde er auf eigenen Wunsch [1]) zugleich zum Professor collegii practico-medici, also zum klinischen Professor [2]) ernannt. Eine zweite Rede hielt DEKKERS am 8. Feb. 1701 bei seinem Abtreten als Rector magnificus „waarin getoont wort wie in waarheid kundig in de Geneeskonst en in dezelve ervaaren waardig is genoemt te worden" („Quis revera artis medicae gnarus, quis illius peritus sit dignus vocari?"). Dieser Vortrag ist zuerst in der holländischen Übersetzung seiner Werke erschienen (1743). Ferner ist noch erwähnenswert, dasz DEKKERS 1707 und 1715 als Sekretär des Akademischen Rates fungierte. Er starb in Leiden am 3 Nov. 1720. Eine Begräbnisrede fand auf seinen Wunsch nicht statt.

DEKKERS hatte zweimal geheiratet; das erste Mal am 16. Mai 1670 MARIA BREYNE, jüngste Tochter von PIETER MATHIJSZ BRAINE, Kaufmann, gebürtig aus Köln, und SARA DE KOORN aus Leiden (get. 31 März 1651, gest. 23 April 1700). Von ihr hatte er, unter anderen Kindern, einen Sohn HUBERT, der ebenfalls Arzt wurde und in Leiden Stadtarzt gewesen ist; er starb einen Tag vor seinem Vater. Seine zweite Frau war FRAU ADRIANA VAN AECKEREN, get. 25 Dec. 1649 in Leiden. Sie war vorher bereits verheiratet gewesen mit MATTHEUS TOLLENAAR, Mitglied des Rats der Vierzig [3]) in Leiden (13 Dec. 1667) und darauf mit DIRK VERHAGEN, Notarius und Schatzmeister der prinzlichen Domänen in Zoeterwoude (2 Juli 1670). Sie war eine Tochter von JAN MEYNDERTSZ. VAN AECKEREN und HAESJEN JANSDR. VAN RHIJN; der Ehebund wurde in der Stille geschlossen am 24. Juli 1701. Bereits am 26. Dec. 1703 starb jedoch auch DEKKERS' zweite Frau.

Von seinen Freunden erwähnen seine Werke nur ABRAHAM CYPRIANUS und „den seer geleerden en door vele ondervindingen uitnemende Man de Heer L. SCHACHT SALIGER (eertijds seer

---

1) SURINGAR „De medische faculteit te Leiden op het einde der XVII[de] en in het begin der XVIII[de] eeuw" in N. T. van Gen, 1864, p. 568.

2) C. f. mein Buch „De Dokter en de ontwikkeling der geneeskunde" Tl. I. p. 87.

3) C. f. R. FRUIN, „Verspreide geschriften" Tl. I, p. 73.

vermaard Hoog-Leermeester der Medicyne tot Leiden, mijnen sonderlingen Goede Vriend".

DEKKERS stand als praktischer Arzt in hohem Ansehn und war sehr gesucht. Nach seinen Schriften zu urteilen war seine Erfahrung auch recht bedeutend, auch war er belesen. Sowohl in der alten als in der neuen Fachliteratur war er vollkommen zu Hause. Als Schüler von DE LA BOË SYLVIUS blieb die chemische Lehre bezüglich der Krankheiten [1]) nicht ohne Einfluss auf sein medizinisches Denken. Wenn er auch die Entdeckungen, Gedanken und Leistungen der an der Spitze stehenden Ärzte seiner Zeit zu würdigen wusste, so liess er sich doch nicht zu einer Unterschätzung desjenigen verleiten, was die Alten, vornehmlich die Antiken, zustande gebracht hatten. Heftig äussert er sich über diejenigen, die die alten Autoren glauben entbehren zu können. „Wie bedauerlich ist es," schreibt er, „dass die Schriften der alten Ärzte wie HIPPOCRATES, CELSUS, AËTIUS, AVICENNA, HALY u. s. w. in diesem naseweisen Jahrhundert von einigen nicht nur als völlig wertlos betrachtet, sondern sogar verachtet werden; ja, es gibt so schamlose Leute, die es für eine Schande halten, die Schriften dieser Männer zu lesen". („Hoe seer is het te beklagen" schreibt er, „dat de Schriften der Oude Genees-meesters als HIPPOCRATES, CELSUS, AËTIUS, AVICENNA, HALY enz. in deze Neuswyse Eeuw, niet alleen van sommige van geenderwaarde geoordeeld, maar selfs werden veragt; ja daar synder so onbeschaamd, dat sy oordelen het een schande voor haar te wesen, sodanige Mannen haar Schriften te Lesen"). Wenn er auch das Neue schätzte, so glaubte er doch vor übereilten Behauptungen und Erklärungen desjenigen, was die Klinik dem Ärzte vorwies, warnen zu müssen. Was die alten, erfahrenen, gelehrten Autoren nicht zu wissen und nicht durchgründen zu können eingestanden, hielten „einige Kleingelehrten, die vor Hochmut strotzten" für leicht genug zu durchblicken. Man schenke ihnen jedoch kein Gehör: „want haar stellingen, schoon zoo hoog geroemt, indien men die een weinig nauwkeuriger overweegt, zal men vinden, alleen in de Boekekamers en buiten ZIEKEN uitgedagt, te zijn, welke daarom van zelf vervallen,

---

1) C. f. mein Buch „De Geschiedenis der Geneeskunde" p. 213—215.

gelijk reets veele verdweenen zijn". („Denn wenn man ihre Lehrsätze, so hoch gerühmt sie sein mögen, etwas genauer überlegt, so wird man finden, dass sie nur in Büchereien und ohne die Kranken erfunden wurden und dadurch von selbst hinfällig werden, wie bereits viele verschwunden sind"). „Veele Hedendaagse leggen alleen daarop toe, niet dat zij haar stellingen met de waare en tot nog toe waargenoomen Praktijk, maar de Praktijk na haar stellingen tragten te schikken; het is dan geen wonder, dat dusdanige Geneeskundigen geduurig en meer en meer de waare Praktijk beletten, jaa dat zij, hierom, nog gelukkiger, nog veiliger, maar langzamer of geheel niet, zwaare Toevallen of langdurende Ziektens geneezen, schoon zij daar op pochen, dat zij alles klaar en onderscheiden begrijpen, niet anders als of zij alleen voor alle Wijs waren". („Viele Modernen legen es nur darauf an, dass sie ihre Lehrsätze nicht der wirklichen und bis dahin wahrgenommenen Erfahrung, sondern die Erfahrung ihren Lehrsätzen anzupassen trachten; es nimmt dann auch nicht Wunder, dass derartige Ärzte stets mehr die wahre Erfahrung hemmen, ja, dasz sie aus diesem Grunde weder mit besserem Erfolge noch sicherer, sondern langsamer oder garnicht ernste Anfälle und langwierige Krankheiten kurieren, obgleich sie sich was darauf einbilden, dass sie alles klar und deutlich begreifen, nicht anders als ob sie die Weisheit in Pacht hätten"). Ein Urteil, dem der Arzt-Historiker nur beistimmen kann.

DEKKERS war somit ein kritischer Mann und Verehrer der klassischen Autoren, vor allem des HIPPOCRATES, den er als „den grossen Alten Mann" oder „den ehrwürdigen Alten Mann" bezeichnet. Indessen war er kein Konservativer, der vor neuen Entdeckungen und Gedanken Abneigung empfand. Er war zwar Anhänger der Humoral-Pathologie, doch huldigte er dieser, wie bereits erwähnt wurde, in einer im Sinne seines Lehrmeisters SYLVIUS veränderten Form. Die Entdeckungen der Anatomie erregten sein Interesse und auf die Bedeutung der pathologischen Anatomie für Krankheitslehre und Klinik wies DEKKERS in seinen Vorträgen hin. Von Zeit zu Zeit berichtete er auch eine Section, zwecks Nachspürung der Krankheits- und Todesursache. Eine Entdeckung auf dem Gebiete der Semiotik muss sogar auf seinen Namen gebucht werden: DEKKERS hat als

erster die Kochprobe mit Urin unter tropfenweiser Hinzufügung von Essigsäure ausgeführt. „Ik kan niet voorbijgaan", sagt er „dat de wateren van de teringagtige en uitdrogende dikwijls klaar en doorschijnende zijn, en als seer rauw. Maar ik heb ook waargenomen, dat deze op het vuur geset, terstond melkagtig werden, ja na melk roken, en den smaak van soeten melk hadden; maar daar in een druppel of twe suren Azyn gegoten zijnde, en het dan in de koude lugt geset, dat dan terstond een wit stremsel, namelijk de kaasagtige delen na den grond sakten, en de olyagtige, of boteragtige deeltjes, boven op dreven, en het een soete wey, van de geseide deeltjes nu berooft zijnde, geheel geleek; waarom wij moeten besluiten, dat het so seer geen pis, als een helderen en seer ontdanen of wateragtige gyl of voedend sap is, en dat ook dikwils de menschen daar van in het korte sterven". („Ich kann nicht übergehen, dass das Wasser der an Auszehrung Leidenden und Austrocknenden oft klar und durchsichtig ist und gleichsam roh. Ich habe aber auch beobachtet, dasz dieses aufs Feuer gesetzt, sogleich milchartig wird, ja nach Milch riecht und den Geschmack süsser Milch hatte; nachdem man darin etwa zwei Tropfen sauren Essig gegossen und es dann an die kalte Luft gesetzt, dass dann sofort ein weisses Gerinnsel, nämlich die käseartigen Bestandteile, zu Boden sanken und die ölartigen, oder butterartigen Teile obenauf trieben und es völlig einem süssen Molken glich, von welchem die gesiebten Teile entfernt worden sind; aus welchem Grunde wir schliessen müssen, dass es weniger Piss ist als ein heller und sehr entstellter oder wässriger Chylus oder Nährsaft und dass die Menschen hierdurch häufig bald sterben"). Diese Stelle, auf welche LEUBE zuerst die Aufmerksamkeit lenkte, deutet somit DEKKERS als den Entdecker der Kochprobe auf Eiweis an, die folglich unrichtiger Weise DOMENICO CUTUGNO zugeschrieben wurde [1]).

Auch in der Geschichte der Tracheotomie wird DEKKERS' Name erwähnt. Bekannt ist, dass nach der Mitteilung von GALENOS [2]) die Öffnung der „Arteria aspera" bei heftiger Atemnot

---

1) ERICH EBSTEIN „Zur Entwicklung der klinischen Harndiagnostik".

2) „Opera omnia Galeni" (Kühn) Tl. XIV pag. 734, Caelius Aurelianus, „de morbis acutis".

zuerst von ASKLEPIADES (geb. 124 vor Chr.) ausgeführt wurde. Die Operation wurde ausführlich beschrieben von ANTYLLOS und PAULOS VON AEGINA [1]). VIDUS VIDIUS riet an, nach Öffnung der Trachea eine goldene oder silberne Röhre hineinzuführen, während Santorio zur Öffnung der Luftröhre ein troikarähnliches Instrument anempfahl, das er in die Wunde legen liesz. Ein derartiges Instrument hat DEKKERS abgebildet und beschrieben und zwar folgendermassen: „Een gevleugelt rond pijpje van silver gemaakt, een duim breed lang, tegelijk met een ronde gespitste naalde, waar mede de strot-opening zeer ligtelijk, ras en zonder eenig gevaar, aldrukkende en omdraajende in den Gorgel tusschen het derde en het vierde Kraakbeen kan te werk gesteld werden, en dan konnen die geene, welke een zeer swaare Angina hebben, aanstonds vrijer kunnen Aademhalen, welk gevleugelde pypje zo lang zonder de naalde werd gelaten, tot dat het geswel of is verdweenen, of van zelfs, of door het Lancet geopent, of de Angina geneesen; en het gaatje van het pypje wederom toegesloten zijnde, de zieke weer vry hunnen Adem halen konnen; als dan werd de wonde wederom ligtelyk, het gevleugelde pypje daar uit getrokken zynde, toe geheelt met Balzem Copaivae, van Peru en van Hypericon of Sint Janskruid gemengt, en met een Diapalm Pleister daarover heen gelegt". („Ein mit Flügeln versehenes rundes Röhrchen aus Silber, von der Länge einer Daumenbreite wird zugleich mit einer runden spitzen Nadel, mit welcher die Luftröhrenöffnung sehr leicht, schnell und gefahrlos unter Drücken und Drehen in der Gurgel zwischen dem dritten und viertel Knörpel ins Werk gesetzt wird, und dann können diejenigen, die an schwerer Angina leiden, sogleich freier Atem holen, welch mit Flügeln versehenes Röhrchen solange ohne Nadel gelassen wird, bis die Geschwulst verschwunden ist, entweder von selbst oder nach Öffnung mit der Lanzette oder die Angina geheilt ist; nachdem die Öffnung der Röhre sich wieder geschlossen, die Kranken wieder frei Atem holen können, wird die Wunde wieder, nach Herausziehen der geflügelten Röhre leicht verheilt mit Balsam Copaivae,

---

1) „Paulos von Aegina, des besten Arztes, sieben Bücher" (Berendes) pag. 495—6.

von Peru und Hypericon oder Johanneskraut gemengt und mit einem Diapalm-Pflaster überdeckt").

Auch noch ein anderes Mittel gebrauchte DEKKERS bei einer „zwelling in de keel" („Schwellung in der Kehle") mit „beswaarlijke ademhaling" (erschwerter Atemholung) nämlich die „inspuiting (in de keel) door een spuit van een afkooksel, alle quartier uurs of om 't half uur". (Einspritzung (in die Kehle) mittels einer Spritze mit einem Dekokt, alle Viertelstunde oder um die halbe Stunde). Von dieser Spritze wird eine Abbildung gegeben. Es ist „een syring of spuit van koper of tin gemaakt, met een pyp of buis als een bek omgekromt (aan welks uiteinde) zich bevinden gaten aan de zijden, op dat de vogt die 'er in is dies te beter na alle kanten geperst zijnde, daar door zoude uitvloeijen. Het voorste gat (is) toegestopt, op dat niet alle de vogt, die in de spuit is, op eenmaal te gelijk in de maag zoude werden voortgedreeven, en de beleedigde deelen naauwlijks geraakt werden" (eine Syringe oder Spritze aus Kupfer oder Zinn hergestellt, mit einer maulförmig gekrümmten Röhre (an deren Aussenende) sich seitlich Löcher befinden, damit die Flüssigkeit, die darin ist, desto besser nach allen Seiten gepresst würde und dadurch ausfliessen könne. Das vorderste Loch (ist) zugestopft, damit nicht alle Flüssigkeit, die sich in der Spritze befindet, gleichzeitig in den Magen getrieben würde und die angegriffenen Stellen kaum berührt würden).

DEKKERS berichtet einen Fall von drohender Erstickung, bei der diese Einspritzung mit grossem Erfolge angewandt wurde. „Want onmiddelyk na de zelfde, heeft de vrouw een zeer groote menigte van lymige en taaye quyl geloost, zynde met de hoogste walging aangedaan, maar egter heeft sy nooit gebraakt, en binnen een uur verhaalde sy, dat sy de ademhaling en doorswelging ligter, de benautheit voor 't hart minder, en de pijn veel ligter had gevoelt. Daar na hebben wij dikwijls in de swaarste Angina deze inspuiting gebruikt, met zodanigen voorspoed, dat ook zodanige Zieken in 't kort daar door zijn geneezen". („Denn unmittelbar nach derselben hat die Frau eine sehr grosse Menge leimigen und zähen Geifers ergeben, von grosser Übelkeit begleitet, doch hat sie niemals erbrochen und nach einer Stunde erzählte sie, dass sie das Atemholen und Schlucken leichter, die Beklem-

mung des Herzens weniger und die Schmerzen viel schwächer empfunden habe. In der Folge haben wir oft bei schwerer Angina diese Einspritzung benutzt, mit solchem Erfolge, dass auch derartige Kranken dadurch in Kürze kuriert wurden". Dass wir es in diesem Fall nicht mit einer Larynxstenose, sondern mit einem Kehlabszess zu tun haben, geht meiner Ansieht nach aus dem Krankenbericht deutlich genug hervor. Wir müssen uns hierbei auch der grossen Verwirrung erinnern, die bezügleich der „Angina" von HIPPOKRATES bis auf die neueste Zeit herrschte. Sowohl Krankheiten des Pharynx als des Larynx wurden unter dem Namen „Angina" zusammengefasst. Man verstand unter „Angina" eine die Luftwege verengende, von Schleim und Athemholenbeschwerden begleitete Entzündung der Kehle (Pharynx und Larynx). Es wurden drei Formen von „Angina" unterschieden: 1^0. eine, bei der weder in der Kehle noch auswendig etwas zu sehen war und bei welcher die Atemnot am grössten war, bis zur Orthopnoe, 2^0, eine, bei welcher eine Schwellung in der Kehle zu sehen war, 3^0 eine, welche nur oder vornehmlich auswendige Schwellung aufwies. Die erste Form war die gefährlichste, die dritte die am wenigsten gefährliche !) [1]).

Die Schrift, in der wir Obenstehendes antreffen, die „Genees-Konstige Oeffeningen", ist ein Buch über die allgemeine Therapie. Die verschiedenen Mittel, mit denen man den Patienten Hilfe verschaffen und die Krankheiten zweckmässig bekämpfen kann, werden darin angegeben und die Indikationen und Gegen-Indikationen der verschiedenen Methoden ausführlich besprochen. Für den Student und den Praktiker war es ein besonders geeignetes Werk. Die allgemeinen Auseinandersetzungen werden belebt durch Krankheitsberichte mit Beobachtungen aus DEKKERS' Praxis. Für uns sind diese Berichte in erster Linie von Wichtigkeit, weil sie uns den Arzt aus DEKKERS' Zeit in seinem Auftreten am Krankenbett deutlich vor Augen führen. Oft sind es nicht sehr eigenartige

---

1) C. f. „HIPPOKRATES Sämmtliche Werke" (FUCHS) Tl. I pag. 482, Tl. II. pag. 54, „Aulus Cornelius Celsus über die Arzneiwissenschaft" (Scheller-Frieboes) pag. 174—5; „Opera omnia Galeni" (Kühn) Tl. XIV pag. 733, Tl. XVIII A pag. 58; „Paulos von Aegina des besten Arztes VII Bücher" (Berendes) pag. 238; de „Cyrurgie van Meester Jan Yperman" (van Leersum) pag. 127—8; „de Chirurgie en de Opera van alle Wercken van Mr. Ambrosius Paré" (Battus).

Fälle, bald mit, bald ohne Resultat behandelt, denn DEKKERS ist ein ehrlicher Mann und verschweigt nicht sein Missgeschick. Es kommen aber auch Curiosa darunter vor. Einige dieser Krankenberichte, interressant an sich oder weil sie für jene Zeiten bezeichnend sind, teilen wir hier mit:

Zuerst eine für jene Zeit charakteristische Mitteilung über eine merkwürdige Heilung von Blindheit: „Ein Mann von achtundvierzig Jahren, gelehrt, gottesfürchtig, meistens Nacht und Tag in die Bücher vertieft, wird im Monat August von einer Art schwerem Schlag im Kopfe getroffen, wenn auch leicht, weswegen er ein oder zweimal in der Stunde eine leichte Priese gebrauchte, die ihm keine Erleichterung verschaffte, auch konnte er nach zwei bis drei Tagen weder lesen noch überhaupt sehen; seine Hausgenossen bemerkten, dass sein Gesicht grün, grau etc. war, was sie ihm sofort mitteilten; darüber sehr betrübt werdend, meinte er, dass er das emsige Bücherlesen nun aufgeben müsste; aber kurz darauf hat er über Kräfteabnahme, Schwäche u. s. w. geklagt; als der Arzt, der geholt wurde, seine Schwäche merkte, verschrieb er ihm eine Herz- und Kopfstärkende Konserve, und zwar eine Konserve von Melisse, Edelmajoran, Rosmarinblumen, Syrop von Bethynien, Amber de Grijs u. s. w., wovon er einige Besserung verspürte. Am folgenden Tag, als er mehr Kräfte hatte, wurde ihm eine Ader geöffnet, was Erleichterung besorgte: wie ich den Zustand aufs sorgfältigste untersuchte, vermutete ich, dass eine Verstopfung der Muskel vorliege, die das rechte Auge den Schläfen des Kopfes zuwendet, aus welchem Grunde ich auch folgendes Kräutermützchen, Kopfpillen und Schweiss erzeugenden gekochten Trank vorschrieb".

Die Vorschrift für das Kräutermützchen lautete folgendermassen: „nimm Blätter vom edelen Majoran, Rosmarin, Salbei, von jeder eine halbe Handvoll; Blumen von Rosmarin, Lavendel, von jeder ein Idugil; Gewürznelken drithalb viertel Lot. Geknetet und geschnitten mache daraus zwei Kräutermützen, die auswendig besprengt werden mit Geist von Rosmarin". Das Recept der Kopfpillen: „Nehmt von dem Klumpen Goldpillen, von Cochiarum von jedem ein halbes viertel Lot. Harz von Jalap, Tartar, Vitriolat von jedem ein Scrupel; Rosmarinöl vier Tropfen; mengt und

macht Pillen daraus in der Zahl von XXVIII und vergoldet sie".

Kompliziert war auch das Recept für den Schweisstrank: „Nehmt geschabtes Pockholz 5 Lot, Sassafras 6 Lot, Salsse Paril-Würzel 4 Lot; Angelica Würzel 7 viertel Lot; geschnitten, legt sie zusammen eine Nacht zur Weiche, fügt des Morgens bei: Blätter des edlen Majoran, Rosmarin, Salbei, von jeder eine Handvoll; Blumen von Lavendel, Rosmarin, von jedem zwei Pugillen [1]); kocht es in gut geschlossenen Gefässen in einer reichlichen Menge reinen Wassers drei bis vier Stunden, zu dem Durchgesiebten, dreihalbe Pint Flüssigkeit, fügt hinzu: Wasser der Königin von Ungarn dreihalb viertel Lot; flüchtiges öliges Salz ein und ein halb viertel Lot; Syrop von Rosmarin-Blumen, so viel als dazu gehört. Mengt und tut es in eine Flasche mit Korkstöpsel darauf." „Hiervon hat er morgens nüchtern vier Unzen zugleich warm eingenommen; und gut bedeckt brav geschwitzt, mit grosser Erleichterung; danach wurde ein grosses spanisches Fliegenpflaster hinters rechte Ohr gelegt und es wurde verhindert, dass die in die Haut gemachte Öffnung sich nicht schnell wieder schloss, mit Hilfe alles dessen er in kurzer Zeit wieder genas".

Ischias ist eine Krankheit, die der heftigen und hartnäckigen Schmerzen wegen, die sie verursacht, den Praktiker oft vor Schwierigkeiten stellt. Dass man in solchem Falle zu DEKKERS' Zeiten nicht vor rigorösen Mitteln zurückschreckte, beweist die folgende Mitteilung: „Ein gewisser Mann von Ansehen und sehr gelehrt, kaum imstande zu gehen oder seine Füsse zu bewegen, der den Rat vieler Ärzte und Chirurgen eingeholt hatte, alle in- und auswendigen Hilfsmittel (nämlich Pflaster, Bähungen, Einreibungen, obgleich die allerkräftigsten und voller alkoholischer Abzüge, betäubende und schmerzstillende Bäder u. s. w.) vergeblich angewandt hatte, wurde durch ein glühendes Brenneisen von der Dicke eines kleinen Fingers, das bis zum Knochen zu einversenkt wurde (nach Vorschrift eines sehr geschickten und wohlerfahrenen Chirurgen) völlig und in Kürze geheilt; obgleich diese Behandlung unserem Herzen unerträglich und grausam vorkam, ist sie dennoch infolge der Gewandtheit des erwähnten Chirur-

1) Pugillus = eine Fingerspitze.

gen so schnell ausgeführt worden, dass der Patient kaum über Schmerzen klagte, versichernd, er habe sogleich Erleichterung verspürt; und man vernahm täglich, dass aus der Wunde, so lange diese noch offen war, ein scharfes und leimiges Wasser ausfloss, und in kurzer Zeit ist der Kranke von allen Schmerzen und Leiden befreit und erlöst gewesen. Damit hinfort der erwähnte Mann nicht wieder von denselben Schmerzen ergriffen würde, hat er einige Jahre einen Fontanell auf seinem Bein getragen". „Dieses sehr kräftigen Heilmittels", fügt DEKKERS hinzu, „bedient sich hauptsächlich der sehr gewandte und durch vielerlei Erfahrungen sehr berühmte Chirurg Meister PIETER ADRIAANSZ. VERDUIN, der zu Amsterdam die Chirurgie mit grossem Lob ausübt, ja bis jetzt unerhörte und für unheilbar gehaltene Dinge kuriert er auf diese Weise in Kürze". Eine Abbildung der Operation begleitet den Bericht.

Merkwürdig ist der Bericht über ein Kind, das ohne Beine geboren worden und dessen „rechte und linke Hand wie Vogelkrallen gekrümmt waren". Das Kind litt, als es 3 Wochen alt war, an „einer Verstopfung der Nasenöffnungen und an Krämpfen oder Zuckungen", von denen DEKKERS es mit Erfolg kurierte. „Welches jetzt als Jünglung gut gefüllt und bärtig, von grosser und stattlicher Gestalt ist, soweit es den Oberleib betrifft und sehr schön und wohlgestaltet, so dass sie sich alle wunderten und es nicht glauben wollten, auch bezeugten alle, dass sie niemals einen schöneren Jüngling gesehen hätten; nach sechs Monaten habe ich ihn vor der Tür auf seinem Gesäss sitzend gesehen ohne Beine".

DEKKERS war ein eifriger Vertreter des Aderlasses am Anfang akuter Fieberkrankheiten. Bei einer Epidemie, die er in den Jahren 1685 und 1686 mitmachte, waren die Kranken, die er so behandelt hatte, gut weggekommen.

„Im Jahre 1685—1686 sind in diesen nördlichen Landschaften zahlreiche, doch wenig ausgesprochene, aber im Herbst und Winter sehr viele falsche Seitenschmerzen (Zydeween) aufgetreten, von denen manche anfangs von den meisten Kunstübenden nicht als Seitenschmerzen erkannt wurden, weil die gewöhnlichen Anzeichen von Seitenschmerzen (wie erschwertes Atemholen, der stechende Schmerz in der Seite, der Husten, das

Fieber, Rötung der Backen, besonders wenn sie etwas länger angehalten haben und ähnliches) in den vorhergehend erwähnten Anzeichen nicht wahrgenommen wurden; in den wenigsten Fällen waren alle Anzeichen richtiger Seitenschmerzen vorhanden, in den meisten wurden sie nicht wahrgenommen; bei einigen war nur ein dumpfer Schmerz in der Gegend des Schlüsselbeins, bald beim rechten, bald beim linken mit Husten vorhanden; bei anderen ein Schmerz unter den Schulter-Blättern oder einem derselben mit erschwerter Atemholung; aber keineswegs wurde sie mit Husten beobachtet; wieder andere klagten über einen heftigen Schmerz in den Lenden mit Husten; Andere über einen heftigen Schmerz unterhalb der Kehle mit erschwerter Atmung ohne Husten; diese nur über erschwerte und häufigere Atmung, mit heftigster Rötung der Wangen und Durst; aber jene, sowohl Männer als Frauen, klagten sehr stark über sehr grosse innerliche und äusserliche Schmerzen in der Brust, so dass sie diese kaum mit einem Finger zu berühren wagten; bei keinen dieser falschen Seitenschmerzen zeigte sich zu Anfang blutiger Auswurf, wohl aber habe ich solchen am Ende der Heilung wahrgenommen; alle hatten sie gleichzeitig Fieber". Wahrscheinlich also eine Influenza-Epidemie.

„Die meisten vornehmen Mediziner versuchten diese pseudo-Seitenschmerzen, oder diese Anfälle durch schweisserzeugende, vertreibende, öffnende und verdünnende, sowohl in- als auswendige Mittel ohne Aderlass zu überwinden, aber alles vergeblich, ja die Anfälle nahmen bei manchen täglich derart zu, dass sie innerhalb 4—5 oder 7 Tagen starben; aus welchem Grunde manche Ärzte, durch die Gefahr von anderen vorsichtiger geworden, einen leichten Aderlass sogar am Anfang für notwendig hielten, wonach sie auch sogleich Erleichterung verspürten, weswegen meistens der Aderlass 2 oder 3 Mal wiederholt wurde und zwar in grosser Menge mit der höchsten Wirkung; alsdann wurden nach dem Aderlass die schweisstreibenden Mittel vorgeschrieben".

Eine merkwürdige Volkskrankheit „das Hungrige Fieber" wird an anderer Stelle erwähnt. „Vor 7 oder 8 Jahren wurden viele in dieser Stadt von einem gewissen, fortwährenden hohen Fieber ergriffen, das mit Kälte anfing; solche Kranken wurden mit der

steigenden Temperatur von derartigem geradezu unerträglichen Hunger erfasst, dass die meisten gezwungen waren, Speise aufzunehmen; aber nachdem sie Speise, es sei trockene oder feuchte, zu sich genommen, steigerte sich der Hunger darnach noch von Augenblick zu Augenblick und von denen, die ihrer Begierde nachgaben, starben die meisten, wenn nicht alle: aber als die Wärme eintrat, verschwand die Esslust sogleich von selbst; diejenigen aber, die beim Auftreten der Kälte, obgleich sie von einem unerträglichen Hunger gequält wurden, garnichts zu sich genommen hatten, kamen alle wieder auf".

Bekanntlich hat man lange davon Abstand genommen den eingeklemmten Bruch zu operieren, obgleich die Bruchoperation sehr alt und bereits von CELSIUS beschrieben worden ist [1]. Erst im XVI. Jahrhundert scheinen einige talentvollere Bruchoperateure den eingeklemmten Bruch mit Erfolg behandelt zu haben und zwar mit Hilfe des Kaiserschnitts (FLORENTINUS VALLENSIS, MAUPAS im Jahre 1559). 1561 beschreibt PIERRE FRANCO die eigentliche Herniotomie, welche danach von PARÉ (1510—1590) mehr allgemein bekannt gemacht wurde [2]. Bei uns zu Lande scheint die Operation jedoch um 1600 noch nicht gebräuchlich gewesen zu sein. CAROLUS BATTUS sagt nämlich: „Es geschieht auch wohl (wie ich verschiedene Male gesehen habe), dass die Därme so gewaltig in den Beutel schossen, dass sich der Stuhlgang darin verhärtete und die Därme sich darin zu entzünden anfingen, sodass man sie nicht wieder hineinbringen konnte (wonach der Tod zu folgen pflegte)" [3]. Zu DEKKERS' Zeiten verhielt man sich einem solchen Unfall gegenüber nicht tatenlos, wenn auch noch zu viel Zeit mit nutzloser Pfuscherei verloren ging. Hiervon erhalten wir durch folgendes traurige Beispiel ein Bild: es betrifft eine 50-jährige Frau, die an chronischer Verstopfung und wiederholten Kolikschmerzen litt. Diese Kranke empfand nach einer Periode von heftigem Husten unerträgliche Schmerzen in der linken Leiste mit einem Geschwulst an der Stelle, Übelkeiten und Ohnmacht. Der hinzugezogene Arzt hatte eine

---

1) AULUS CORNELIUS CELSUS über die Arzneiwissenschaft (Frieboes-Scheller), p. 408/9.
2) FRIED. HELFREICH „Geschichte der Chirurgie" in „Handbuch", Tl. III, p. 266.
3) C. BATTUS „Handboeck der Chirurgijen".

Darmspülung und Bähung verordnet, welche der Patientin jedoch keine Schmerzerleichterung brachten. Ebensowenig konnte ihr der Chirurg helfen: alle seine Versuche, den Bruch hineinzubringen, misslangen. Dieser riet also, dass „man die Darmspülung und Bähung fortsetzte. Und so hat diese Unglückliche 4 fürchterliche Tage hintereinander dagelegen, ohne zu schlafen, mit den grössten Schmerzen, ja bisweilen mit Erbrechen gallartiger oder schleimiger Flüssigkeiten, ja auch wohl dreckartiger Stoffe". Noch verschiedene andere Ärzte und Chirurgen rief die Frau in ihrer Not heran, doch wussten diese ihr keinen besseren Rat zu erteilen. Bis auch DEKKERS und der sehr erfahrene Steinschneider N. SMALTSIUS erschienen und beide der Meinung waren, dass, wenn auch für die Rettung der Frau wenig Hoffnung vorhanden sei, „man lieber ein zweifelhaftes als kein Hilfsmittel anwenden müsse" und den Blutverwandten und der Frau vorschlugen, den Leib zu öffnen. Sie machten darauf aufmerksam, dass dies die „einzige Hoffnung auf Genesung sei, dass ihre Kräfte noch reichten, eine derartige Bauchwunde keineswegs tötlich sei, ja dass ein Aufschub gefährlich sei und die Operation eiligst ohne Gefahr geschehen könne, dass andernfalls der Darm leicht von dem Brand ergriffen werden könnte"(!) Mit Zustimmung der Kranken wurde endlich zur Operation geschritten und „hat Meister SMALTSIUS eine Öffnung bis in die Bauchhöhle sehr kunstvoll und mit sehr wenig Blutverlust ausgeführt, etwa 3 Fingerbreit von der Geschwulst entfernt, in der Nähe des rechten Muskels; als er seine zwei Vorderfinger der rechten Hand mit Öl eingerieben durch diese Wunde hineinbrachte, berichtete er sogleich, dass er die Därme durch ein enges Loch hervorgestossen fühlte, worauf er mit der Linken den Bruch oder die Geschwulst leicht drückend, ja gleichsam umdrehend, und mit der anderen Hand langsam ziehend, den Darm bald wieder hinein brachte". Obgleich Schmerzen, Übelkeiten, Erbrechen und Ohnmacht jetzt auch bald verschwanden, hat diese Hilfe der Frau nicht mehr nützen können: „am vierten Tage nach der Öffnung ist sie abends mit schwachem Fieber plötzlich gestorben". Es erwies sich dann auch bei der Obduktion, dass der Darm „von dem Brand ergriffen worden war". Ein besseres Resultat erzielte DEKKERS bei zwei anderen Frauen, die bereits Kot erbrochen und „nach der Ope-

ration (aber am dritten Tage ausgeführt) von derartigem Bruch auf dieselbe Weise befreit wurden".

Die Hundswut scheint im XVII. Jahrhundert recht häufig vorgekommen zu sein und beinahe alle medizinischen Autoren aus jenen Zeiten können in ihren Werken einige Fälle aus eigener Erfahrung mitteilen. Dr. DE BOER erzählt in seinem: „Ein Spaziergang durch eine Alt-Niederländische Stadt", dass der Strassenfeger vom Damm zu Amsterdam zugleich „Hundeschlächter" sei (pag. 68/9): „Die vielen Hunde sind oft eine wahre Plage; man wehrt darum nicht nur die grossen Hunde ab, indem man nur diejenigen zulässt, die durch einen Ring können, der an der Neuen Kirche befestigt ist, sondern man hält ausserdem bisweilen eine allgemeine Aufräumung. Dies geschieht vor allem in den Hundstagen: „da es den Herren des Gerichts täglich zur Kenntnis gebracht wird, dass manche Hunde innerhalb dieser Stadt mit der Wutkrankheit befleckt sind, und dass es in der Natur dieser rasenden Hunde liegt, den Menschen und andere Kreaturen zu beissen, was unausprechlichen Jammer, Streit und Kummer zur Folge hat, so geschieht es, dass sie darum anordnen und befehlen, dass nach morgen niemand Hunde, klein oder gross, inner- oder ausserhalb der Häuser wird halten dürfen". Dann wird der Hundeschlächter an die Arbeit gesetzt, „der täglich durch die Strassen gehen soll mit einer Keule in der Hand" und per Stück einen halben Stüber empfängt".

Ein populäres Mittel bei ausgebrochener Hundswut bestand darin, den Kranken unerwartet ins Wasser zu werfen und ihn dann natürlich wieder herauszuholen. Dieses Heilverfahren war damals schon sehr alt und wird uns bereits von CELSUS [1]) gemeldet. PARÉ hatte nicht viel Vertrauen zu demselben [2]), ebensowenig unser VAN BEVERWIJCK [3]). PIETER VAN FOREEST [4]) empfahl es jedoch und NICOLAAS TULP hebt den Effekt dieses ungewöhnlichen Mittels sehr in die Höhe in seinen „Observationes

1) AULUS CORNELIUS CELSUS „über die Arzneiwissenschaft" (Scheller-Frieboes), pag. 281.

2) „Die Chirurgie en de Opera van alle de Wercken van AMBROSIUS PARÉ" (BATTUS), pag. 599.

3) JOHAN VAN BEVERWIJCK „De Schat der Ongesontheyt".

4) PETRI FORESTII „Opera Omnia", Tl. I, pag. 442, 444.

medicae" (Lib. I, Caput XX); auch berichtet uns LEVINUS LEMNIUS von demselben, es sei zu seinen Zeiten sehr gebräuchlich gewesen. Sogar der grosse BOERHAAVE empfiehlt es in seinen „Aphorismen" [1]) als Prophylacticum zu Anfang der Krankheit an. Auch DEKKERS hat dieses Mittel bei einem Kranken erprobt und „die stärksten Nachbarn und andere Leute beauftragt, ihn rückwärts im Wagen sitzend zur See zu befördern: aber seine Wächter berichteten, dass er darauf ganz rasend wurde und je mehr er sich der See näherte, desto grössere Raserei erfasste ihn; er wurde dann 3 oder 4 Mal von den Seeleuten im Meere untergetaucht". Zwar hatte dieses Untertauchen einigen Effekt, denn „alle Anfälle kamen den Anwesenden gemildert vor; weswegen sie zusammen mit einem alten Seemann nach Leiden wieder zurückkehrten, welch letzterer vorausgesagt hatte, dass es nun vollständig besser mit ihm gehen würde". Den Tod dieses Patienten hat diese Behandlung jedoch nicht verhindern können; er starb am folgenden Morgen. Ein besseres Resultat erzielte das sofortige gründliche Ausbrennen der Wunde bei einem unmittelbar vorher gebissenen jungen Mann, der hierdurch von der Krankheit verschont blieb.

Eine eigentümliche Krankheit ist die „eines Schleimpfropfens des Herzens". Die Erscheinungen sind folgende: „alle, mit denen ich bis jetzt zu tun gehabt hatte, litten häufig an Herzklopfen, keuchten leicht, ja nach unbedeutendster Arbeit, einen Spaziergang oder ähnlicher Bewegung, wenn die Luft etwas mehr als gewöhnlich dick oder neblig ist, und sie sich dann etwas mehr, als sie gewohnt sind, bewegen; haben sie wenig oder kein Fieber, aber doch eilt ihr Puls etwas mehr, ist jedoch klein und etwas eingezogen (ingetrokken); ihr Wasser ist oft roh, bisweilen, nur selten rot, und dies besonders wenn sie alkoholische und flüchtige ölartige Dinge eingenommen haben oder nach heftiger Bewegung; sie leiden sehr oft an schrecklichen Träumen, sie schlafen bisweilen tief, werden aber häufig, wenn sie auf ihrem Rücken schlafen, von einem Alp gequält, sie fliegen auch schnell und erschreckt aus ihrem Schlaf auf". Schweisstreibende Mittel verursachen sogleich Beängstigungen. „Sie fal-

1) BOERHAAVE „Die Grundsätze der Diagnostik und Therapie" (LEVY), p. 171.

len leicht in Ohnmacht, weswegen die meisten die alkoholischen Herzstärkenden Mittel lieben". Scharfe Purgiermittel vertragen sie nicht, wohl aber milde Laxiermittel.

Gelegentlich einer Obduktion, die auf Wunsch der Patientin ausgeführt wurde, berichtet er folgendes gefunden zu haben. „Im Magen und den Därmen, insbesondere den dünnen, habe ich einen leimigen und zähen Schleim gefunden, aber im übrigen waren die Därme gesund, die Brust sehr gespannt, die Lungen normal, das Herz grösser als gewöhnlich und gewissermassen verhärtet, besonders dessen linker Teil; das rechte Öhrchen und die Höhlung des Herzens zwar normal, das linke Ohr und die linke Höhlung, sowie auch die grosse Schlagader von einem grossen Schleimpfropfen erfüllt" [1]).

Es wird ein Fall von hydrops der Tuba Fallopii bei einer Frau abgebildet, die Jahre lang über Amennorrhoe, „einen drückenden und schweren Schmerz im Seitenbauch und Spannung oberhalb des Schambeims, auch über einen noch täglich anwachsenden Schmerz" sowie über Schwellung des Unterleibs und „einige Härte in ihrem Seitenbauch, Hartleibigkeit, Durst und erschwerte Atemholung geklagt hatte. Die linke Fallopianische Trompete (erwies sich) so stark ausgespannt, dass die Umstehenden (bei der Obduktion) die Gebärmutter, die Blase u. s. w. nicht sehen konnten".

Bei Feststellung eines Steins in der Urethra empfahl DEKKERS „einen Schnitt an der Stelle, wo der Stein hängen bleibt". Auch berichtet er eine eigentümliche Art von Paracentese, ausgeführt von „dem berühmten Mann, dem Herrn JAN SMALTSIUS, Sohn des Herrn NOACH SALIGER (welcher in seiner Kunst sehr erfahren war, zu jener Zeit ein sehr berühmter Steinoperateur)". Es betraf eine 48 jährige Frau, Mutter von fünf Kindern,

---

1) Er ist wohl kaum nötig, darauf hinzuweisen, dass dieser „Schleimpfropfen", in der lateinischen Ausgabe „Polypus" genannt, ein agonales Produkt war, ebenso wie die anderen „Herzpolypen", die Sebastiano PISSINI in seinem Werk „De cordis palpitatione cognoscenda et curanda libri II" (1609), BAUHINUS, Bartholinus Tulp in den „Observationes medicae", FABRIZIO BARTOLETTI in seinem „Methodus in dispnoeam" und MARCELLO MALPIGHI beschrieben haben. Bereits TH. KERCKRING erklärte diese „Polypen" als agonale Erscheinungen (Spicilegium anatomicum" 1670 p. 145).

an allgemeiner Wassersucht leidend, gegen welche alle angewandten Arzneimittel sich nutzlos erwiesen hatten. Der Bauch war dermassen angeschwollen, dass die Hausgenossen fürchteten, „sie könnte auseinanderplatzen". Aus diesem Grunde riet ihr DEKKERS die „Bauch-Öffnung" an, welche von genannten Chirurgen „vorgenommen wurde nur mit einer krummen Nadel, länglich mit einem zusammen gedrehten Wollfaden, an einem Ende dünner, am anderen dicker, und zwar folgenderweise; mit seiner rechten Hand stach er die erwähnte Nadel 3 Fingerbreit vom Nabel und unterhalb desselben durch den Leib, und die Nadel, nachdem er den Teil des Quermuskels mit der linken Hand zusammengepresst hatte, vorwärtsschiebend, stach er wiederum durch den Leib; nachdem die Nadel abgeschnitten worden war, hat der Wollfaden das Wasser, das sich im Bauche befand, tropfenweise Tag und Nacht herausgelassen; denn während des Durchstechens sind wohl drei oder vier Unzen davon herausgeleckt; ich habe die Patientin weder klagen noch schreien hören, sie fragte nur, ob es bereits geschehen sei? Ich bin Euch zum grössten Dank verpflichtet, ich habe kaum Schmerz empfunden, ja es kommt mir vor, als ob ich bereits einige Erleichterung empfinde, soweit es die Spannung betrifft; in 24 Stunden beobachtete ich, dass etwa ein Liter Wasser herausgetröpfelt war, sobald weniger heraus kam, wurde der Draht von der dickeren Seite nach der dünneren zurückgezogen, und so hin und her". „Es schien alles nach Wunsch zu gehen, sie hatte täglich einmal Stuhlgang, der Puls war stark genug und sie hatte kein Fieber, sie behauptete täglich Erleichterung zu fühlen, aber am sechsten Tage abends gegen 9 Uhr bekam sie schwaches Fieber und dieselbe Nacht ist sie schnell und unerwartet gestorben".

Bekanntlich wurde der Tabak, nachdem er nach der Entdekkung von Amerika in Europa eingeführt worden war, anfangs ausschliesslich als Heilmittel, ganz zuerst bei Wunden und Geschwüren, aber später auch gegen alle möglichen Leiden gebraucht: sogar die Pest mit einbegriffen konnte das neue Mittel genesen! In unserem Lande verkündeten als die Ersten die Flamländer AEGIDIUS EVERART und DODONAEUS [1]) den Ruhm und die wunder-

1) R. DODONAEUS „Herbarius oft Cruydtboeck", AEGID. EVERART „De herba panacea".

baren Kräfte des Tabaks. JOHAN VAN BEVERWIJCK [1]) empfahl ihn als sehr geeignet für die Wundheilung. Schliesslich hat der famose Lobredner des „exellentste Kruyd Thee", CORNELIS BONTEKOE, auch den Tabak als ausgezeichnetes Mittel zur Verlängerung des Lebens und Bewahrung der Gesundheit [2]) gepriesen; FREDERIK VAN DER MYE [3]) und IJSBRAND VAN DIEMERBRROEK [4]) bezeichneten das Rauchen als ein vorzügliches Schutzmittel gegen die Pest, was uns nicht so sinnlos vorkommt. In späteren Zeiten (Ende des XVIII. Jahrhunderts) scheinen auch Einblasungen von Tabakrauch in den Mastdarm, u. a. bei Erstickung [5]), hartneckiger Verstopfung, Eingeweidewürmern, Bleivergiftung, eingeklemmtem Bruch, Ischurie u. s. w. [6]) versucht zu sein und berühmte Männer, wie DAVID GAUB und ANTON DE HAEN, gehörten zu den Lobrednern dieses Mittels, das noch von unserem C. B. TILANUS [7]) angewendet wurde, jetzt aber wegen der grossen Gefahr allgemeiner Vergiftung aufgegeben [8]) worden ist.

Ein merkwürdiges Beispiel eines Erfolges eines Klysma mit Tabakrauch beschreibt uns bereits DEKKERS: „Ein gewisser Edelmann", berichtet er, „von etwa 20 Jahren, der ungewöhnlich viel Früchte und zwar sehr gierig gegessen hatte, wurde etwa um die Mitte des Herbstes von Bauchkrämpfen, Hartleibigkeit, und zuletzt von unerträglichen Schmerzen in der Nabelgegend, die oft sehr spannend und bisweilen umdrehend waren, von Durst, Schlaflosigkeit u. s. w. gequält: aus welchen Grunde der herbeigeholte Arzt sogleich windbrechende Lavemente und einen Blähungen vertreibenden Trank vorschrieb, nach denen er weder Stuhlgang hatte noch Winde abgehen liess, die Schmerzen aber von Augenblick zu Augenblick derart zunahmen, dass der Kranke kaum noch Atem holen konnte; weswegen sogleich ein Aderlass am Fuss, aber vergeblich vorgenommen wurde; darauf liessen

1) J. VAN BEVERWIJCK „Heelkonste".
2) C. BONTEKOE „Verhand. wegens de deugden en kragten van den tabak".
3) F. VAN DER MYE „De morbis et symtomatibus popularibus Bredanīs".
4) J. VAN DIEMERBROEK („de Peste").
5) G. VAN EYSSELSTEIN „Die Methoden der künstlichen Atmung", pag. 26/28.
6) CABANÈS „Remèdes d'Autrefois", pag. 309.
7) B. J. STOKVIS „Voordrachten over Geneesmiddelen", Tl. III, pag. 369.
8) MAGNUS in „Eulenburgs Real-Encyclopaedie", Tl. X, pag. 653/654.

sie mit Zustimmung des ersten auch noch einen anderen Arzt holen und, nach gemeinsamer Beratung haben diese, eine Verschlingung befürchtend, eine warme Kompresse auf den Leib, ein schärferes Lavement, 3—4 Mal täglich auszuführen, und ein windbrechendes und öffnendes Dekoct, das zugleich abführend war, vorgeschrieben; aber nach allem diesen hat er weder Stuhlgang gehabt noch Winde gelassen; darauf hat er, auf Verordnung des Arztes, eine goldene Kugel eingeschluckt und der Aderlass wurde am anderen Fuss vorgenommen, und er hat die goldene Kugel noch ein zweites Mal eingeschluckt, ja, nachdem ausser verschiedenen inwendigen Arzneimitteln über 20 Lavemente vergeblich angewandt worden und er durch Aufstossen, Übelkeit, sogar Erbrechen gequält wurde, ist auf Anraten eines gewissen Freundes endlich das vorerwähnte Mittel zur Ausführung gelangt und nachdem der Tabakrauch in den Darm geblasen war, hatte er innerhalb einer Stunde Stuhlgang, auch liess er viele Winde und genas in kurzer Zeit".

Das Instrument, das abgebildet wird, besteht aus einer „hohlen Elfenbein-Dose, von innen mit Blech und Kupfer bekleidet, gefüllt mit geschnittenen Tabakblättern, die mit einer kleinen glühenden Kohle angezündet werden". An dem einen Ende der Dose befindet sich eine „biegsame Röhre aus Leder oder anderem Material verfertigt" mit einer „Elfenbein- oder Holzröhre, an mehreren Stellen durchbohrt", welche in den „Anus gesteckt wird". Am anderen Ende befindet sich ein Mundstück, durch welches ein Helfer durch starkes Blasen fortdauernd den Rauch zur Röhre hinbläst [1]).

Obiges glaubten wir über unseren DEKKERS berichten zu müssen. Er war kein Genie, wie sein etwas jüngerer College, dessen wachsender Ruhm Ärzte und Studenten nach Leiden strömen liess. Aber die Ehre, ein erfahrener und kritischer Kliniker gewesen zu sein, darf ihm nicht vorenthalten werden.

DR. E. D. BAUMANN.

---

1) Abbildungen der Tabaksklystiere, die in den Kisten der „Maatschappij tot redding van drenkelingen" (gestiftet 6 Aug. 1767) zu finden waren, gibt Mijnlieff in „Janus" 1909, pag. 883, 886.

VOLKSTÜMLICHE BILDER AUF DEM GEBIETE DER MEDIZIN IN DEN NIEDERLANDEN.

Dr. J. G. DE LINT.
Gorinchem (Holland).

Ausser den ärztlichen Bildern, die als Lehrmittel für Doktoren und Studenten dienen sollten, besonders diejenigen, welche man in medizinischen Werken findet und auszerdem einzelne anatomische Einblattdrucke, auszer diesen offiziellen Abbildungen auf medizinischem Gebiete, gibt es noch verschiedene Bilder, nicht speciell für Aerzte verfertigt, sondern zur Belustigung und Erbauung für die Laienwelt.

Wenn man die sogenannten historischen Atlasse durchblättert, findet man wiederholt medizinische Darstellungen, denen irgend ein historisches Ereignis zu Grunde liegt; auszerdem gibt es aber auch solche, die den Zweck haben, einen rein ärztlichen Fall gemeinverständlich zu machen. Es ist merkwürdig, dasz es solche historische Atlasse fast nur in Holland gab und gibt, soweit es wenigstens Privatsammlungen betrifft. Gewisz gibt es ja heutzutage in fast allen Kulturländern staatliche und städtische Bildersammlungen, worunter sich dann auch historische Abbildungen befinden. Aber dasz Privatpersonen sich eine Sammlung anlegen von Porträts, Bildern und anderen Stichen, nur um die Geschichte ihres Landes zu illustrieren, ist eine Tatsache, die man auszerhalb Hollands kaum kennt. Friedrich Müller teilt es uns mit in der Vorrede des ersten Bandes seiner Beschreibung der niederländischen historischen Stiche, Holzschnitte, u. s. w. (Beredeneerde beschrijving van Nederlandsche historieplaten door Frederik Muller, Amsterdam, 1863—1880), wie er vergeblich im Auslande nach Privatsammlungen Nachfrage gehalten hätte: man

wusste kaum was er damit meinte! Dr. Eugen Holländer schreibt noch im Jahre 1905, in der Vorrede seiner schönen Arbeit: „Die Karikatur und Satire in der Medizin" auf Seite 5 folgende Worte: „Die Sammlung des Materials hat einige Mühe bereitet. Lag die Schwierigkeit bei der: „Medizin in der klassischen Malerei" in der Beschaffung brauchbarer Aufnahmen, so muszten hier fast durchgängig die Originale aufgestöbert werden. Im Gegensatz zu den wohl katalogisierten Kunstwerken groszen Stils werden diese künstlerischen Erzeugnisse des Humors nicht in den öffentlichen Instituten und Kupferstichkabinetten gesammelt. Das Besitztum an fliegenden Blättern und Einblattdrucken dieser Art ist überhaupt äuszerst mager geworden, und so bedurfte es jahrelangen Suchens in den kleinen Antiquitätenläden am Seine-Ufer, an den holländischen Grachten und an der Themse, um diese zerstreuten Raritäten, deren Liebhaberwert übrigens in letzter Zeit rapide stieg, zu erwerben"

Wie kommt es denn, dasz Holland in dieser Hinsicht eine Ausnahme macht? Derselbe Friedrich Muller gibt uns eine Antwort, wenn er sagt: „Ich halte diese Art von Geschichtsstudium nur für möglich wegen der Blüthe der Mal- und Gravierkunst in unsrem Lande und nur erklärlich aus dem Umstande, dasz unser Volksleben sehr entwikkelt war, dasz hier bürgerliche Freiheit herrschte und aus dem Karakter des achtzehnten Jahrhunderts überhaupt". So ist es in der Tat, denn es ist eine bekannte Tatsache, dasz die Mal- und Gravierkunst in den Niederlanden um die Mitte des sechszehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert auf einer hohen Entwickelungsstufe standen und gewisz hat auch das Publikum solche Kunstprodukte gerne gekauft, wie schon daraus hervorgeht, dasz damals die holländischen Kupferstecher unzählige Bilder und Porträts verfertigt haben. Jedes, auch das gleichgültigste Ereignis gab Anlasz zu einem oder mehr Kupferstichen und diese Bilder fanden so viel Beifall, dasz dasselbe Bild jedesmal von anderen Verlegern in den Handel gebracht wurde, sodasz man auf demselben Bilde oft verschiedene Namen von Herausgebern findet. Der Name des ersten Verlegers wurde dann ausgemerzt und durch einen neuen ersetzt. Selbstredend konnte dann die Kupferplatte nach dem Gebrauch für die erste Auflage das Bild für die zweite nicht mehr so scharf reproducie-

ren, wodurch natürlich die Bilder ihre Schönheit einbüszten. Um diese Aenderungen bei den Gravüren unterscheiden zu können, spricht man von den verschiedenen Zuständen eines Kupferstiches, wozu denn auch die verschiedenen Probedrucke, vor der Unterschrift, u. s. w. gehören und wodurch der Preis eines Blattes sehr beeinflusst wird.

Das holländische Volk hat durch den Krieg mit Spanien und später durch die englischen Kriege lange Jahre in fortwährender Spannung gelebt, weil man nicht ahnen konnte, was die Zukunft bringen würde. Ist es denn zu verwundern, dasz das Interesse an den historischen Ereignissen von Jugend auf gepflegt, im Laufe der Jahre nicht abnahm und dasz man die bildlichen Vorstellungen jener Ereignisse zu einer Zeit, in der man noch nicht wie jetzt illustrierte Zeitungen besasz, gerne kaufte und bewahrte? Ist es nicht ganz leicht zu verstehen, dasz man die Bilder der Fürsten von Oranien, so innig verbunden mit der Geschichte der Niederlanden, die Porträts der Feldherrn und Admirale, die gegen den Feind gekämpft hatten, gerne aufhob? Auszerdem interessierte das Volk alles, was geschah, noch desto mehr, weil viele seiner besten Führer aus dem Volke hervorgegangen waren. Jedes Kind in Holland weisz noch jetzt, dasz ein Michiel de Ruyter als Knabe Seilerlehrling war und ein Jan van Galen seine Laufbahn als Matrose anfing. Aus der groszen Anzahl Bilder und Porträts ohne irgend einen Kunstwert, die aber doch viel gekauft wurden, können wir doch den Schlusz ziehen, dasz in den meisten Fällen nicht der Kunstsinn des Volkes der Grund seiner Kauflust war, sondern man kaufte weil man mitlebte mit den Ereignissen seines Landes.

Es gab damals kein Land, in welchem mehr Freiheit herrschte und das war der Grund, dasz man es wagte, mit der Feder und dem Stifte, durch Pampflete und Bilder die Zustände zu kritisieren. In keinem Lande war es möglich, so scharfe Schmähschriften drucken zu lassen, so stark persiflierende Stiche heraus zu geben. Später hat man den historischen Wert solcher Erzeugnisse des Volksgeistes schätzen gelernt als eine willkommene Fundgrube, um die Volksmeinung kennen zu lernen und dadurch oft unvermutet eine Erklärung der Handlungsweisen von Fürsten und Feldherrn gefunden.

Als ein Beispiel für die Behauptung, dasz solche Bilder mit lebhaftem Interesse gekauft wurden, teilen wir mit, dasz von dem entsetzlichen Morde der Brüder de Witt mehr als vierzig verschiedene Bilder gedruckt wurden.

Nach langer Zeit von Kampf und Streit kam Holland endlich zur Ruhe und auch hier bewahrheitete es sich, dasz grosse Zeiten grosse Männer schaffen. Durch die Gründung der Ost- nnd West-Indischen Kompagnie und den enormen Aufschwung des Handels war der Kaufmannstand zu grosser Blüte gelangt, ein Umstand, der wieder starken Einfluss ausübte auf den übrigen Teil des Volkes. So fand die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ein reiches und wohlhabendes Holland, bis auch hier das Sprichwort bewahrheitet wurde: „Rast ich, so rost ich" und in den letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts eine Periode von inneren Streitigkeiten und Unruhen anbrach, die mit dem Untergange von allem Reichtum und aller Kunst endigte. Gerade in diesen Jahren nahm jeder sich heraus, ein Urteil über alles, was geschah, zu fällen und die Zahl der Spottbilder, die in diesen Jahren erschienen, ist ausserordentlich grosz. Zu verwundern ist es also nicht, dasz auch die Aerzte sich in dieser Hinsicht bebeteiligten und dasz auch von einigen von ihnen Karikaturen verfertigt wurden.

Da nun auf vielen politischen Bildern auch ärztliche Verrichtungen und Gebrauchsgegenstände abgebildet sind, auf anderen ärtzliche Handlungen zum Gespött gemacht wurden und diese Vorstellungen eine gewisse Bedeutung haben für die Geschichte der Arzneikunde, und darum viel mehr die Aufmerksamkeit verdienen, als bis jetzt der Fall war, habe ich mir zur Aufgabe gemacht, in den nachstehenden Seiten einmal zu untersuchen, was man an Bildern, mit Vorstellungen von Aerzten und ärtzlichen Handlungen in Holland für das Volk herausgegeben, finden kann, welche ein gewisses Interesse für die Geschichte unseres Faches darbieten.

Ich möchte die Bilder in einige Gruppen einteilen:

1. Spottbilder politischen Inhalts, auf denen sich ärztliche Vorstellungen vorfinden.
2. Karikaturen von Aerzten.
3. Volkstümliche Bilder von pathologischen Fällen.

Als Anhang könnte man noch solche Bilder hinzufügen, auf welchen Kurpfuscher abgebildet sind und weiter noch einige wenige, die zur Belehrung des Publikums in den Handel gebracht sind. Die dritte Abteilung enthält die bei weitem gröszte Anzahl Abbildungen und zerfällt weiter in Unterabteilungen wie: Bilder, die besondere Krankheitsfälle, Blasensteine, abnorme Leibesgrösze, Monstra und andere körperliche Fehler darstellen.

Zuvor noch eine kurze Bemerkung über den behandelten Stoff. Der Begriff „Bild" ist ein sehr umfassender und gilt für alle Abbildungen, die man durch irgend ein Verfahren vervielfältigen kann im Gegensatz zu Gemälden, Aquarellen und Zeichnungen. Gewisz sind viele Gravüren Kunstschöpfungen und wollen auch so beurteilt werden, aber daneben verdanken viele Bilder ihr Entstehen dem Drange, irgend ein Ereignis der Vergessenheit zu entreiszen oder nur, mit der Herausgabe Geld zu verdienen. Diese letztgenannten Arten machen also keinen Anspruch auf den Namen Kunstprodukt und wir haben diese Kategorie Bilder „volkstümliche Bilder" genannt. Selbstredend sind aber auch unter den echten Kunsterzeugnissen solche zu finden, die Aerzte und ärztliche Handlungen vorstellen.

Holländer giebt uns in seiner Arbeit: „Die Medizin in der klassischen Malerei" zahlreiche Abbildungen von Radierungen und Kupferstichen bekannter Meister, Abbildungen, die vom ärztlichen Standpunkte interessant sind. Paul Richer hat in seinem bedeutenden Werke: „L'Art et la Médecine" viele Reproduktionen zusammen gebracht von Bildern, graviert nach Gemälden von Teniers, Ostade und Gerard Dou. Daniels sammelte in seiner Studie: „Docteurs et Malades" (Janus, Jahrg. V.) verschiedene Abbildungen, auf denen das Verhältniss zwischen Arzt und Patient vorgestellt ist und van Rijnberk zeigt uns in einem Artikel über Kurpfuscher in der niederländischen Bilderkunst (Nederlandsch Tijdschrift voor Geneeskunde, 1914.) verschiedene Abbildungen, die allerdings zu den Kunstbildern gehören.

Umgekehrt kann es vorkommen, dasz volkstümliche Vorstellungen doch einen gewissen Kunstwert haben, hat man doch öfters zu diesem Zwecke auch namhafte Künstler herangezogen. Trotzdem also die Grenze zwischen Kunstprodukt und volkstümlichem Bild nicht immer scharf zu ziehen ist, haben wir in dieser Arbeit

hauptsächlich diejenigen Bilder berücksichtigt, bei denen der Zweck vorlag, nur als volkstümliches Bild zu fungieren.

I.

Der Sinn für Humor ist im westlichen Europa immer grosz gewesen; politische Ereignisse und bekannte Personen boten denn auch eine dankbare Gelegenheit, um durch Karikaturen diesem Humor reichlich Ausdruck zu geben. Da in anderen Ländern die Pressfreiheit und die Ausübung der Kupferstichkunst viel beschränkter war als in Holland, sind zahlreiche Spottbilder von ausländischen Ereignissen erschienen, die in Holland gedruckt und von dort aus verbreitet wurden. Besonders Frankreich hat in dieser Hinsicht eine grosze Anzahl von holländischen Bildern ins Leben gerufen. Da die Geschichte der Niederlande in früheren Jahrhunderten wiederholt mit der Geschichte anderer Länder zusammenfiel, ja eine Zeit lang sogar beherrscht wurde von der Politik Wilhelms des Dritten, ist es nicht zu verwundern, dasz zahlreiche politische Karikaturen, in Holland herausgegeben, sich auf historische Ereignisse in anderen Ländern beziehen. In der Zeit, als Wilhelm der Dritte, König von England und zugleich Statthalter von Holland war, entstanden hier viele Bilder, die sich auf die Geschichte Englands bezogen. Und auch die Zeit des groszen Napoleon, als die niederländischen Interessen mit denen von fast ganz Europa zusammenschmolzen, gab reichliche Veranlassung zu zügellosem Spott.

Der Zweck einer solchen Karikatur war hauptsächlich, ein Ereignis zu karikieren oder eine Person lächerlich zu machen und dadurch die öffentliche Meinung zu beeinflussen. Um diesen Zweck zu erreichen, waren alle Mittel recht, freilich unter der Bedingung, ein anderes Milieu zu wählen, in dem sich die Geschichte abspielte. Je gröszer der Kontrast mit der Wirklichkeit war, um so grösseren Erfolg man erwarten konnte. Man bediente sich der sonderbarsten Vorstellungen, um den Gegensatz desto deutlicher hervortreten zu lassen. Ein beliebtes Mittel war z. B., die Menschen als Tiere vorzustellen, unter denen dann der Affe die Hauptrolle spielte. Aus diesem Grunde wer-

den noch verschiedene Bilderreihen das Affentheater genannt [1]).

Es lag auf der Hand, eine Person, die sich in groszer Schwierigkeit befand, mit einem Schwerkranken zu vergleichen und diese Vorstellung kehrt dann auch oft zurück. Am 27 Juli 1690 wurde ein Bild herausgegeben mit der Aufschrift: „Pantagruel Agonisant", auf dem Ludwig der Vierzehnte abgebildet ist, wie er auf einem Bette in den letzten Zügen liegt, während eine Nonne ihm Medizin darreicht und alles den Eindruck macht: der Tod wird bald eintreten. Die Unterschrift belehrt uns, dieser Zustand der Agonie sei eine Folge der falschen Todesnachricht Wilhelms des Dritten. Auch auf einem anderen Bilde sehen wir den französischen König im Bette liegen, umringt von vielen Aerzten. Der Sultan, als Doktor gekleidet, soll ihn klistieren, der portugiesische Arzt hat auch etwas zubereitet um ihm zu helfen, während der irische Doktor ihm den Puls zufühlt und den Urin aufmerksam beobachtet. Dieser ernste Zustand ist nach der Randbemerkung die Folge einer unerwarteten Nachricht aus Irland, wo Wilhelm der Dritte am 12 Juli einen Sieg über die vereinigten irischen und französischen Heere erfochten hatte bei Drogheda am Flusse Boyne in Irland. Zwei Jahr später kam ein Bild heraus zur Bespottung der beabsichtigten Landung von Jakob dem Zweiten, und dieses ist von medizinischem Standpunkte sehr interessant, weil es uns die Abbildung eines Bruchbandes aus dem Jahre 1692 zeigt. Fig. 1. Der Titel lautet: „Le docteur charitable" oder „De doktoor uyt liefde". Wir sehen zunächst Jakob, gelehnt gegen eine Säule, auf der ein Seegemälde abgebildet ist, rechts kommt der Doktor Penn und bietet ihm ein Bruchband an, eine Anspielung auf das Wort „descente" dasz Landung und Bruch bedeuten kann. Im Hintergrunde soll ein Mann auf einem Esel auch den Jakob vorstellen, während der Esel an seinem Schwanze zurück gehalten wird von Ludwig XIV. Der Reiz solcher Bilder lag oft in sehr wenig zarten Vorstellungen (fürs Publikum früher ja, ebenso wie jetzt, der Hauptanziehungspunkt!) und so sehen wir hier, wie der Esel

---

1) Abbildungen vom Affentheater findet man z. B. in: „Die Katikatur und Satire in der Medizin" von Dr. Eugen Holländer auf Seite 41; im: „Tafereel der dwaasheid" N°. 48, lachende Esopus, u. s. w.


LE DOCTEUR CHARITABLE.
DE DOCTOOR UYT LIEFDE.
Le Roy Iacque.
Ceste lecerde me fait peur
Et presage quelque malheur
Sy le Consfeil d'une homme sages
Neme garentit de lorages
Et nevient calmer mà douleur.
Le Docteur Pen.
Pour guerir de ce mal nouveau
Gardes vous bien d'aller sur l'eau
Faite plutôt un bonne ussage
De ce present c'est un bandage
Forgé par le fameux Moreau.
De Konink Iacobus spreeckt.
Sco niemant met syn raat my heeden komt verkwikken
Soo sal ik door myn breuk* op't laatste nog verstikken
Ey my de pyn is swaar ag: meesters kleen of groot
Help my indien gy kundt uyt dees bedroefde noot,
Docter Pen spreeckt,
Om u dees groote breuk* behendig te geneesen
Komt nimmermeer op Zee, wilt nooyt geen Iager weesen
Een breukbant dient u best, door Moreau gemaakt
Of anders 't ingewant uuyt het Lichaam raakt.

Figur 1.

aus Angst Faecalien deponiert. Und nun das Bruchband. Merkwürdigerweise ist dies ziemlich von derselben Form wie die Bänder, welche jetzt noch gebräuchlich sind, auch von Leder gemacht und mit einem Bande mit verschiedenen Löchern versehen. Es war gerade in der Zeit nach 1680, dasz man in Frankreich sich für die Brüche mehr interessierte, als, nach der Ankunft vom Prieur de Cabrières am französischen Hofe, der König selbst lebhaftes Interesse für diesen Gegenstand zeigte. Le Prieur de Cabrières behauptete, ein neues Mittel gegen die Brüche erfunden zu haben. Viele Menschen, die sich früher ihres Leidens schämten, verheimlichten es nicht länger, wodurch es den Anschein erhielt, alsob plötzlich die Anzahl der Bruchleidenden sehr stark vermehrt wäre. Das Mittel des Prieurs bestand in einer Art Salbe, die auf die Haut appliciert wurde, wonach man eine Bandage über die Salbe legte. Aber der Erfolg dieser Behandlung wird denn auch wohl auf einem gutanschlieszenden Bruchbande beruht haben. Jedenfals hatte seine Behandlungsweise die Verfertigung verschiedener Arten von Bruchbändern zur Folge und das Anbieten eines Bruchbandes auf dem Bilde war gewiss aktuell genug, um das Wortspiel auf die Landung von Jakob zu rechtfertigen.

Nur einige Wochen später, am 29 Mai nach der Seeschlacht am Kap La Hogue, erscheint wieder ein Spottbild, eine Handlung vorstellend, welche man am liebsten nicht öffentlich vornimmt. Ludwig XIV sitzt als Ausrufer von Versailles in starker Beklemmung mitten auf dem Bilde in einem Stuhle, an dessen Füssen eine Ratte nagt. Ein Engländer hält ihm einen Spucknapf vor und links steht ein Holländer, bereit ihn zu klistieren. In dem Verse, diesem Bild hinzugefügt, lesen wir, dasz die Absicht vorlag, ohne Aderlass all sein eingeschlucktes Blut wieder heraus zu befördern. Eigentümlich ist das sehr grosze Modell der Klistierspritze. Ueberhaupt findet man viele Abbildungen von diesem Instrumente auf Spottbildern aus der damaligen und aus späterer Zeit, z. B. auf einer Karikatur, um die Türken zu bespotten nach der misslungenen Belagerung von Wien (1683), ein Bild mit dem Titel: „Advuis des médecins pour la grande maladie du grand sultan et les remêdes de le guerrir bientôt". Um den Sultan, der zu Bette liegt, stehen verschiedene Aerzte, der Eine beobachtet seine Zunge, der Andere fühlt seinen Puls, der dritte

hat eine Bombe in der Hand, um die Pestilenz zu vertreiben und der vierte untersucht das Wasser. Neben dem Herzog von Lotharingen, abgebildet als der Doktor, der den Puls fühlt, steht der Kaiser mit der Klistierspritze, welche eine ähnliche Form hat wie auf dem Bilde von Versailles, aber nicht so grosz ist. Auszerdem ist auf diesem Bilde ein Möbel zu sehen, nicht so oft auf Bildern zu finden und für die Krankenpflege in früherer Zeit unumgänglich, nämlich ein „Nachtstuhl", in der Unterschrift „königlicher Stuhl" genannt. Der Gegenstand hat die gewöhnliche Grösse, wie man sie auch bei den Jetzigen findet; das Königliche soll zum Ausdruck kommen in den zierlichen und geschwungenen Linien der Füsse. Die Einrichtung dieses Möbels war folgendermassen: man stellte einen Nachttopf unten auf den Boden und einen viereckigen Tisch von der Höhe eines Stuhlsitzes darüber. Im Tisch war eine runde Oeffnung, welche mit einem Deckel abgeschlossen werden konnte. Auf dem Bilde ist als Parodie der Turban des grossen Herrn für den Pot de chambre gebraucht.

Diese Abbildungen von medizinischen Gebrauchsartikeln sind schon darum interessant, weil man sie vergeblich in den medizinischen Büchern suchen wird. Eine Ausnahme macht die Abbildung von einem Manne, der sich selbst klistiert im zweiten Teile von der holländischen Uebersetzung vom „Armamentarium chirurgicum" des Johannes Schultetus aus dem Jahre 1747 (Seite 568). Auch hier ist ein Nachtstuhl zu sehen, der aber nur aus einem Tische besteht ohne Oeffnung in der Oberplatte und allein diensttauglich, um das Nachtgeschirr darauf zu stellen und es also ganz in der Nähe zu haben. Dieselbe Einrichtung findet man auf Tab. XXIV desselben Buches, nur sind hier die Füsse des Tisches zierlicher ebenso wie beim Nachtstuhle des Sultans. Ein Spottbild in Bezug auf Maria Theresia „verfolgt von Frankreich, Preussen, Bayern, Polen, aber gerettet durch das ungarische Heer", zeigt Maria, wie sie auf einem Nachtstuhl sitzt. Das Möbel hat eine runde Form, etwa wie ein Zylinder mit einem Deckel, wie man sie jetzt noch bisweilen als Verpflegungsartikel gebraucht.

Auszer dem Krankenbette wurde auch die Apotheke manchmal auf Spottbildern abgebildet, um in diesem Milieu verschiedenen

Personen Arzneimittel verabreichen zu können, Arzneimittel, welche eine politische Bedeutung hatten. Im Jahre 1695 erschien ein Almanach mit einer solchen Vorstellung. In der Apotheke sind beisammen: „Le Hongrois, L'Anglois, Le Patin L'Hollandois, Le Savoyard, L'Allemand, Le Liégois, Brandenburg et L'Espagnol. Seitwärts von der Tür sind verschiedene Medaillons aufgehängt, auf welchen für die verschiedenen obengenannten Personen Arzneimittel angezeigt sind: „Pour les Allemands une potion cordiale pour adoucir les parties que d'Orange a gradées,

Pour les Espagnols essence admirable pour rabattre les fumées qui s'élèvent du cerveau et qui font faire des rodomontades à contre-temps,

Pour le prince d'Orange, confection merveilleuse pour fortifier le coeur et pour empêcher de laisser prendre les villes avec tant de tranquilleté,

Pour les Hollandais eau caustique pour dissoudre les plus fortes chaînes et pour réveiller les esprits pesants de l'aveugement où ils sont,

Pour les Savoyards remèdes anodins pour faire doucement recouvrir les forces qu'on a perdues."

Das Bild zeigt die Abbildung verschiedener Töpfe und Flaschen zur Aufbewahrung von Arzneimitteln und einigen Apparaten, wie sie zur Destillation gebraucht wurden nebst einem groszen Mörser auf einem Fuszgestell.

Auszer der Apotheke wurde auch die Barbierstube als Versammlungsort für die Aerzte gewählt und auch hier die Gelegenheit geboten, um ebenso wie am Krankenbette Patienten zu behandeln. Nach der Schlacht von Duins am 18 Febr. 1639 erschienen in Bezug auf die Spanier verschiedene Spottbilder. Eins trägt den Titel: „In der grossen Barbierstube". Wir sehen da ein Zimmer mit vielen Scheerbecken im Hintergrunde nebst verschiedenen Instrumenten, eine Eidechse und Töpfe aller Art und Grösse. In der Stube sitzt, mit einer Eule auf dem Kopfe, S. Diego Grand Maestro de Castillano, der an der Wassersucht leidet und die Flotte von Duins ausspuckt. Frans Curgien hat ihm die Adern geöffnet und von hinten wird er viele „Patacons" los, die in einen zerrissenen Sack fallen und daraus wieder als Reiter und Soldaten zum Vorschein kommen. Der Schwitzdoktor reicht ihm

ein Getränk um zu schwitzen und ein holländischer Matrose bietet ihm eine Schüssel mit Pomeranzen an. Hier also die Vorstellung eines Aderlasses, ein dankbares Thema, um als Parodie zu gebrauchen, da es wie die Purgation und das Erbrechen dem Patienten Linderung verschaffen sollte.

Bilder mit sich erbrechenden Menschen findet man auch in der Serie Spottbilder, von den Franzosen herausgegeben gegen die Holländer im Jahre 1672 und 1673. Auf einem dieser Bilder „Le mal incurable" sitzt ein Holländer, der verschiedene Städte ausspeit.

Ein sehr komisches Bild mit einer Vorstellung, wie man damals ein Klistier gab, erschien im Jahre 1742, und bezieht sich auf die Niederlage der Franzosen durch die Ungarn. In der Mitte eines Zimmers liegt ein Franzose mit Reiterstiefeln an den Füssen mit entblössten Nates auf einer Ruhebank. Ein Ungar giebt ihm ein Klistier und neben ihm steht eine Schachtel mit Wiener Pulver und eine Flasche mit der Aufschrift: „Brechmittel". Die Klistierspritze ist hier viel kleiner als auf den Abbildungen von 50 Jahren früher. Uebrigens ist die Form dieselbe, aber was am meisten auf diesem Bilde auffällt, ist die eigentümliche Haltung des Patienten, der vornüber auf einer Bank liegt, eine Stellung, die für den Delinquent vom Keuschheitsstandpunkte weniger angenehm sein musste. Ebenso wie das bekannte Bild aus der: „Bondige Verhandeling van de Voortteeling en 't Kinderbaren" von Jansonius uns zeigt, wie während des Gebärens sowohl der Leib der Frau als auch die Hände des Geburtshelfers mit einem Tuche bedeckt wurden, so wurde bei der Anwendung eines Klistiers der Körper so wenig wie möglich entblöszt. Schamgefühl gab die Veranlassung zur Erfindung von Instrumenten, mit denen man sich selbst klistieren konnte. Ambroise Paré hat eine solche Spritze abgebildet und auszerdem eine „Siringe", wie man auf dem Bilde des klistierten Franzosen sehen kann. Der Höhepunkt von Pruderie in dieser Hinsicht ist wohl erreicht von Madame de Maintenon. Franklin (L'Hygiène, Seite 71.), der die Zeit von Ludwig XIV „Le siècle des clystères" nennt, erzählt wie Madame de Maintenon die Namen clystère und lavement nicht anständig fand und wie man in ihrer Gegenwart nur von „Remède" sprechen durfte.

Während auf den bis jetzt besprochenen Bildern ein Fürst oder ein personnifiziertes Land bespottet wurde durch die Vorstellung des Erbrechens oder des Purgierens, war ein anderes beliebtes Mittel, um denselben Zweck zu erreichen, die Abbildung eines Wahnsinnigen. Von ärztlichem Standpunkte sind solche Vorstellungen sehr wichtig, weil sie uns ein deutliches Bild zeigen von der Weise, wie man damals mit solchen unglücklichen Patienten umsprang und wie die Wahnsinnigen derzeit grausam behandelt wurden.

Das Jahr 1674 gibt uns verschiedene Spottbilder, die sich auf den Bischof von Münster beziehen nach dem Frieden mit England und auf die Verhaftung von Prinz Wilhelm von Fürstenberg. Die Unterschrift auf einem Bilde, auf dem der Bischof aus dem Fenster einer Irrenanstalt herausguckt, lautet; „Der Bischof Rasend aus dem Traum erwacht durch den Zug des Herrn Rabenhaupt, spricht im Narrenhause sitzend". Mitten in einer Gesellschaft steht ein kleines viereckiges Gebäude, etwas höher als Mannslänge aufgebaut aus schweren Steinen, nur an einer Seite befindet sich ein kleines Fenster, an einer anderen Seite eine schwer verriegelte Tür. Diese Zelle ist der Aufenthalt des Wahnsinnigen, wobei das Isoliersystem angewendet ist. Die Abbildung ist gerade darum so merkwürdig, weil wir diese Art des Isolierens der Irren auf zahllosen anderen Bildern aus viel späterer Zeit auf ganz dieselbe Weise angewendet sehen. Mehr als zwei Jahrhunderte später kommt ein Spottbild heraus, das sich auf die Verbannung Napoleons bezieht und den Titel führt: „Das Narrenhaus". Hier sitzt der grosze Kaiser in einem, aus groben Steinblöcken aufgebauten Häuschen von derselbe Form wie auf dem Bilde vom Jahre 1674; nur ist die Einzelhaft hier noch strenger durchgeführt, da die Zelle ganz von Wasser umringt ist und eine Schildwache sich in der Nähe befindet. Neben dessen Gewehre stehen folgende Worte: „Dieser Narr muss gut bewacht werden, sonst wird er gefährlich!" Um es noch deutlicher zu machen, dasz ein Wahnsinniger sich in der Zelle befindet, hat der Zeichner über dem vergitterten Fenster noch die Ziffer elf hingesetzt!

Die beliebteste Vorstellung einer Consultation von Aerzten findet man auch auf einem Spottbilde mit Bezug auf Napoleon: „Napoleon nach der Insel Elba in Beratschlagung mit fremden Doctoren".

Ein englischer Arzt guckt mit bedenklicher Miene in die abgezogene Hose Napoleons und ruft aus: „Ei, sieh, das Herz in der Hose!" Die anderen Aerzte stehen mit erschrockenen und bedenklichen Gesichtern und geben den folgenden Rat: „Das Brechmittel wirkt von unten und von oben, hätte er nur einen Aderlasz zugelassen".

Ein anderes holländisches Spottbild gibt uns Napoleon zu sehen, wie er auf einem Krankenbette liegt. Auch hier sind die verschiedenen Länder als Aerzte vorgestellt, die alle einen guten Rat zu erteilen beschäftigt sind. Der König von Preussen fühlt den Puls, England gibt Arzneimittel, Oesterreich gebraucht die Klistierspritze, Russland giebt blaue Pillen als Abführmittel, welche er jedoch weigert einzunehmen. Baiern schlieszt ihm die Augen und Holland fragt nach den Begräbniskosten.

Im Jahre 1698 sind in Holland verschiedene Spottbilder erschienen, die sich alle auf Jakob II, den Prinz von Wales, Ludwig XIV und das Pabsttum beziehen und beabsichtigen, Wilhelm den Dritten zu ehren und zu verherrlichen nach seiner Krönung zum König von Grosz-Brittanien. Alle diese Bilder sind in grosz folio graviert im Stile von Romein de Hooghe und haben auszer einer holländischen Unterschrift auch noch eine Uebersetzung derselben in die französische und englische Sprache. Auf einem dieser Bilder: „Arlequin Deodat und Pamirge Hypochondriaques" (von Fr. Muller beschrieben unter Nr. 2754.) sind verschiedene Situationen auf dem Gebiete der Heilkunst abgebildet. Dieses Bild bezweckt eine Anspielung auf den untergeschobenen Prinzen von Wales, der in Wirklichkeit das Kind eines Müllers gewesen sein soll. Die Königin von England liegt zu Bett, ein Pater fühlt ihr den Puls und zu Füszen sitzen zwei Frauen, die das neugeborene Kind mit einer kleinen Mühle in der Hand, auf dem Schosze halten. Die eine hat einen Beutel mit Geld neben sich und die andere Frau ist mit kleinen Mühlen verziert, während sie zwei Finger vor den Mund halten zum Zeichen des gegenseitigen Stillschweigens. Vor dem Bette steht ein Hanswurst, der Deodat (Ludwig XIV.), gepanzert und bewaffnet ist er im Begriffe, sein Schwert zu ziehen, aber der Werkführer (Wilhelm III.) verhindert diese Bewegung. Neben ihm steht der deutsche Arzt mit einem groszen Buch unterm Arm und untersucht mit

ernster Miene ein Wasserglas. Die Unterschrift nennt ihn die Hauptperson. Wie auf den meisten Bildern von Romein de Hooghe ist auch hier auszer zahlreichen Personen für reiche Ausstattung gesorgt und hat alles auf dem Bilde seine allegorische Bedeutung. Zwei Gemälde an der Wand im Zimmer der Wöchnerin stellen merkwürdige und schwierige Entbindungen vor: „Pallas ex cerebro Jovis nata" und „Bacchus ex femore Jovis natus" zeigen ebenso unwahrscheinliche Geburten aus Kopf und Hüften eines Mannes, wie die des Prinzen bei der Königin von England.

So wären noch viele Bilder zu nennen, die auf politischem Gebiete als Karikaturen eine Vorstellung von Aerzten und Patienten bringen. Ich nenne nur noch ein einziges Bild, auf dem nun nicht ein Kranker, sondern ein Sterbezimmer abgebildet ist. Das Bild stellt symbolisch die Aufhebung des „Ewigen Edikts" vor in Folge des Anbietens der erblichen Statthalterwürde an den Prinzen von Oranien am 2 Febr. 1674. Nach Art eines Begräbnissbriefes lautet die Inschrift: „Wert UE ter begrafenis gebeden". In der Mitte des Bildes ist ein baufälliges Häuschen abgebildet, in welchem das „Ewige Edikt" zu Bett liegt, umgeben von vielen Personen, die alle in der Beschreibung unter dem Bilde angedeutet werden. Auf beiden Seiten dieser Vorstellung ist das Bild mit einer Menge symbolischer Schilderungen versehen und so ist rechts unten zu lesen: „Hier wird Driakel verkauft". Alle Ingredientien, um diese berühmte und berüchtigte Arznei zu verfertigen, sind anwesend, die Natter nicht übersehen.

II.

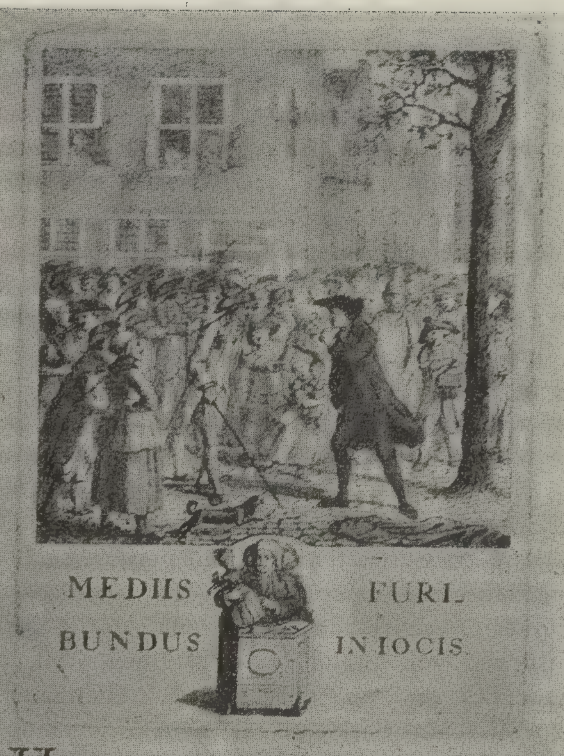
Haben die bis jetzt besprochenen Bilder den Zweck, vornehme Personen oder ganze Länder zu persiflieren, so ist die Zahl der Karikaturen von Privatpersonen auch nicht gering und unter diesen sind einige geradezu auf Aerzte gemünzt. So gibt es einige Bilder des Arztes Johannes Le Franc von Berkhey, der sehr Orange gesinnt war und in der sogenannten Patriotenzeit kein Blatt vor den Mund nahm, sondern ein heftiger Parteimann war. In Leiden, 1729, geboren, wo sein Vater Wollhändler war, wurde er von seinem Groszvater mütterlicherseits erzogen. Dieser war der Kunsthändler Berkhey, der ihn für den Handel in Ge-

mälden und Raritäten bestimmte. Aber der junge Mann liebte das ihm aufgezwungene Fach nicht. Die Anatomie hatte sein ganzes Herz und am 22 September 1747 liesz sein Oheim ihn denn auch als Student der Medizin in Leiden immatrikulieren. Er kam mit dem Studium nicht schnell vorwärts und seine freie Zeit gebrauchte er viel zum Secieren und Ausstopfen von Vögeln und allerlei anderen Tieren. Schlieszlich machte er im Jahre 1760 doch sein Doktorexamen. Er liesz sich nieder als Arzt in Amsterdam, aber da er keine Praxis bekam, ging er wieder nach Leiden zurück, wo er sich besonders mit Naturgeschichte befaszte. Als Resultat dieses Studiums gab er ein groszes Werk heraus: „Natuurlijke historie van Holland (Amsterdam, 1769—1778)" was seine Ernennung als Lector in der Naturgeschichte in Leiden zur Folge hatte. Berkhey war ein leidenschaftlicher Anhänger der Oranier und auf einer groszen Lithographie von Berghaus, gestochen nach einem Bilde von Jelgerhaus (1785), wird er abgebildet, wie er an einem Tische sitzt, auf dem ein Brustbild Wilhelms des Ersten steht, während Berkhey eine Natter mit Füszen tritt, welche die patriotische Partei vorstellt. In Rotterdam wohnte damals eine Muschelhändlerin, Kaat Mossel genannt, eine sehr bekannte Person durch ihre Liebe zum Hause der Oranier; in Leiden war es ein Bäcker, Trago, der aus demselben Grunde allgemein bekannt war. Am Geburtstage des Prinzen (8 März) im Jahre 1784 hatte Berkhey sein Haus illuminiert und auf einem Flosz, seiner Wohnung an einem Graben gegenüber, eine Gruppe von Puppen aufgestellt, unter denen sich der Prinz von Oranien und die obengenannte Kaat Mossel mit Trago befanden. Daraufhin erschien eine Gravüre, um diese Schaustellung zu verhöhnen. Vor einem Fenster steht Berkhey, der nun der Puppenmann genannt wird, mit Kaat Mossel, während vor ihm eine andere Puppe, im Begriffe umzufallen, den Prinzen Wilhelm den Ersten darstellen soll. Ein zweites Bild erschien kurz darauf, als Kaat Mossel am 10 Juni nach Leiden gekommen war, wodurch die Spannung zwischen den Parteien so sehr zunahm, dasz auf der Strasze Schlägereien entstanden. Berkhey, der ausgegangen war, wurde auf der Rapenburg in der Nähe der Universität von einer Bande Patrioten angefallen, die aus dem Nonnensteg kamen und ihn jämmerlich verprügelten. Auf dem Bilde sehen wir Berkhey

mit einem Spitzhut auf dem Kopfe, sein Mantel liegt auf der Erde, ein Mann mit einem langen Rocke schilt ihn aus, während von allen Seiten Männer, Frauen und Kinder ihn verhöhnen, ja ein kleiner Hund ihn sogar anbellt und die Bewohner des Eckhauses, der Universität gegenüber, ihre Fenster öffnen, um zu sehen, was der Lärm auf der Strasze bedeutet. Darunter stehen die Worte: „Mediis Furibundis in Jocis" (Fig. 2) und zwischen diesen Worten befindet sich die Abbildung eines Mannes in einem Kinderstuhl, der mit einer Puppe spielt, womit wieder, dem darunter stehenden Verse zufolge, Berkhey gemeint ist. Die Verse gehören nicht zu den schönsten Äusserungen der Dichtkunst, sind aber bezeichnend für meine Behauptung im Anfange dieser Abhandlung, dasz in Holland eine Freiheit bestand, die es ermöglichte, die gröbsten Beschuldigungen straflos im Druck erscheinen zu lassen; auszerdem verdeutlicht dieses Paar Bilder sehr gut die Tatsache, dasz selbst unbedeutende Ereignisse radiert wurden und diese Stiche hinlänglich Käufer fanden, sonst wäre nicht so kurz nach dem ersten ein zweites Bild erschienen.

Auch verschiedene andere Spottbilder aus dieser Zeit zeigen die Abbildung Berkheys, z. b. ein Bild des Begräbnisses des Herzogs Ludwig von Braunschweig Wolfenbüttel, wo Berkhey mit der Nummer „36" angedeutet wird; weiter noch ein Porträt Tragos, auf welches Berkhey mit seinem Freunde Luzac und Doktor Izaak Bilderdijk (der Vater des bekannten Dichters Mr. Willem Bilderdijk) im Gespräch vorgestellt wird.

Die allegorischen Bilder mit Bezug auf Mediziner sind selten. Im Jahre 1732 erschienen in Amsterdam sechs Bilder, welche sich alle auf die Absetzung von acht Zunftmeistern der Chirurgengilde daselbst beziehen, wegen Verschwendung von Geldern der Witwenkasse dieser Gilde. Zahllose Gedichte, das eine schändlicher und ekelhafter als das andere, sind dieser Geschichte wegen gedruckt und für die Nachwelt erhalten geblieben in zwei Gedichtsammlungen mit den Titeln: „Alle de Lauwerkransen, gevlochten om de Hoofden der voornaamste Chirurgyns" und „De kwijnende Amsterdamsche Heelkonst". In dem ersten Buche ist die Karikatur zu finden. In einem Saale, die Zunftkammer (derzeit in einem Hause am O. Z. Voorburgwal, dem jetzigen Rathhause gegenüber) sitzen die neuen Zunftmeister



Hoe, Leydens Warmond, hoe, men tergt u VRANK EN VRY?
Daar legt de Lector al! help, Trago, ſta hem by,
Of anders moet uw vriend, de POPPEMAN, hier Sneven!
Neen, blyf, zyn krage herleeft, hy ſteld zig in de Bres,
En taſt in gramſchap, naar 't ORANJEMOSSELMES,
Om aan zyn weerparty een roode veeg te geven;
Maar Overmagt verwint, en loont zyn moed met hoon:
Zy kroont hem met een kap-een kakſtoel word zyn troon.
Schenk Leydenaar! meer gunſt aan Hesjes oude trooſter,
En maakt hem Priör van het vrouwlyk Poppen Klooſter,

Figur 2.

um einen Tisch, während vier der abgesetzten Vorsteher mit Säcken voll Geld im Arme davonlaufen. Fig. 3. An der Wand hängt ein groszes Gemälde mit der Vorstellung eines Kegelspiels, bei dem mit einem Wurfe acht Kegel umgeworfen werden, die allegorische Vorstellung des Vorgefallenen. Ein zwei-



Figur 3.

tes Bild hängt über einem Schranke mit anatomischen Praeparaten und stellt die abgesetzten Herren vor: „Ein Bild, womit diese Herren, erpicht, andern das Fleisch vom Leibe zu schneiden, den Seziersaal früher verunstaltet haben" wie in der kurzen Erklärung des Bildes zu lesen ist. Durch eine geöffnete Tür, worüber „Theatrum anatomicum" steht, sieht man auf den klei-

nen Fischmarkt in „de Nes", wo die Kutsche und Pferde, ja selbst ein Schlitten dieser Herren zum Kauf angeboten werden. Unter dem Bilde steht folgender zweizeiliger Vers:

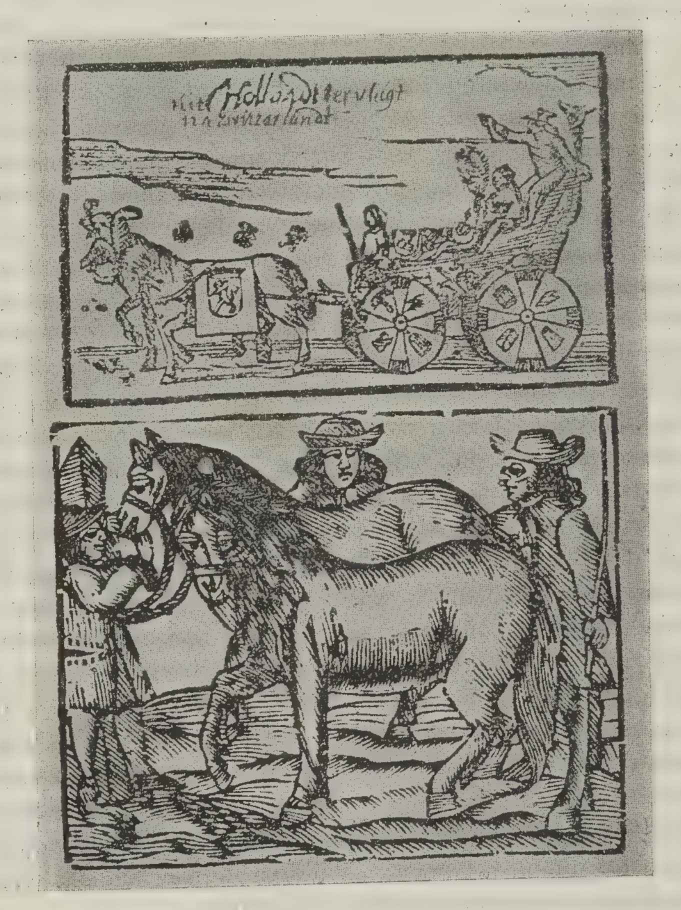
„Dies Kunstbild zeigt die Ungerechtigkeit
Und wie die gereizte Geduld schlieszlich sich rächt durch Streit".

Ein viel selteneres Bild gibt dieselbe Vorstellung von der umgekehrten Seite, was rechts war, ist hier links, während der Vorsitzende nun auch noch eine Klistierspritze vor sich auf dem Tische liegen hat. Auf dieses Instrument erschien ein Pampflet mit dem Titel: „Die Klistierspritze tätig auf dem Amsterdammer Seziersaal" ein Gedicht so fürchterlich schmutzig und so widerlich, dasz es nur aus den untersten Volksschichten herrühren und dann noch allein in aufgeregter Stimmung geschrieben sein kann. Auch das Kegelspiel ist verschiedentlich in Gedichten besungen worden, in einem Stil und einer Sprache, die ebenso platt und unflätig sind als in dem soeben genannten Gedichte.

Eine drollige Karikatur, die auf diese Amsterdammer Zustände sich bezieht, ist die Ankündigung einer Auktion „von einer groszen Anzahl doktoraler Pferde, Kutschen, Faragons, Chaisen u. s. w. sowie von einigem Geschirr und Stallgeräte, worunter eine sehr schöne Kutsche von Papier-Maché, wenig gebraucht", ein im Jahre 1754 in Amsterdam herausgegebenes Bild. Die Unterschrift lautet: „Im Falle sich irgendwo eine reiche Dame vorfindet, die gerne einen Arzt heiraten möchte, so wird sie gebeten, sich bekannt zu machen; dann wird der betreffende Arzt seine Kutsche nicht verauktionieren lassen". Auf dem Bilde sind zwei Holzschnitte abgedruckt. Fig. 4. Auf einem sehen wir einen hohen Triumpfwagen mit zwei Federgeschmückten Pferden, die Decken mit Wappenschildern verziert. Nebenan steht: „Aus Holland nach der Schweiz geflüchtet". Das zweite ebenso schlecht gezeichnete Bild zeigt in groben Zügen zwei Pferde, einen Knecht und zwei Kaufleute. In der Unterschrift wird mitgeteilt, dass die Einwohner von Amsterdam nur selten krank sind und die medicinæ Doktores fast gar kein Geld verdienen, weil die Apotheker nach der alten hippocratischen Weise und der Kraft der Natur die Kranken heilen können. Dieses Umstandes wegen müssen die Aerzte ihre Pferde und Kutschen verkaufen. Man sieht: die dama-

ligen Aerzte entgingen dem Spotte ihrer Zeitgenossen nicht. Allerdings hatten sie dazu Veranlassung gegeben!

War in Leiden der Arzt Berkhey auf Bildern verspottet, auch der berühmte Petrus Camper war der Politik nicht fremd geblieben und auch er wurde durch Spottbilder bekämpft. Am



Figur 4.

1sten October 1782 erschien ein Kupferstich, herausgegeben gegen die Anhänger des Prinzen. Zahlreiche Personen sind in einem Zimmer beisammen und in der Mitte steht Herr Acronius, der mit einem Stöszel in einem Mörser reibt, der auf einem kleinen Tische steht. Premier P. Camper ist auch anwesend,

gekleidet in Amtstracht. Er steht zwischen dem Landamtmann Idema und A. Lyklama. Eine umständliche Beschreibung gibt ein nicht sehr schmeichelhaftes Bild dieser Personen und so erhält unser Camper das Epitheton: „gelehrtes aber eingebildetes Geschöpf". Um den Spott noch zu vergröszern, ist er mit Vogelklauen abgebildet.

In früheren Zeiten bestand die Sitte, zu Neujahr für jede Zunft einen besonderen Almanach herauszugeben, meistens mit einer Vignette verziert, die sich auf die entsprechende Zunft bezog. So kam in jedem Jahr ein Almanach der Chirurgenzunft heraus. Der Unkosten wegen findet man oft Jahre hintereinander dasselbe Bild auf diesen Almanachen abgebildet. Die Amsterdammer Bibliothek besitzt die Sammlung Amsterdammer Chirurgenalmanache, die von Prof. J. Baart de La Faille in Groningen herrühren. In den Jahren 1727, 28, 29 und 1730 steht als Emblem über diesen Folio-Almanachblättern eine Vorstellung von vielen unglücklichen Kranken samt einem Professor mit zwei Assistenten, während in der oberen Partie des Bildes ein Professor eine Frauenleiche demonstriert. Nach dem Jahre 1730 hielt man die Chirurgenzunft für wichtig genug, um eine neue Vignette anfertigen zu lassen. Die Unwissenheit vieler Chirurgen wird nun ironisch dargestellt durch Bilder von verschiedenen Operationen, wie vom Stein, von einer Augenkrankheit u. s. w. In der Mitte sitzt ein Kranker auf dem Boden, im Hintergrunde sieht man ein Tor nit den Worten: „Collegium anatomicum" und dieses Tor gewährt den Blick auf allerlei Operationen. In den Jahren 1781 bis 1817 kann man eine sinnbildliche Vorstellung des Theatrum Anatomicum zu Amsterdam finden. Zwei Herren mit Hüten auf dem Kopfe stehen rechts und oben auf dem Bilde sind das Wappenschild des Coll. Chirurg. und die Wappen der Zunftmeister im Jahre 1780, in deren Mitte sich das Wappen des Professors A. Bonn befindet, abgebildet.

III.

Bei weitem die gröszte Rubriek der volkstümlichen Bilder auf medizinischem Gebiete bilden die Gravüren, welche ärztliche Fälle darstellen. Unter diesen sind viele sehr seltene Bilder, da

sie, fürs grosze Publikum bestimmt und meistenteils ohne Kunstwert, erst später für Sammler Interesse gewannen, als die meisten Exemplare schon verloren gegangen waren. An erster Stelle nennen wir eine Serie von pathologischen Krankheitsfällen. In chronologischer Reihenfolge sind es:

1. Die Geschichte von Eva Vliegen, 1575—1615 (?)
2. Stierengrausamkeit in Zaandam, 29 Aug. 1647.
3. Die purgierenden Bohnen, 1690.
4. Der schlafende Stolwijksche Bauer, 1707.
5. Merkwürdige Entbindung in Scheveningen, 5 Jan. 1719.
6. Engeltje van der Vlies, berüchtigt von 1818 bis 1827.

Zu den unter Nummer Eins genannten rechnen wir die Porträts einer Frau, die eine grosze Berühmtheit erlangte als Hungerkünstlerin, nämlich von der bis ins 19ten Jahrhundert so populären Eva Vliegen, genannt Besje van Meurs, die während 17 Jahren keine irdische Speise oder Trank genossen hat. Geboren im Jahre 1575, musste sie in ihrer Jugend Schweine hüten und oft Hunger und Durst leiden und so grosz war ihre Armut, dasz sie oft nur durch Betteln zu essen bekommen konnte. Ihre Lebensbeschreibung unter einem Porträt aus dem Jahre 1611, gibt nähere Einzelheiten: „Im Jahre 1594 nahm ihr Appetit so sehr ab, dasz sie oft in 2, 3, ja sogar in 4 Tagen sogut wie nichts asz; danach in 8, 10, 12, 14 Tagen verringerte sich die Esslust so, dasz sie nur sehr wenig zum Lebensunterhalt bedurfte, bis sie schlieszlich allen Hunger verlor und zwar so, dasz sie seit dem Jahre 1597 bis auf heute (1611) weder gegessen noch getrunken hat”. Im Gegensatz zu jedem andern Menschen wurde das Mädchen sogar krank, wenn es etwas zu essen versuchte. Wir lesen nämlich weiter, dasz im Jahre 1599 (die genauen Zeitbestimmungen bezwecken jedenfalls die Zuverlässigkeit der Erzählung zu erhöhen), die Gräfin von Meurs sie besuchte und sie nötigte, einige Kirschen zu essen, was eine ernsthafte Krankheit zur Folge hatte, sodasz man für ihr Leben fürchtete. Glücklicherweise wurde sie wieder hergestellt, aber ein Jahr später erkrankte sie von neuem. Der Arzt wollte sie unvorsichtigerweise Milch trinken lassen, aber Eva war verständiger, weigerte und erklärte, es sei ihr unmöglich! Nur einmal in all den Jahren verlangte ihr Magen nach etwas Speise und zwar nach Hühnersuppe!

Leider wurde ihr Zustand nach dem Genusz von nur einem Löffel dieses Gerichts noch bedenklicher und wurde sie dadurch an den Rand des Grabes gebracht. Es verwundert uns also nicht, dasz Fräulein Vliegen, ausgestattet mit dem Wahrheitsatteste eines Geistlichen, sich in der Stadt Meurs wie ein Wunder besehen liesz und das viele Personen die Reise nach Meurs machten, um sich persönlich von der Wahrheit überzeugen zu können. Macht es nicht den Eindruck einer sehr geschickten Reklame, ein Porträt zu verbreiten mit so vielen Einzelheiten, um die Neugierde des Publikums zu erregen? Eva Vliegen konnte sich grosser Popularität erfreuen, denn schon sehr bald ist ihr Bildnis in Form einer Puppe in dem: „Doolhof" zu Amsterdam aufgestellt worden. Dieser Irrgarten war ein Wachsfigurenkabinet in primitivem Stil, wo man verschiedene berühmte Personen, in Wachs oder Holz nachgeahmt, zu sehen bekam. Der Gründer war ein gewisser Vincent Jacobsz. Coster, ein Neffe des Doktors Maarten Jansz. Coster, der erste anatomische Professor zu Amsterdam und vielleicht war er der Urheber des Planes, auch Besje van Meurs einen Platz in dem Doolhof einzuräumen. Doch das Publikum brauchte nicht lange in dem Wahne zu bleiben, ein echtes Wunder zu sehen, denn die Aufschrift dieser Puppe lautete:

„Dies ist Bessie van Meurs, das lügnerische Weib,
Ei, siehe, sie schüttelt ihren Kopf, und behauptet noch
Immer fest in 32 Jahren kein Brot gegessen zu haben.
Aber das lügnerische Weib lügt, dass die Steine schwitzen".

Unter den Bildern, die besonders zum Vergnügen und zur Belehrung der Jugend herausgegeben wurden, findet man manche Anweisung über die Sitten und Gewohnheiten früherer Zeiten. Einige Sammler dieser Kinderbilderbogen haben diese Bilder vor dem gänzlichen Verschwinden bewahrt und so fand ich in der Sammlung des Herrn van Stolk zu Rotterdam ein Bild mit dem Titel: „Seht hier, zu eurer Belustigung, was man euch zeigen kann im Doolhof zu Amsterdam". Auf diesem Bilde ist ein kleiner Holzschnitt abgedruckt mit einem höchst primitiven Porträt von Besje van Meurs.

Das Interesse für Eva Vliegen hat noch lange fortgedauert und selbst im Jahre 1832 erwähnt der: „Almanak voor blijgeestigen"

noch Besje van Meurs und enthält eine Reproduktion ihres Bildes, mit der Hand koloriert.

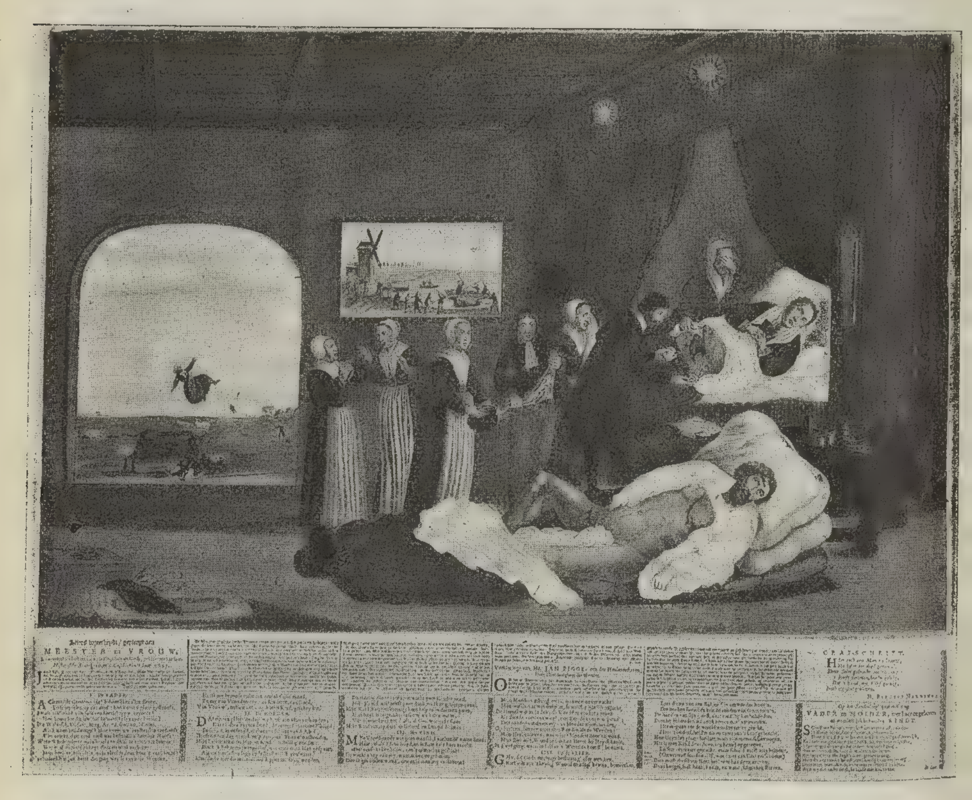
Vom Jahre 1818 bis 1827 hat in Holland wieder eine Frau sich bemüht, eine Hungerkur vorzuwenden, um das Publikum zu locken. Engeltje van der Vlies, eine Bauernfrau aus Pynakker in Delfland, behauptete ohne Speise und Getränk leben zu können. Sie wurde im Jahre 1827 entlarvt, was einen lebhaften Verkauf ihres Bildes zur Folge hatte. Dass die Reklame ihrer Entlarvung für sie sehr vorteilhaft war und der Verkauf ihres Porträts dann noch mehr Erfolg hatte, zeigt der Umstand, dasz ihr Bildniss bald in kleinerem Format nachgeahmt wurde und sogar im Jahre 1838 noch ein groszes Porträt erschien, auf dem sie in einem groszen Lehnstuhle am geöffneten Fenster sitzt, einen Strickstrumpf in der Hand. In ihrem Bauernkleide, mit einer groszen Mütze auf dem Kopfe, ist es eine sehr wohlgenährte Frau und wer es nicht besser wüszte, würde niemals denken, das Bild einer Hungerkünstlerin zu sehen.

War die Geschichte von Besje van Meurs also eigentlich nur eine geschickt inscenierte Komödie, durch welche das Publikum sich am Narrenseile herumführen liesz, so ist die „Stiergrausamkeit" eine wahre Geschichte, illustriert mit einer Menge von Bildern, groszen und kleinen, bunten und farblosen. Fig. 5. Zum Beweise, wie grosz das Interesse des Publikums für diesen Fall war, sei mitgeteilt, dasz nicht weniger als 12 zeitgenössische Abbildungen dieser Geschichte bekannt sind. [1])

Die Sache ist kurz diese: Am 29 Augustus 1647 waren am Abend zwischen 6 und 7 Uhr einige Kinder damit beschäftigt, einen Drachen fliegen zu lassen neben der Wiese, in der Jakob Egh, ein Bauer zu Zaandam, einen Stier an einem Pfahl festgebunden hatte, der Kühe wegen, die in derselben Wiese waren. Es gelang dem Stier, der durch den Drachen unruhig geworden war, sich zu befreien. Als nun der Bauer dies bemerkte, versuchte er ihn zu greifen und da ihm dies nicht gelang, ergriff er einen Haken aus seinem Boote, das in der Nähe auf dem Lande lag. Er gab dem Stier damit einige Hiebe, wonach sich

1) Eine Beschreibung dieser Geschichte, geschmückt mit schönen Abbildungen kommt vor im „Feestbundel" Hector Treub, 1912, und führt den Titel: „Stiers wreedheid".

das wütende Tier auf ihn warf und ihn ernstlich verwundete. Seine Frau, welche fast im letzten Stadium ihrer Schwangerschaft war, sah den Vorgang durchs Fenster, eilte ihrem Manne zu Hülfe und wurde ihrerseits von dem rasenden Stier angegriffen, was zur Folge hatte, dasz ihr den Leib bis in den Uterus hinein aufgerissen wurde. Das Kind, befreit durch diese unerwartete



Figur 5.

Sectio caesarea, fiel heraus in eine Pfütze. Die Nachbarn kamen zu Hülfe, die Verwundeten wurden nach Hause und ins Bett gebracht. Zwei Aerzte und eine Hebamme wurden schnell herbeigeholt, aber sowohl der Mann als die Frau starben. Das Kind lebte noch bis zum 23 Mei 1648.

Man würde sich nach den meisten Abbildungen eine unrichtige Vorstellung machen von der Reihenfolge der Verwundungen;

man sieht da die Frau in der Luft, während der Stier den Mann verletzt und daneben immer ein Kind, das in aller Seelenruhe seinen Drachen aufsteigen läszt. Dieser letzte Teil der Vorstellung ist auf einem Kinderbilderbogen natürlicher gezeichnet, da hier das Kind schnell fortläuft. Ein anderes Kinderbild stellt die ganze Geschichte in der guten Reihenfolge dar, wie die kleine Gravüre in der: »Staatkundige Historie van Holland". Ein sehr seltenes Bild, herausgegeben von François van Beusecum in Amsterdam, zeigt den Anfang, wo der Stier sich bemüht, den Mann, dessen Hut schon auf dem Boden liegt, umzuwerfen. Hier sind auch die anderen Kühe abgebildet, wovon in der Erklärung Meldung gemacht wird. Die schönste und auszerdem die gröszte Gravüre gibt die Vorstellung des Endstadiums: die Frau ist zu Bett gebracht und wird von einem Arzte untersucht; man sieht die klaffende Wunde im Bauche. Eine Frau hinter dem Bette hält die Hände vors Gesicht. Auf dem Boden liegt der Mann mit entblösztem Unterleibe und verschiedenen Wunden. Ein zweiter Arzt beschäftigt sich mit dem Fertigmachen eines Verbandes, während auf einem Tische neben dem Bette verschiedene Verbandmittel stehen. An der Wand hängt ein Gemälde, auf dem man sieht, wie der Stier getötet wird. Durch die Tür hat man einen Blick nach auszen, wo man die Frau in der Luft sieht und den Stier, wie er den Mann angreift.

Unter zwei Bildern steht die ausführliche Erklärung der Aerzte, auf dem einen die von Mr. Ireton, auf dem anderen die von Mr. Jan Pigge. Der erste erzählt seine Erfahrungen folgendermassen. „Wir fanden den Mann mit zwei zerbrochenen Schulterblättern, fast am Acromion oder der Spitze der Schulter, so auch war der Unterteil der letzten wahren Rippe ganz nahe an der Wirbelsäule abgebrochen: mit einer Wunde über seiner linken Augenbraue sowie eine grosze Solution zwischen Inguen und Femur, mit vielen blauen Flecken, auszerdem eine Contusion auf seinem Gesichte, Rücken, Schenkel, Seiten, Hintern, so wie auch an einer Seite seiner Zunge: mit einer Einbiegung des siebenten Wirbels am Halse und sein Körper fast ohne Gefühl, ohne Bewegung". Mr. Jan Peg (wie er von seinen Kollegen genannt wurde) erklärte: „und ich habe an dem Manne gefunden: ein Loch über seinem linken Auge, sein Angesicht war gequetscht

und seine ganze Brust aufgehoben und diese niederdrückend, fühlte ich, dasz sein Rücken an der Schulter und am Halse nicht nur gebrochen war, sondern der ganze Oberkörper zerquetscht; fand auch ein quer aufgerissenes Loch, ungefähr ¼ Elle grosz unter der Leiste und der ganze Unterleib war unempfindlich. Bei der Frau fand Pigge: „dasz ihr Leib von der rechten nach der linken Hüfte wie ein Halbmond aufgerissen war und die Gedärme an der Seite des Bettes heraushingen; der Uterus war aufgerissen und der Leib von unten geschlossen". Mr. Ireton ist in seiner Beschreibung von dem Zustande der Frau etwas ausführlicher: „Die Frau hatte einen groszen Risz von dem einen Os Ileum bis zum andern an dem Os Pubis vorbei in der Form eines Halbmondes, nachdem die Solution der Haut und des Peritoneum aufgehoben war, bemerkte er noch eine grosze Solution in der Gebärmutter, vermutlich 12 Finger lang; aus dieser ist ein ausgewachsener Sohn mit Zubehör entbunden, denn die Frau war im letzten Stadium der Schwangerschaft. Der Uterus war sehr geschwollen als ob keine Entbindung stattgefunden hätte: aber durch warme Kompressen und andere Mittel ist er dünner geworden und zusammengezogen, sodasz die vorher genannte Orifice nicht mehr als 3 Finger breit geblieben ist, woraus das Blut noch 12 Stunden nach der Quetschung flosz; aber nachher mit geronnenem Blute zugestopft, welches auch kurz nachher ganz hart geworden ist, hat dieselbe sich nach oben gewendet, was einen groszen Ekel und starkes Erbrechen zur Folge hatte von Blut und am Ende von Excrementen; die kleinen Gedärme waren vollständig entbloszt aber nicht verletzt, im Anfang selbst nicht geschwollen, aber als ihre membraneusen Bändchen vom Mesenterium losgerissen waren, wurden sie herausgestürzt und lagen auf dem Schenkel. Wir bemerkten auch, dasz der Sphincter von der Blase abgerissen war, was zur Folge hatte, dasz das Wasser ihr ohne Wissen und Wollen fortlief, die membraneusen Ligamente des Uterus waren alle abgerissen. Das Kind hatte eine geschwollene Oberlippe und Hodensack und einzelne blaue Flecken".

Man spürt es, dass auch die ärztlichen Erklärungen das grosze Publikum interessierten, aber doch wurden diese erst am Schlusze der Beschreibung gedruckt; vorher kamen Gedichte auf den

Vorfall von Pastor Bergius, von einem Kollegen, dem englischen Arzt Ireton Anglus und von P. C. Bloss, in der Tat genügende Beweise von dem Interesse, das man diesem Vorfalle zollte. Verschiedene Schriftsteller haben die Geschichte von dem Zaanländischen Stier mitgeteilt und auch in medizinischen Arbeiten aus früheren Zeiten wird sie erwähnt, so z. b. von Job van Meekren in seinen: „Heel- en Geneeskundige Aanmerkingen, Amsterdam, 1668".

Ein sehr humoristisches Bild befindet sich in der Sammlung des Herrn van Stolk in Rotterdam und führt den Titel: „Klucht of vernieuwde gedachtenis van de purgeerende Boontiens" (Schwank oder erneutes Andenken an die purgierenden Bohnen). Es stellt einen groszen Saal vor, an der linken Seite befindet sich eine Hochzeitstafel, grösztenteils von den Gästen verlassen, die in aller Eile nach dem Ausgang rechts laufen oder im Saal ihre Notdurft verrichten. In der Ecke rechts sitzen drei der Gäste auf dem Rande einer Kufe und verrichten ihren Stuhlgang. Auf der Kufe steht: „Jedem das Beste". Der Urheber dieses wunderlichen Tableau's in einem Speisesaale ist ein Herr, der am Ende des Tisches sitzt und den wir gerade noch beschäftigt sehen, einige Bohnen auf ein Stückchen Torte fallen zu lassen, Bohnen, die ein starkes Purgiermittel enthalten. In der Bibliothek der Amsterdammer Mennonietengemeinde befindet sich ein Büchlein mit dem Titel: „Algemeene opvoeding der Hedendaagsche kinderen, of mal moertje mal kindje. Als mede op wat wijze te Amsterdam op zeker bezoek door kracht van Purgeerende boontjes, verscheidene Aardigheden en Porturen zijn voorgevallen". (Amsterdam, A. van den Wezel, 1690.) (Allgemeine Erziehung der heutigen Kinder oder wie die Mutter so das Kind . . . als auch wie zu Amsterdam bei einem gewissen Besuche durch purgierende Bohnen verschiedene drollige Scenen und Situationen entstanden). In diesem Büchlein kommt die Beschreibung dieses Hochzeitsfestes vor und wir lesen dort, dasz man ein Zuckergebäck, mit purgierenden Bohnen verziert, gegessen habe und fast alle ohne Ausnahme waren erkrankt! Unter dem Bilde steht eine lange Beschreibung von allen Fällen, die da vorkamen, natürlich im Geiste jener Zeit in ziemlich derben Worten verfaszt. Zu den wenigen, die am Tische sitzen geblieben waren, gehörte

ein Liebespaar, das von der Abwesenheit der grószten Anzahl der Gäste Gebrauch machte, um herzliche Küsse zu tauschen!

Am Anfang des 18ten Jahrhunderts trug sich die Geschichte zu eines Bauern aus Stolkwyk, zwischen Gouda und Rotterdam, ein Mann, der nicht nur nichts asz, sondern auch fortwährend schlief. Er hiesz Dirk Klaasz de Bakker, war Rohrdecker von Profession und nach der Erzählung, die zu finden ist in der: „Tegenwoordige staat van Holland" (Teil VII, Seite 468), war er sehr träge und faul. Aus Faulheit blieb er im Bette liegen, liesz sich rücksichtslos mit Nadeln stechen und fiel schlieszlich in einen Schlaf, der vom 29 Juni 1706 bis zum 11 Januar 1707 dauerte. Am nächsten Tage ist er wieder eingeschlafen, bis zum 15 März 1707. Verschiedene Aerzte wurden konsultiert und konstatierten höchst sonderbare Krankheitserscheinungen, was zur Folge hatte, dasz viele Neugierigen nach Stolkwyk fuhren, um den schlafenden Bauer zu sehen. Seine Familie gebrauchte diese Gelegenheit, um den Patienten für Geld sehen zu lassen und so auf leichte Weise viel Geld zu bekommen. Der Betrug wurde aber entdeckt und die Besucher kamen nicht wieder, so dasz der Bauer wieder aufstehen und an die Arbeit gehen muszte. Aber durch das ständige zu Bette liegen, hatten nun seine Kräfte so sehr abgenommen, dasz er wirklich krank wurde und es langer Zeit bedurfte, bis er an die Arbeit gehen konnte, was zur Legende Anlasz gab: der Bauer habe sieben Jahre hintereinander geschlafen! Selbstredend ist auch dieser Vorfall mehrmals bildlich dargestellt, wäre es nur, um den Besuchern ein Andenken an ihren Besuch verkaufen zu können. Ist es zu verwundern, dasz die Aerzte nach Entdeckung des Betruges manche Stichelei an ihre Adresse zu hören bekamen? Die Stadtbibliothek von Rotterdam bewahrt eine grosze Sammlung von Spottgedichten und Schmähschriften bezüglich dieses Falles, sowie eine Anzahl augenscheinlich wahrheitsgetreuer Mitteilungen. Auf den Bildern ist der schlafende Bauer zu sehen, wie er in der Mitte des Zimmers zu Bette liegt, während drei Doktoren aus Rotterdam mit ihm beschäftigt sind. In dem unter dem Bilde gedruckten Versen werden ihre Namen genannt: Walwijk fühlt ihm den Puls, van der Zee steht neben ihn mit der Uhr in der Hand und Schnell sitzt vorm Bette und hält seine Hand auf dem

Herzen des Schläfers. Der Graveur gibt ihm folgende Worte in den Mund: „Die Herzader klopft, ich fühle das Rückgrat". Ein vierter Doktor, van der Voort, steht am Kamin in Gespräch mit der Schwester des Schläfers und schenkt seine ganze Andacht dem Inhalte eines zwischen ihnen stehendes Zimmerklosets. An der Wand sind noch verschiedene Gemälde zu sehen mit Inschriften, bezüglich der Person im Bette, z. b.: „Er kann nur sechs Tage leben". In einem Briefe über den sogenannten schlafenden Bauern zu Stolkwijk steht: „Es kam so weit, dasz die Berichterstatter abgebildet wurden mit ihren Namen dabei, zum Gespött der ganzen medizinischen Fakultät". Unter der Schrift: „Spectatum admissi risum teneatis amici" sind die Namen der Rotterdammer Doktoren genannt wie folgt:

Herkeio Parachoros. . . . . . . Walwyk.
Thalasso Genetos . . . . Van der Zee.
Theö Thachus . . . . Van der Voort.

Auf späteren Bildern ist im Mittelstück die Darstellung des Schläfers wiederholt und das Ganze umgeben von acht kleinen Medaillons und vielen kleinen Versen. Die Besucher sind nun Damen mit hoher Frisur und sogar Kinder. Unter einem noch späteren Drucke des Bildes steht nun: „Zinspelingen op de geneeskundige aanmerkingen, laatst te Rotterdam gedrukt" (Anspielungen auf die ärztlichen Anmerkungen, zuletzt in Rotterdam gedruckt).

In späterer Zeit hatte Frankreich ein Gegenstück dieses Stolkwijkschen Bauers aufzuweisen, nämlich: der Mann ohne Schlaf. Es gibt ein Reklamebild von ihm, auf dem zu lesen ist, wie er sich der Pariser medizinischen Fakultät verkauft hätte. Solche magere Menschen (der Mann ohne Schlaf wog mit 26 Jahren nur 32 Pfund!) wurden früher mehrfach auf Jahrmärkten zur Schau gestellt. So besuchte im Jahre 1830 „das lebendige Gerippe" Amsterdam. Claude Ambroise Seurat, appelé l'homme anatomique ou le squelette vivant (geb. 1798), hatte die Ehre, verschiedentlich abgebildet und in einem für vier Sous käuflichen Buche beschrieben zu werden. Diese Erzählung nennt als Grund seines Wohnungswechsels von London nach Paris: „son désir de servir, jusqu'à sa mort, aux observations des anatomistes et des physiologistes-médecins, et de s'offrir en outre à la vue du public, qui l'honorera sûrement de sa visite". Asley Cooper, médecin de Londres

a même été le visiter et a trouvé que son cœur était placé deux ou trois pouces plus bas que la place désignée par les physiologistes". Auch der Baron M. Dupuytren, Leibarzt des Königs, hat ihm ein Certificat gegeben (6 April 1828) und erklärt: „il ne présente rien qui puisse effrayer ceux qui désiraient le voir". Die Erklärung dieser auszergewöhnlichen Magerkeit jenes Menschen wurde bei der Sektion entdeckt, wie aus der Julinummer der: Vaderlandsche Letteroefeningen, 1833, ersichtlich ist. Wir lesen dort von dem Fund eines Bandwurmes von 16 Fusz Länge. Es wird hinzugefügt, dasz Habsucht wahrscheinlich die Ursache war, die den Armen zeitige Hülfte entbehren liesz.

Ein sehr seltenes Ereignisz fand in Scheveningen 1719 statt. Am 5en Tage dieses Jahres wurde Kniertje Gerbrantsen von vier lebendigen Kindern und einem toten Kinde entbunden. Im: Europäischen Mercurius vom Jahre 1719 stand unter den Nachrichten von Januar die Mitteilung: „In der Nacht der Heiligen Dreikönige wurde eine Fischerfrau zu Scheveningen auszerhalb 's Gravenhage, von fünf Kindern entbunden, alles Mädchen, von denen das eine tot zur Welt kam und die anderen vier am nächsten Tage starben". Prof. Nyhoff, der im Anschlusz an die Geburt eines Fünflings die Literatur beschrieben hat, gibt einen Auszug aus dem Begräbnisbuche von Scheveningen, woraus hervorgeht, dasz die Kinder am 18 Febr. 1719 auf dem Chor der Kirche in Schevingen begraben wurden. Nyhoff meldet auch, dasz diese merkwürdige Geschichte sowohl poetisch als auch im Bilde verewigt ist. Von der farbigen Zeichnung bei Herrn A. van Leeuwen in Katwijk ist eine schöne Reproduktion in dem obengenannten Werke zu finden und ein farbiges Bild kommt vor in der Bildersammlung aus der Geschichte der Medizin, herausgegeben von Georg Thieme in Leipzig. Die Unterschrift zeigt uns den Namen des Vaters: Simon Arense Roosendaal und die der Hebamme: Maria Semel. Die Vorstellung auf den verschiedenen Zeichnungen ist ungefähr dieselbe. Auf allen ist der Augenblick angegeben, wo der Vater, nach der Entbindung seiner Frau, von einer Nachbarin ins Zimmer geführt wird. Man hat den Mann schon unterrichtet von dem, was seiner Frau widerfahren ist; er had gezögert hereinzukommen, aber von der Nachbarin fortgeschoben tritt er mit erschreckter Miene ins Zimmer her-

ein. Die Geburt des Fünflings hat die Mutter nicht sehr angegriffen: sie sitzt aufrecht im Bette, von Kissen unterstützt. Die vier lebenden Kinder sind schon alle gewickelt und versorgt. Neben dem Bette sitzt die Hebamme, an ihrer von den anderen Frauen verschiedenen Kleidung zu erkennen, sie hat das tote Kind in einem Troge in ihrem Schosze liegen und ist noch beschäftigt, die letzte Hand an das Totenkleidchen zu legen.

Im Gegensatz zu diesem Bilde können wir noch eine andere Vorstellung von einer Wochenstube geben aus etwas späterer Zeit, in einer hoch aristokratischen Umgebung. Die Erben der Wittwe Jacobus van Egmont auf der Reguliers Breestrasze in Amsterdam haben in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts ununterbrochen eine Reihe Volks- und Kinderbilder herausgegeben, alle Holzschnitte. Unter N°. 127 ist in dieser Serie ein Bild in Folioformat erschienen von der Geburt des späteren Königs Wilhelm I. Es stellt den Augenblick vor, wo, ebenso wie auf dem Bilde von der Geburt des Fünflings, der Vater zum ersten Male nach dem freudigen Ereignis das Wochenzimmer betritt. Die fürstliche Mutter ist auch hier vorgestellt, wie sie im Bette sitzt und ihr neugeborenes Kind bewundert, tüchtig eingewickelt, so dasz man selbst die Aermchen des Kindes nicht sehen kann. Nichts im Zimmer deutet noch das eben überstandene Ereignis an, nur auf einem kleinen Tische zu Füszen des prächtigen Bettes steht Medizin. Während der Fischer aus Scheveningen mit betrübter Miene hereintritt, nimmt der Prins freudig erregt die Glückwünsche der Anwesenden entgegen. Kein Wunder, da der seit langer Zeit begehrte Kronprins kurz vor 4 Uhr das Licht der Welt erblickt hatte.

IV.

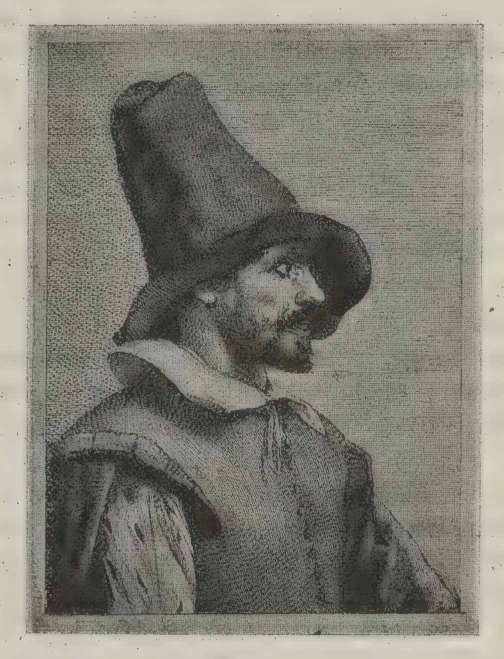
Nur in ganz seltenen Fällen hat die Entfernung eines Corpus alienum so viel Interesse erregt, dasz auszer den Abbildungen für Aerzte oder medizinische Bücher, auch noch volkstümliche Bilder von solchen Fällen herausgegeben worden sind. War bei den wenigen Fällen, wo es geschah und die uns bekannt geworden sind, vielleicht noch ein anderes Moment im Spiel? War es nicht der Hang zur Reklame, in jener Zeit, wo die Chirurgie

sich noch grösztenteils in den Händen von umherziehenden Stein- und Bruchschneidern befand? Dies ist der Fall auf einem Bilde vom Steine des Wynand Corsten, 19 Jahre alt, Sohn des Corst Gysberts, Schleusenwärter an der Innen-Amstel Schleuse, zu Amsterdam. Die Unterschrift belehrt uns, dasz der Patient schon verschiedene Male eines Nierensteines wegen operiert worden war, ohne Resultat: der Stein war nicht gefunden worden. Später hat der Stein durch ein gangraeneuses Geschwür einen Ausweg gefunden am 21 Mai 1696, und der Knabe ist dann ärztlich behandelt worden vom Chirurgen Christiaan Brouwe. Der Stein war ungefähr 20 cM. grosz, halbmondförmig gebogen mit einer Verdickung an dem einen Ende, hinter dem eine einigermaszen rauhere Oberfläche zum Vorschein kam, während die Unterseite des Steines ganz glatt war. Das Bildchen selbst hat die Breite eines Octavformats und ist auszerdem noch merkwürdig von künstlerischem Standpunkte, da für die Verfertigung ein Verfahren gebraucht wurde, das in Holland nicht viel Anwendung gefunden hat, nämlich die Kombination von Farbendruck mit Schabkunst. Die Gravüre wurde von verschiedenen Platten abgezogen, jede mit einer besonderen Farbe, während man den Schatten vom Abdrucke der Platte mit schwarzer Tinte erhielt. Schön ist das Bild vom Steine nicht ausgeführt und will man ein gutes Beispiel dieses Verfahrens betrachten, so soll man sich die genau bearbeiteten und mit der grözten Sorgfalt ausgeführten Gravüren ansehen, welche L'Admiral verfertigt hat, um einige Arbeiten des Albinus zu illustrieren (Dissertatio de arteriis et venis intestinorum hominis, L. B. et Amstel. 1736; De sede et causa coloris aethîopum et caeterum hominum, L. B. 1737; Icon durae matris in concava superficie visae, L. B. 1738; Icon durae matris in convexa superficie visae, Amstel. 1738; Icon membranae vasculosae ad infima acetabuli ossium innominatorum positae, Amstel. 1738; Effigies penis humani, L. B. 1741:) oder die Bilder von Jenty (Nederl. Tijdschr. v. Verlosk. en Gynaec. 1915 und Janus, 1916).

Beim Steine von Wynand Corsten war also der Vis medicatrix naturae der Helfer in Not und das soeben genannte Bild rührt wohl von der Begierde her, die Unwissenheit des Operateurs zu bespotten oder Reklame zu machen für den Chirurg, der Hilfe leistete bei der Heilung. Jan Janse de Doot, ein

Schmied in Amsterdam, hat sich selbst von einem Blasenstein befreit. Commelin erzählt den Vorfall in seiner Beschreibung von Amsterdam (1726, II Teil, Seit 1149) und wir erfahren dann, wie im Jahre 1651 ein gewisser Schmied, wiederholt vom Steine operiert, nach einiger Zeit aufs Neue grosze Schmerzen empfand, sich mit einem Brotmesser an derselbe Stelle, wo er zuvor operiert worden, einen Schnitt bis in die Blase beibrachte und den Stein heraus holte. Zum Schlusz erzählt Commelin noch, dasz der Schmied von einem Chirurgen weiter geheilt worden ist. Eine andere Beschreibung dieser „nie gehörten Kühnheit" findet sich im vierten Teile der: „Geneeskundige waarnemingen" von Nicolaas Tulp, der Bürgermeister-Arzt von Amsterdam (Leiden, Juriaan Wishoff, 1740, Seite 445.). Er nennt den Schmied Johannes Letheaus und meldet weiter noch einige Einzelheiten: de Doot hatte seine Hausfrau nach dem Fischmarkt hinaus geschickt, dann nahm er ein Meisser und schlug damit, bis er beim dritten Schlage sich eine Wunde beigebracht hatte, wie er meinte, grosz genug um den Stein heraus holen zu können. Mit vieler Mühe hat er dann mit zwei Fingern die Wunde noch vergröszert, bis er den Stein aus seinem Schlupfwinkel vertreiben konnte, allerdings nicht ohne einen groszen Risz in seiner Blase verursacht zu haben. Die Wunde war zu grosz, um sie gänzlich zu vernähen, es restierte eine Oeffnung, die lange eiterte aber doch später heilte. (Die Geschichte ist zum ersten Male erwähnt in der zweiten Auflage vom Jahre 1652 des Nicolai Tulpii Amstelredamensis, Observationes medicae, Editio nova, libri quarto auctior et sparsim multis in locis emendatior, Amstelredami apud L. Elzevirium. Später ist sie übernommen in: „Miscellanae curiosa medico physica academiae naturae curiosorum, Lipsiae et Francofurti, 1671, Observ. CXCII.). Jan de Doot war stolz auf seine Tat und fühlte sich selbst als eine Berühmtheit, wie sich aus der notariellen Akte ergibt, die er bald nach dem Vorfall aufnehmen liesz. Am 5 April 1651 schnitt er sich selbst vom Steine und am 31 Mai desselben Jahres war er beim Notar Pieter de Bary, der eine Akte aufnahm in der Jan de Doot, wohnhaft in der englischen Gasse, ungefähr dreiszig Jahren alt, erklärt, dasz er bei seiner Tat nur seinen Lehrbuben zum Gehilfen hatte, der ihm Edick und dergleichen reichte. Die Stadt Leiden bewahrt

in dem Boerhaave Laboratorium ein gemaltes Bildnis dieses Schmiedes. Er is dort abgebildet mit dem Steine, grosz wie ein Hühnerei, in der linken und das Messer in der rechten Hand. Dieses Gemälde ist von Gabriel Metsu gemalt worden und stellt de Doot im Festschmuck vor. Es existiert aber auch ein Kupferstich, gestochen von Cornelis Visscher (Eine Kopie dieses Porträts von Visscher trägt das Monogramm: A B; weitere Einzelheiten sind zu finden im Buche Wussins über Cornelis Visscher,



Figur 6.

Seite 46); auf diesem Bilde ist er in der Kleidung eines Arbeiters abgebildet. Fig. 6. Er trägt einen groszen Hut und sein unrasiertes Antlitz verrät eine gewisse Entschlossenheit, welche genügt um uns verständlich zu machen, wie er, gequält von unerträglichen Schmerzen, das Messer ergriff und sich selbst den Leib öffnete. Es liegt auf der Hand, dasz dieses Ereignis einen Anlasz zu volkstümlichen Bildern ergab und tatsächlich gibt es solche vom Messer und vom Steine. Auf einzelnen Bildern ist noch ein Vers beigefügt, von ihm selbst gedichtet:

Anno 1651, aus Pein und Not, hat Jan de Doot, Courage gehabt und nicht gezuckt mit einem schmerzvollen Stiche durch seinen Leib, mit Gottes Segen den Stein aus seinem Leibe geholt im vierten Monat am fünften Tage (Sie Holländer: Die Medizin in der klassischen Malerei, Seite, 368).

Die Lithotomisten und Bruchschneider hatten die Gewohnheit, viel Reklame zu machen, was oft der Anlasz war um volkstümlichen Bildern das Dasein zu geben. Zu dieser Kategorie gehören verschiedene holländische Gravüren, welche die Leistungen des Jacques de Beaulieu aus Franch-Comté veranschaulichen.

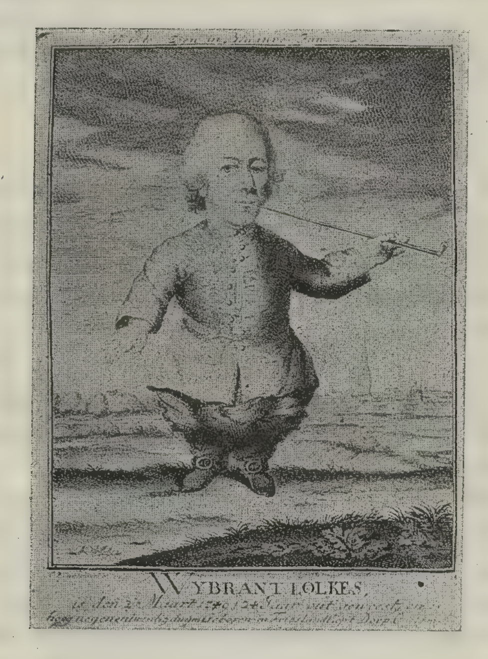
V.

Viel gröszer ist die Anzahl der Bilder, die anormale Menschen darstellen, Bilder, hauptsächlich der Reklame ihre Entstehung verdankend, aber auch oft nur herausgegeben, um das Wunderbare dieser ungewöhnlichen Naturbildungen der Vergessenheit zu entziehen.

Wir wollen zuerst die bekanntesten unter den holländischen Zwergen und Riesen erwähnen und auszerdem einige hinzufügen, die in Holland durch kürzeren oder längeren Aufenthalt bekannt geworden sind.

In Amsterdam gab es im 18ten Jahrhundert ein sehr renommiertes Wirtshaus: „Blaauw Jan". Kein Fremder, der Amsterdam besuchte, unterliesz es, dieser Herberge, berühmt ihrer Merkwürdigkeiten wegen, einen Besuch abzustatten. Ein groszer Kupferstich, von J. Crayenschot herausgegeben und zur Zeit äuszerst selten geworden, zeigt das Innere dieses Wirtshauses. Mitten auf dem Bilde ist ein hübsches Vogelhaus abgebildet, umringt von den Sehenswürdigkeiten, die sich in den verschiedenen Zimmern dieses Hauses befanden. Zuerst nennen wir den Zwerg Wybrant Lolkes, ein Bauer im Dorfe Oosten in Friesland geboren am 2 Marz 1725, nicht höher als 29 Zoll (0,75 M.). Flg. 7. Lolkes widerfuhr die Ehre einer besonderen Abbildung von C. F. Fritsch. Auf dem schönen Kupferstiche steht er mit einer langen Goudaschen Pfeife in der linken Hand. Die Unterschrift lautet: „Er ist in Blaauw Jan zu sehen". Zweitens war Blaauw Jan die Wohnstätte eines Riesen, mit Namen Cajanus, der 8 Amster-

dammer Fusz, 9 Zoll hoch war (2,5 M.). Die Schuhe von diesem Riesen wurden im Jahre 1802 in Amsterdam auf der Anatomie aufbewahrt, wie auch ein Schuh und das Bild eines Riesen, eines Fischers aus dem Dorfe Lekkerkerk, genannt Gerrit Bastiaansen, auf der Anatomie in Rotterdam eine sichere Bewahrstelle gefunden hatte. Die abnorme Grösze der Schuhe des Cajanus erregten so groszes Interesse, dasz man es der Mühe wert fand, einen Kupferstich zu verfertigen, der auf der einen Seite den



Figur 7.

Abdruck dieser Schuhe zeigt als der Eigentümer 10 Jahre alt war und auf der anderen Seite den Abdruck im Alter von 21 Jahren, wobei die Länge seines Fuszes von 10½ rheinländischen Zoll bis 13½ Zoll zugenommen hatte. Eine ausführliche Lebensbeschreibung des Cajanus ist zu finden in einem ziemlich seltenen Buche von J. Marchant: „Verhaal van reuzen boven de zeven voeten lang", herausgegeben in Haarlem bei Izak van der Vinne, 1751. Er berichtet dass Cajanus 1703 in Finnland geboren wurde und seine Eltern von ganz gewöhnlicher Länge wa-

ren. Sein Vater, ein lutherischer Pfarrer, liesz ihn an der Volksschule unterrichten und später als gemeinen Soldat im Heere des polnischen Königs in Dienst treten. Da er seiner enormen Länge wegen stark auffiel, fasste er den Entschlusz, sich auf Reisen zu begeben und für Geld sehen zu lassen. Später wurde Haarlem sein ständiger Wohnsitz, weil er diese Stadt so ruhig und so „unterhaltend" fand. Man war genötigt, für sein Begräbnis besondere Maszregeln zu ergreifen; die Trauerkutsche war zu klein und dieses Umstandes wegen stellte man den Sarg auf einen dafür zurecht gemachten Wagen mit vier Rädern, von zwei Pferden gezogen. Auf dem Sarge lagen seine groszen Handschuhe und auszerdem sein groszes Schwert mit silbernem Handgriff.

Auch als Dichter war der Cajanus berühmt. Marchant hat in seinem Buche das Gedicht: „Heilzaame en trouwhertige Vermaaninge aan het Vereenigt Nederland" vollständig übernommen und Marchant geht in seiner Bewunderung für Cajanus so weit, dasz er ausruft: „Amsterdam hat sein prächtiges Rathaus, Heidelberg sein groszes Weinfasz, Rotterdam Erasmus, China seine lange Mauer und Haarlem Koster und Cajanus!"

Cajanus ist in einer Stiftung zu Haarlem am 27. Febr. 1749 gestorben (W. Greve: Verhandeling over reuzen en dwergen, Seite 22.).

Ein dritter Riese, der in Holland grosze Bewunderung erregte, war Nicolaas van Kyten oder Klaas van Kieten, ungefähr 1300 in Sparwoude bei der Stadt Haarlem geboren. Er besasz eine solche Länge, dasz selbst der längste Mann unter seinem Arm durchgehen konnte. Seine Beschreibung ist uns bewahrt geblieben von Praetorius in dessen Chronik von Egmond, citiert von A. Matthaeus in seiner Analecta Belgica. In diesem Buche erzählt der Verfasser, den Riesen noch in seiner Kindheit gekannt zu haben, weil es ein beliebtes Spiel gewesen wäre, Klaas van Kieten von hinten zu messen! Der grosze holländische Dichter Joost van Vondel erwähnt diesen Riesen in seinem Trauerspiel: „Gysbrecht van Amstel" wo er Willebord im ersten Acte sagen läszt:

> „Aber Diedrich, störrisch, der nie nach Gründen hört oder Befehlen gehorcht und das Feld behält mit Schreien, wird hochmütiger, da der lange Klaas van Kyten, der Sparwouder Riese ebenso unverschämt u. s. w."

Klaas war 2,67 Meter hoch und seine Schuhe waren so grosz,

dasz sie als Ruhestätte eines neugeborenen Kindes genügten. (Marchant, Een nieuw bericht van den Sparwouder reus Klaas van Kieten). Seine Länge war auf einer Mauer der Kirche zu Spaarwoude verzeichnet und einer Behauptung Greves zufolge hatte Doktor Houttuyn am 17 August des Jahres 1760 noch die Zeichnung auf der Mauer gemessen, als die Kirche abgebrochen wurde. Am Rathause zu Spaarwoude gab es in früheren Zeiten ein Aushängebild mit dem Bildnis des Riesen. Im Buche Greve's ist er abgebildet, gleich wie man dort auch die Bildnisse von Gerrit Bastiaanse und von Cajanus findet. Der letzte ist noch von B. Brand porträtiert worden, ein Bild, das Reekers zum Modell für eine Lithographie diente. Er ist hier abgebildet mit einem Maszstabe an der einen Seite und seinem eigenen Porträt in Medaillon an der anderen, während einige seiner Gebrauchsgegenstände, wie ein Pantoffel, ein Spazierstock und eine grosze Goudasche Pfeife noch daneben abgebildet sind. Diese Lithographie von Reekers ist ein Seitenstück einer Litho von demselben Graveur [1]), welche die Vorstellung des Zandvoorter Zwerges, Simon Jane Paap, trägt, der im Jahre 1787 geboren war und im Alter von 26 Jahren nur 27 Pfund wog und 28 Zoll (0,73 M.) hoch war. Er starb im Alter von 40 Jahren in Dendermonde und hatte bei seinem Tode die Höhe von 30½ Zoll erreicht. Auch hier ist, wie auf der Gravüre von Cajanus, die betreffende Person abgebildet nächst seinem eigenen Bilde und einem Maszstab. Seine Abkunft aus einer Schifferfamilie wird ferner noch bestätigt durch die weiteren Attribute, wie ein Kahn, Fischernetze und ein Anker, die auf dem Bilde zu sehen sind. Paap war ein guter Bekannter sowohl bei den Belgiern als bei den Britten, was aus seinen Besuchen an diesen ausländischen Höfen ersichtlich ist. So besuchte er im Jahre 1815 England und wurde dort zuerst dem Prinz-Regenten gezeigt, so wie der ganzen königlichen Familie und nachher „in the course of four days he was exhibitted in Smithfield to upwards of 20,000 Persons as the greatest wonder of the age". Es besteht vom „celebrated Dutch dwarf" ein buntes englisches Bildchen, auf dem er

1) Reproduktionen dieser Lithographien finden sich in: „Les nains et les géants" par Edouard Gornier, Paris 1884.

in Uniform abgebildet ist, unter einem Tische stehend, dessen unteren Rand er noch nicht erreicht und auf welchem zum Vergleich eine Flasche und ein Glas gestellt sind. Paap hat ein ältliches Gesicht und ist mit einem Ritterorden geschmückt. In dem soeben genannten Buche über Riesen und Zwerge von W. Greve ist auch Paaps Bildnis zu finden.

Andere holländische Zwerge, derer Bildnis wir besitzen, sind: Eduard Kuyper (1758—1799). Er war 0,57 M. hoch und ist in einem Rocke abgebildet, der ihm viel zu lang ist und auf den Boden hängt; er trägt ein Miniaturspazierstöckchen und eine Pfeife. Gerard van Weik, geboren 1716 ist auch abgebildet und zwar mit einem Kopfe, ebenso grosz wie die Länge seines übrigen Körpers. Bekleidet mit einem Schlafrock, ist er eben im Begriffe eine Prise zu nehmen aus einer Schnupfdose.

Unter den Zwergen aus späterer Zeit ist zu nennen der bekannte Tom Pouce. Er war einer der wenigen Zwerge, die gut proportioniert gebaut waren; seine Länge betrug 7 Dezimeter und sein Gewicht nur 23 Pfund als er fast 18 Jahre alt war. Zahlreiche Abbildungen zeigen ihn in den verschiedensten Kostümen, als Admiral Tromp, als Napoleon und viele anderen. Am 3 Juli 1854 war er einen Tag in Alkmaar zu sehen für 25 Cents Eintrittsgeld. Von verschiedenen Zwergen, auszerhalb Hollands geboren, sind holländische Stiche verfertigt anläszlich ihrer Besuche an unser Land, so z. b. von Hans Worrenberg, ein Zwerg aus der Schweiz, der in Amsterdam zu sehen war und von dem ein schönes Bild in Schabkunst von P. Schenk verfertigt worden ist, von John s'Kinner, in England geboren in Pluymuyden (35 Jahre alt war er nur 2½ Fusz hoch), der von dem als Kupferstecher so berühmten Caspar Bouttats porträtiert worden ist mit einem Federhut, einer gestickten Kravatte und Frack nebst mit Spitzen besetzten Armeln, während er einen Degen kampflustig aus der Scheide zieht.

Aus späterer Zeit ist noch erwähnenswert Jan Hannema, mit Spitsznamen Admiral van Tromp oder das Phänomen von Friesland genannt, im Laufe des Jahres 1848 geboren, 0.70 M lang und der kleine Gerardus Keizer, genannt Kapitän Fourmi, geboren in Biltzyl in Friesland im Jahre 1873, der 1880 in Leiden auf dem Jahrmarkte zu sehen war, 8 Kilo schwer und 55 cM. lang.

Sein Bildnis ist auf einem Reklamebillet zu finden nebst ärztlichem Atteste von nicht weniger als acht Doktoren, welche alle erklären, Keizer sei vollständig entwickelt. Auf diesem Reklamezettel wird zur Beruhigung des Publikums noch ausdrücklich versichert, dasz Eltern mit ihren Kindern ganz ruhig diesem Wundermenschen einen Besuch abstatten könnten, weil in dem fein eingerichteten Zelt nichts zu sehen sei, was mit den guten Sitten in Streit wäre!

Erwähnen wir noch kurz eine Riesin, aus Groningen gebürtig. Von dieser „Abeltie" besteht eine seltene Gravüre, auf welcher sie abgebildet ist in schönem Putz, den Kopf verziert mit einer hohen Frisur und einem Federbusche. Die rechte Hand hat sie ausgestreckt und darunter steht ein Bauer mit einem Hut auf dem Kopfe, um die auszergewöhnliche Grösze der Riesin desto besser zum Ausdruck kommen zu lassen.

Auch hervorragend dicke und auffallend magere Menschen erfreuten sich der Gunst des Publikums und manche dieser Abnormalitäten ist durch ein Bild der Vergessenheit entrückt. Im Städtchen Axel in Zeeland ist die bekannte Janna Drabbe geboren, die im Alter von 10 Jahren das respektabele Gewicht von 300 Pfund erreicht hatte. Auf einem Bilde sitzt sie auf einem Sopha, welches ganz von der dicken Dame in Beschlag genommen wird. Dieser Stich fand soviel Beifall, dass der Buntdruck des Bildes bald der Ausgabe in gewöhnlichem schwarzem Drucke folgte. Dieses letzte Porträt kommt vor in einem kleinen Buche von vier Seiten mit dem Titel: „Beschrijving op het afbeeldsel van Janna Drabbe, te Amsterdam bij H. Moolenijzer, voor de trappen van de Beurs, n°. 199". In diesem Büchlein wird erzählt, wie die dicke Dame auf dem Jahrmärkte in Amsterdam 1819, unter der Leitung von Herrn J. Bennie, dem Publikum gezeigt worden ist und wie sie fortwährend ein Gegenstand von „Beifall, Erstaunen und Bewunderung" war. Eigentümlich ist die Behauptung des Verfassers, sich zur Herausgabe seines Busches entschlossen zu haben, nur um zu erklären, warum ein Kind sehr anständiger Eltern auf fast allen Jahrmärkten zu besichtigen sei. Da das Kind schon im achten und neunten Jahre zu ungewöhnlicher Dicke und Schwere neigte, fragten die besorgten Eltern kundige Aerzte um Rat, um wenn irgend möglich dies

auszergewöhnliche Wachstum zu hemmen oder doch wenigstens zu mäszigen. Die Aerzte wuszten kein anderes Mittel, als das Kind reisen zu lassen und da dieses Heilmittel den Eltern zu kostspielig war, vertrauten sie ihr Kind dem Herrn Bennie zu mit dem Erfolge, dasz Janna nach einem Jahre wieder etwas gehen konnte und nach Ablauf des Kontraktes wiederhergestellt zu ihren Eltern zurückkam. Gewisz birgt das Arsenal ärztlicher Ratschläge wunderliche Vorschriften, aber ein Kuriosum unter diesen wird doch wohl der Rat sein, zur Heilung die Jahrmärkte zu bereisen.

Der Record der Dickleibigkeit gehört einem Engländer namens Daniel Lambert (im Jahre 1769 in Leicester geboren). Dieser erreichte mit vierzig Jahren ein Gewicht von 739 Pfund und liesz sich in England für einen Schilling bewundern. Der Verleger von Bildern Maaskant neben dem Palais in Amsterdam hat einen farbigen Stich in breitem Formate von diesem Manne veröffentlicht, auf dem er, auf einem breiten Kanapé sitzend, abgebildet ist. Diese holländische Gravüre berechtigt zur Vermutung, dasz Lambert auch Amsterdam besucht hat.

VI.

Monstra hatten immer für's Publikum eine grosse Anziehungskraft und man wundert sich am meisten, wie, von anatomischem Standpunkte oft höchst interessante, aber für die Laienwelt doch sehr abscheuerregende Geschöpfe, bei Schaustellungen so sehr die Aufmerksamkeit erregen konnten. Nur sehr klein ist die Anzahl von uns überlieferten sogenannten Gassenliedern, auf gewöhnlichem Papier gedruckt und in einzelnen Fällen mit einem kleinen Holzschnitt verziert. Dennoch gibt es einige aus früheren Zeiten, die für unsere Zwecke dienstlich sind. In einem Gassenlied vom Jahre 1645 lesen wir die Beschreibung eines Wunderkindes gebürtig aus Ronduyt beim Langen Wege, Willemstad in Brabant gegenüber, mit vier Armen und vier Händen, vier Beinen und vier Füszen, zwei Leibern aber nur einem Kopfe. Es war eine halbe Stunde nach der Geburt noch am Leben und sein Leichnam wurde nach Rotterdam, Leyden und Delft zur Besichtigung gebracht. Auf demselben Blatt ist noch ein anderes Lied gedruckt von 26 Knaben und 2 Mädchen, welche sich auf

einem Schiffe bei der Insel Texel in Holland befanden und nach der Türkei gebracht wurden, um einem König, der an der Lazarus-Krankheit litt, Gelegenheit zu bieten, sich in dem Blute dieser Kinder zu baden und so Genesung zu finden. Auf das Schiff wurde in Amsterdam Beschlag gelegt und ein anderes Schiff mit Kindern, zu demselben Zwecke ausgerustet, ist ebenfalls verfolgt worden. Schade, dasz von diesen Gassenliedern eine so kleine Anzahl bewahrt geblieben und auf uns gekommen ist, sie hätten für die Volksheilkunde noch manchen interessanten Beitrag liefern können.

Niemand weniger als der berühmte Kupferstecher Heinrich Goltzius hat uns die Abbildung von einem Doppelmonstrum hinterlassen, welches am 12 Febr. 1579 geboren wurde, ungefähr um ein oder zwei Uhr nachmittags. Der sehr deutlich gestochene Stich zeigt uns ein Kind mit zwei Köpfen und zwei Armen, der eine hängt herab, der andere ist um den Hals geschlagen. Bei der Sektion stellte sich heraus, dasz sich zwei Herzen, zwei Lungen und zwei Lebern im Körper befanden. Die Unterschrift gibt den 24 Juni als Datum an, auf dem Goltzsius dieses Monstrum nach dem Originale gezeichnet hat: „als ein Spiegel aller Menschen, zum Zeichen, dasz Gottes Strafe über uns bleibt und uns ermahnt durch Seine wunderbaren Werke unsere Sünden zu unterlassen." Die Beschreibung ist auch in französischer Sprache abgedruckt. Dieses Kind, geboren in Nimwegen, ist von vorne und von hinten abgebildet; der Unterleib ist normal und an der Vorderseite fängt die Abweichung erst beim Unterrande des Sternums an, wo das Doppelwachstum sichtbar wird. Die Brust erweitert sich dann und gibt Raum für zwei Köpfe, deren erster etwas seitwärts gerichtet ist und so den Eindruck gibt, alsob der linke Kopf als die eigentliche Fortsetzung der Brust zu betrachten sei. Die Figur von hinten gesehen, verursacht diesen Eindruck weniger stark, aber doch ist auch hier zu sehen, wie die linke Körperhälfte am stärksten ausgebildet ist. Hier ist die Verdoppelung schon von der Lendengegend ab sichtbar. Das Kind war männlichen Geschlechtes. Einige schöne Abbildungen existieren von einem zweiten Doppelmonstrum, das länger am Leben geblieben und nach dem Beispiel der Riesen und Zwerge, auch die Jahrmärkte besuchte. Dieser Zwilling weiblichen Geschlechtes

ist im Jahre 1701 im Dorfe Scony an der Donau geboren worden. Die Mädchen sind mit den Partes posteriores zusammengewachsen und auf der Gravüre zweimal abgebildet, links von vorn und rechts von hinten. Fig. 8. Das Paar erreichte das erwachsene Alter und starb im 22 sten Jahre. Auf einem dieser Bilder steht mit zeitgenössischer Hand geschrieben: „Iay vû ces



Figur 8.

deux enfans alors agez de six ans, le 27 d'avril 1708 a la Haye".
Die gedruckte Unterschrift lautet:

„Corpora binarum sic concrevere Sororum.
Non nisi Divinâ dissocianda manu.
Scöny patria est, vicus Comorae conterminus Arci,
Quae numquam Lunae paruit Imperio.
Amplexa est ulnis Helénam Lucina priorum.

Horis deinde trib, nata Juditha fuit,
Exitus Urinae patet unicus, unicus alvo,
Observant numerum caetera membra suum.
Misit ad Ignotos tenuis Fortuna Parentum,
Neu pereat tantae Fama stupenda rei.
InterIora Latent, neqVeVnt abstrVsa VIDerI
eXIgvo totVM CorpVs In aere patet.

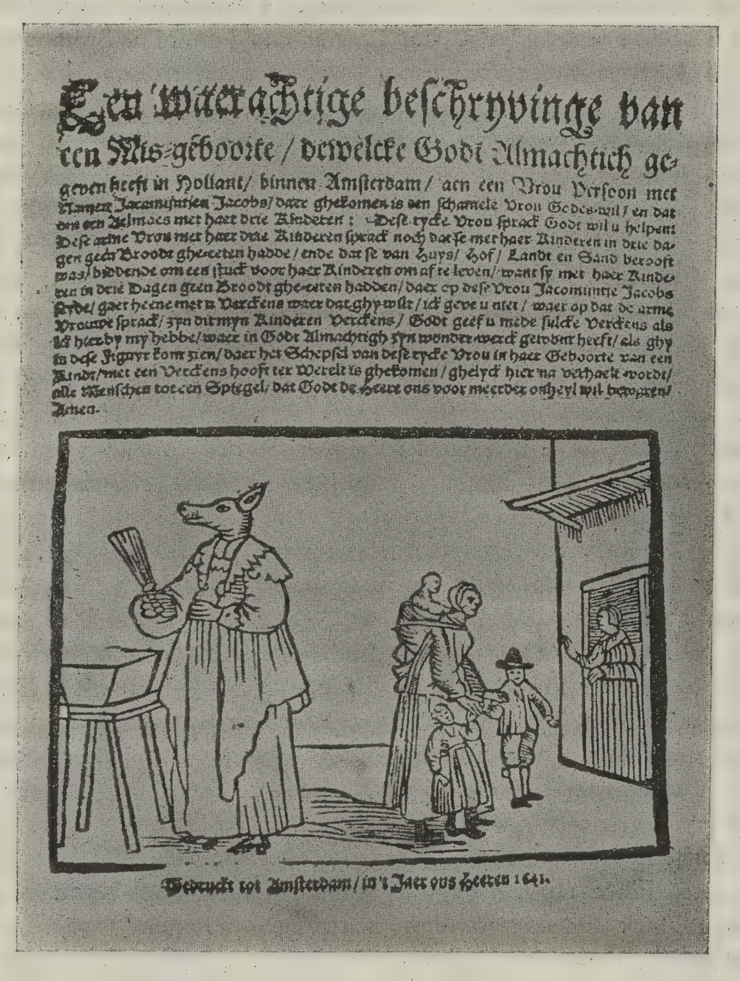
Der Besuch von Helena und Judith im Haag war die Veranlassung zur Herausgabe eines Bildes von Allard auf dem Dam zu Amsterdam. Gebraucht wurde die schon in Handel gebrachte Gravüre, nur wurde diese bedruckt mit holländischer Inschrift. Friedrich Müller beschreibt dieses Bild unter der Nummer 3152 und erwähnt eine Abbildung von den Schwestern in: M. E. Ettmüller, Disput. med. de monstro Hungarico. exib. G. C. Werther, Lips. 1707. Weiter teilt er noch mit, wie die Schwestern in dem Alter von 9 Jahren von einem Geistlichen gekauft wurden in der Absicht, sie vor Bespottung und Sittenverderbnis zu schützen und dass sie in einem Kloster zu Pressburg am 23 Febr. 1723 starben. Zum Teil ist diese Mitteilung unrichtig, weil die Schwestern im Jahre 1723 nicht neun, sondern zwei und zwanzig Jahre alt waren. Richtig wird wohl ihr Aufenthalt im Kloster zu Pressburg sein, denn auch Ahlfeld (Die Missbildungen des Menschen, Leipzig, 1869, Teil I, Seite 86.) erwähnt diesen Umstand.

Die Unterschrift zerfällt in drei Teile; im ersten eine Beschreibung des Zwillings in holländischer Sprache, und hieraus erfahren wir die Tatsache, dass die eine krank war, während die andere gesund blieb. Ahlfeld (l. c. Teil I. Seite 85) teilt es auch mit: Judith bekam, als sie sechs Jahre alt war, eine linksseitige Paralyse und blieb lange schwach, während Helena sich einer blühenden Gesundheit erfreute. Helena litt an Pleuritis und Judith unterlag einer Malariainfection. Es folgt in der Unterschrift die: „Descriptio Geminarum Puellarum Anno 1701 in Hungria prope Danubem natarum" nebst einer französischen Uebersetzung desselben Verses. Die dritte Kolumne enthält eine Aufzählung von Monstra aus früheren Zeiten, aber das merkwürdigste und wunderlichste der Unterschrift ist die Stelle, an der die Gründe und Ursachen genannt werden, aus welchen solche Geschöpfe

gefunden werden. Neben der Erwähnung, dasz diese Missgeburten zur Ehre Gottes geboren oder eine Folge seines Zornes sind, nennt der Autor als natürliche Ursachen: zu viel oder zu wenig Zeugungsstoff, die Einbildung, Vermengung von Samen und last not least „durch den Possen von schnöden Spitsbuben!" Der Schreiber dieser Erklärung setzt es noch näher auseinander indem er sagt: „die meisten Missgeburten sind eine Folge Göttlichen Zornes, wenn die Eltern solche Gräuel erzeugen durch unziemliche Zusammenkünfte wie wilde Tiere, durch Leidenschaft verleitet, z. b. wenn die Frauen ihre Monatliche Reinigung haben, wie der Prophet Esra schreibt, dasz die Frauen, welche in diesem Zustande mit einem Manne Gemeinschaft pflegen, Ungeheuer gebären würden". Ausschweifungen beim Coitus werden also als die Hauptursache der Entstehung solcher Missgeburten angesehen. Auszerdem ist aus der Unterschrift noch zu ersehen, wie man damals noch einen festen Glauben hegte und grosze Furcht hatte vor den Possen schnöder Spitsbuben, wiewohl Bayle schon seine Stimme gegen diesen Aberglauben erhoben hatte.

Wiederholt waren Missgeburten der Anlasz zur Entstehung von volkstümlichen Bildern, einerseits der Kuriosität halber, anderseits aber als warnendes Beispiel, da man, wie wir oben schon gesehen haben, solche abnorme Erscheinungen als eine Strafe des Himmels für begangene Sünden ansah. In mancher alten Sage begegnen wir der Strafe für begangene Sünden der Eltern, gerächt an den Kindern. So ist in der Geschichte von dem Mädchen mit dem Schweinskopfe (von Doktor G. J. Boekenoogen der Vergessenheit entrissen) die Geburt eines Ungeheuers die Strafe für grausame Härte der Mutter gegen eine arme Frau, wie hervorgeht aus der Beschreibung auf einem fliegenden Blättchen aus dem Jahre 1641. Fig. 9. Ueber dem Bilde eines Mädchens mit einem stark hervortretenden Schweinskopfe steht folgendes gedruckt (in deutsche Sprache übersetzt): „Eine wahrhaftige Beschreibung einer Miszgeburt, die der Allmächtige Gott gegeben hat in Holland in Amsterdam, um eine Frau, Jacomyntje Jacobs mit Namen, zu der eine arme Frau um Gottes willen gekommen ist und sprach: Gott will Ihnen helfen. Diese arme Frau mit ihren drei Kindern sagte noch, dasz sie mit ihren Kindern seit drei Tagen kein Brot gegessen hätte und dasz sie von Haus, Hof, Land und

Sand beraubt wäre. Sie bäte um eim Stück Brot für ihre Kinder um zu leben, weil sie in drei Tagen mit ihren Kindern kein Brot gegessen hätte, darauf sagte diese Frau Jacomyntje Jacobs: „Scheer



Een waerachtige beschryvinge van
een Mis-geboorte / dewelcke Godt Almachtich ge-
geven heeft in Hollant/ binnen Amsterdam/ aen een Vrou Persoon met
Namen Jacomijntien Jacobs/ daer ghekomen is een schamele Vrou Godes-wil / en dat
om een Aelmoes met haer drie Kinderen: Dese rycke Vrou sprack Godt wil u helpen:
Dese arme Vrou met haer drie Kinderen sprack noch datse met haer Kinderen in drie da-
gen geen Broodt ghe-eeten hadde / ende dat se van Huys/ Hof/ Landt en Sand berooft
was/ biddende om een stuck voor haer Kinderen om af te leven/ want sy met haer Kinde-
ren in drie Dagen geen Broodt ghe-eeten hadden/ daer op dese Vrou Jacomijntie Jacobs
seyde/ gaet heene met u Verckens waer dat ghy wilt / ick geve u niet / waer op dat de arme
Vrouwe sprack/ zyn dit myn Kinderen Verckens / Godt geef u mede sulcke Verckens als
ick hier by my hebbe/ waer in Godt Almachtigh syn wonderwerck gedoen heeft/ als ghy
in dese Figuyr kont sien/ daer het Schepsel van dese rycke Vrou in haer Geboorte van een
Kindt/ met een Verckens hooft ter Werelt is ghekomen / ghelyck hier na verhaelt wordt/
alle Menschen tot een Spiegel/ dat Godt de Heere ons voor meerder onheyl wil bewaren/
Amen.

Gedruckt tot Amsterdam/ in 't Jaer ons Heeren 1641.

Figur 9.

dich fort mit deinen Schweinen wohin du willst, ich gebe dir nichts, worauf die arme Frau sagte: „Sind meine Kinder Schweine? Gott gebe Ihnen auch solche Schweine, als ich hier habe". Hierin hat der Allmächtige Gott sein Wunderwerk gezeigt, wie ihr in

dieser Figur sehen könnt, da das Geschöpf dieser reichen Frau bei ihrer Geburt eines Kindes, mit einem Schweinskopfe zur Welt gekommen ist, wie hiernach erwähnt wird, allen Menschen zu einem Spiegel".

Auch in dieser Unterschrift, wie bei der von den ungarischen Zwillingen also eine Verallgemeinerung eines speciellen Falles, als Strafe für Sünden, von Menschen begangen. Doktor Boekenoogen hat 1904 in der Zeitschrift „Volkskunde" in einem ausführlichen Artikel nachgewiesen, dass diese „wahrhaftige Geschichte" eine Fabel ist und in direkten Zusammenhang gebracht werden könnte mit so vielen derartigen Geschichten bei uns in Holland, sowie auch in Deutschland und England. Zu erwähnen wäre noch, dasz diese junge Dame mit dem Schweinskopfe von einer unbezwingbaren Lust zum Heiraten erfasst wurde und grosze Summen aussetzte, um einen Mann zu bekommen, ein Wunsch, der aber nach jeder näheren Bekanntschaft regelmäszig unerfüllt blieb. Selbstredend war gerade dieser Teil der Geschichte sehr nach dem Geschmacke des Publikums und wir brauchen uns nicht zu wundern, dasz noch im Jahre 1805 ein Gassenlied erschien, nach „einer angenehmen Weise zu singen", in welchem dieselbe Geschichte nochmals wiederholt wird.

Das Bild von Coloredo (1617 in Genua geboren), dem ein Zwillingsbruder aus der Brust hing, von Gerardus Blasius in seinem Appendix zu dem Buche des Licetus über Monstra auch in Holland bekannt geworden, fand man nicht selten auf Kinderbilderbogen gezeichnet. Auf einem in Bommel bei J. Noman gedruckten Bilde mit vielen kleinen Holzschnitten, findet man neben der: „Frau mit drei Brüsten", auch ein Bildchen vom: „Manne mit dem Kinde aus dem Leibe". Auch einen anderen Bilderbogen, gedruckt von H. Rynders, gibt dieselbe Vorstellung mit der Unterschrift: „Ich trage es bequem".

Auszer solchen Monstra sind noch manche Abnormalitäten von geschickten Impresarios ausgenützt worden und oft war es, wie beim Stolwijkschen Bauern, die eigne Familie, welche aus dem Falle Münze zu schlagen versuchte. Sehr viel Aufsehen erregte seiner Zeit eine Frau, in Ost-Friesland im Dorfe Engerhave im Jahre 1506 geboren. Diese Frau, namens Magdalena Emohne, war ohne Arme zur Welt gekommen. Auf einem Bilde aus die-

ser Zeit sitzt sie auf einem Kissen, das Haar schön frisiert, ein Halsband um den Hals, während sie beschäftigt ist, mit den Zehen ihres rechten Fuszes einen Schlüssel ins Schlosz eines Kästchens zu stecken, das vor ihr steht. Es ist ein kleiner Holzschnitt in viereckigem Rahmen und mit einer 17zeiligen Unterschrift in altdeutscher Sprache, aus der wir erfahren, dasz zu sehen sei: „eine Wundergeburt der Schöpfung Gottes, die Magdalena Emohne, ohne Arme mit einem kleinen Beine, daran sie nur vier Zehen hat: kan ihr selbst damit zu trincken geben und nog mehr Sachen verrichten; kann auch die deutsche, niederländische, italienische und französische Sprachen reden und lesen". Die Unterschrift wird beendet mit den Worten: „Wer nun die Jungfrau lust hat an zu sehen, der wolle sich verfügen". Es existiert eine zweite Abbildung von derselben Dame, auch ein Holzschnitt, 1616 herausgegeben. Auch hier ist Magdalena beschäftigt, mit einem Schlüssel zwischen ihren Zehen festgehalten, ein Kistchen zu öffnen und auch hier sitzt sie auf einem Kissen. War sie aber auf dem ersten Bilde unbekleidet, so ist sie hier geschmückt mit Rock, Schnürleibchen, Kragen und Kappe. Der Schlüssel hängt hier an einem groszen Schlüsselbunde, während auf dem ersten Bilde nur ein Schlüssel mit den Zehen festgehalten wurde. Noch auffallender als die Magdalena Emohne und dadurch für's Publikum noch interessanter war der Matthias Buchinger. Dieser Mann ohne Hände und Füsze, in Nürenberg geboren, ist auf dem Bilde dargestellt mit einem dreieckigen Hut auf dem Kopfe und bekleidet mit einem gallonierten Rocke. Er sitzt auf einem Kissen an einem Tische, auf den man zum Vergleich der Gröszenverhältnisse ein Tintenfass und eine Zither gestellt hat. Auf dem Boden steht eine kleine Flinte zum Zeichen, dasz er auch diese zu hantieren wuszte. Als er Amsterdam besuchte war er 31 Jahre alt und sein Bildnis stimmt mit diesem Alter überein, da er mit langem Haar und einem Schnurrbart abgebildet ist.

In dieser Rubrik sind auch die Bilder zu erwähnen, welche Bettler vorstellen, da gerade bei den Bettlern oft Abnormalitäten die Veranlassung zum Betteln waren. Es gibt eine Reihe von Gravüren, gestochen von A. Smitt, auf welchen die am meisten bekannten Bettler in Holland abgebildet sind nach Zeichnungen

von P. Barbiers. Auch von P. Langendijk ist eine Reihe von Stichen nach denselben Zeichnungen verfertigt worden. Unter diesen bekannten Straszenfiguren ist mancher mit amputierten Beinen zu finden, der sich dann auf Krücken oder sehr wunderlich gebildeten Instrumenten weiter bewegt. Jedes Bildchen hat ein vierzeiliges Gedicht als Unterschrift. Schwarzer Klaas hat amputierte Füsze, geht mit zwei Krücken unter den Armen und hat an seinem Körper das Untergestell eines Stuhles mit vier Füszen festgebunden. Sein Kollege braucht den Kniff von Klaas nicht, um auszerdem Gesicht und Hände schwarz zu machen, er erregt die Aufmerksamkeit durch die Kunst, sich vorwärts zu bewegen ganz zusammengedrückt auf einem kleinen Wägelchen mit vier Rollen darunter, während dessen er sich mit zwei Holzstücken in Bewegung setzt. Ein dritter Kollege von Klaas hat nur ein amputiertes Bein; er sitzt auf einem Untergestell mit Füszen, das eine Bein auf einem Brette mit zwei Rollen ausgestreckt und bewegt sich mit einem kleinen Dreifusz. Das Bild eines Mannes mit zwei amputierten Beinen, der auf Krücken geht, ist in der Serie von Schmit geschmückt mit folgender Unterschrift

„Ich kämpfte früher für Land und Staat
Und verlor dadurch meine Beine,
Nun frage ich täglich mein Brot auf der Strasse
Von denen, für die ich zu sterben dachte."

Die Abbildungen dieser Straszenfiguren waren so populair, dass H. Numan sie auf einen Kinderbilderbogen in Holzschnitt nachgestochen, mit zweizeiligen Versen versehen und in hellen Farben für die Jugend um so anziehender gemacht hat.

VII.

Wir haben oben schon gesehen, wie Besje van Meurs auf einem Kinderbilderbogen abgebildet ist, es gibt noch sehr viele populaire Persönlichkeiten, welche auf diese Weise verewigt sind, z. b. der in Amsterdam eine Zeitlang sehr bekannte Tetjeroen. Auf einem Bilderbogen, herausgegeben von den Erben von H. Rijnders in Amsterdam, ist seine ganze Lebensgeschichte in 24 kleinen Holzschnitten abgebildet, jeder mit einem zweizeiligen

Verse. Wir erfahren aus dieser Geschichte, dass auch der Tetjeroen sich der Arzneikunst zu befleiszigen versuchte. Gleich der erste Vers lautet schon: „Tetjeroen, der will probieren, ob er auch, der Doktor kunst erlernen kann." [1]) Im weiteren Verlauf der Geschichte wird es schon deutlich, dasz er die Praxis ausübt, denn im 7ten Verse lesen wir:

„Er beobachtet im Glase das Wasser, ob etwas übles drin sei," und im 18ten Verse: „Tetje kocht hier Pferdeäpfel, um damit Arzneimittel zu bereiten", während der 16te Vers uns noch mitteilt: „Tetje gibt dem armen Manne etwas, damit er purgieren könne."

Das Bild von Tetjeroen war sehr populair und erfreute sich vieler Drucke und Variationen; farbig und schwarz wurde die Geschichte Tetjeroens bei den meisten Druckern von Kinderbilderbogen herausgegeben. Später ist der Namen geändert worden und die Aufschrift heiszt nun:

> „Hans Beuling komt hier auf die Bühne, Er spielt seine Rolle und bekommt seinen Teil, wünscht aber den Namen Tetjeroen nicht mehr zu führen."

Die Vorstellungen auf dem Bilde sind gänzlich erneuert; Meister Kwak soll nun als Flagge die Ladung decken müssen, genau wie die jetzigen Kurpfuscher zu tun pflegen, um das Gesetz zu umgehen. Das zweite Bildchen stellt eine Urinuntersuchung dar: „Herr Kwak, sagt Hans, besieh dieses Wasser. Es ist weder von einer Katze noch von einem Kater." Der Meister beschaut es genau und sagt zu Hans: „Nein, ich sehe es wohl, es ist von einem Menschen, Sage dasz es nicht nach meinem Wunsche ist." Die Diagnose ist hier also reduziert auf die denkbar einfachste Form! Auch die Suggestion wird als ein sehr brauchbares Hilfmittel angewandt, sehen wir doch auf einem folgenden Bildchen wie der Hans bei einem Patienten steht, und Hans auf dessen Kopf zeigend, ihm zuruft: „Mann, dein Kopf schmerzt." Hier wird also das Uebel hineinsuggeriert, um mit desto gröszerem Erfolge den Patienten heilen zu können.

Dasselbe Thema ist wieder zu finden in der Geschichte von Doktor Steven und seinem Dienstknechte Spring in 't veld. Hier

---

1) Die holländischen Unterschriften sind überall in die deutsche Sprache übersetzt.

preist ein Pseudo-Doktor seine Heilmittel auf einer Bühne dem Publikum an, unterdessen der Diener einen höllischen Lärm macht. Im weiteren Verlaufe der Geschichte läuft der Knecht davon, um selbst als Kurpfuscher die Leute zu betrügen. Da bei dem Verfertigen von Bilderbogen oftmals der Gedanke im Vordergrunde stand, an erster Stelle zu belehren, finden wir, auszer Biographien bekannter Personen, auch manchmal Bilder, auf denen verschiedene Berufe und Aemter abgebildet sind. In dem ausführlichen Werke von Emile van Heurck und G. J. Boekenoogen: „Histoire de l'imagerie flamande", ein Werk, in das viele originelle Bilder eingeschaltet wurden, kommt ein solches Bild vor (S. 503.) mit der Abbildung eines Arztes, der mit bloszem Kopfe auf einem Pferde sitzt, gestiefelt und gespornt, eine Klistierspritze in der Hand. Nach der Weise: „J'ai du Mirliton" kann man dabei singen:

Pour avoir votre pratique
J'ordonne aujourd'hui du vin
Qui fait passer la colique
Les soucis et le chagrin.

Wir haben bis jetzt bereits die Bekanntschaft von einzelnen polulären holländischen Kurpfuschern gemacht, es gibt aber noch viele von diesen volkstümlichen Bildern, auf denen Kurpfuscher abgebildet sind. Wir wollen hier nur einzelne erwähnen. Ein schönes Bild von J. van de Velde aus dem Anfange des 17ten Jahrhunderts mit dem Titel: „Das Volk will betrogen sein" gibt die Vorstellung eines wohlgenährten Kurpfuschers, der auch das Steinschneiden ausübt, wie aus der Leinwand zu ersehen ist, die hinter ihm aufgehängt ist und an der Steine verschiedener Grösze befestigt sind. Es war damals Sitte, dasz ein solcher rundreisender Chirurg vor dem Anfange seiner Vorstellung einen Umzug durch die Stadt machte, um das Publikum von seiner Anwesenheit in Kenntnis zu setzen. Ein hübsches Bild von Bulthuis zeigt uns einen solchen Herrn, wie er auf einem prachtvoll ausgestatteten Pferde sitzt, sein Diener, als Narr gekleidet, hat sein Plätzchen hinter ihm erobert und begleitet seinen Herrn bei dessen Umritt auf dem Jahrmarkte, eine Flasche in die Höhe haltend und der Menge zuschreiend. Merkwürdig ist auch ein groszer Holzschnitt, der das Zelt eines Kurpfuschers

vorstellt mit der Unterschrift: „Betrachte, O, Jugend, dieses Bild, lache nur darüber, aber ... lies andächtig was darunter steht!"

Ein groszes Zelt mit erhöhtem Podium wird vom Marktschreier und seiner Frau benutzt; während dieser den Stab des Aesculap in der einen und ein Päckchen in der anderen Hand hält, zeigt der Narr der Menge das Doktordiplom und hat ein hutgekrönter Affe eine grosze Klistierspritze auf das Publikum gerichtet. Ein Mörser und verschiedene Flaschen stehen auf der Erde und auch viele von den Päckchen, wie der Pfuscher sie in der Hand hält. Wo so viel Reklame gemacht wurde, wundert es uns nicht, dasz man auch Flugblätter gebrauchte und diese unter das Publikum ausstreute, um die Aufmerksamkeit auf den Wunderdoktor zu lenken. Begreiflicherweise sind solche Blätter nur in ganz seltenen Fällen für die Nachwelt aufbewahrt worden. In der Sammlung des Herrn Boekenoogen befindet sich ein solches Flugblatt von dem Meister Gerardus Nicolaas V, ein Blatt, das zu den gröszten Seltenheiten gehört, ja vielleicht ein Unikum darstellt. Meister Nicolaas V hat sich selbst abbilden lassen, gekleidet in ein schönes mit Spitzen besetztes Gewand. Er hält in seiner rechten Hand ein Harnglas, und in der anderen Hand ein Paar grosze Handschuhe. Fig. 10. Unten links am Bilde gibt es noch eine Vorstellung desselben Meisters, wie er am Krankenbette den Puls fühlt. Das Flugblatt fängt an und endigt mit einer genauen Anweisung seiner Adresse, auf dem Singel zu Amsterdam in der Nähe der lutherischen Kirche: „im vergoldeten Engel", oder das Haus wo „der Korb mit dem Harnglas" aushängt.

Zweitens enthält das Reklamebillet ein Verzeichnis aller Krankheiten, welche der Meister Nicolaas V zu heilen im Stande ist. Zuerst kuriert er das Morbum Gallicum mit allen seinen üblen Folgen und er verspricht diese Krankheiten so im Geheimen zu behandeln, dasz die Frau es gar nicht gewahren wird, wenn ihr Herr Gemahl vom Meister kuriert wird und der Mann es nicht von seiner eignenen Frau zu wissen braucht. Zweitens hat er ein kunstvolles Remedium um Bruchleidende zu heilen, ohne dass Messer zu gebrauchen. Last not least wird im Flugblatte ein Mittel zugesagt für diejenigen, welche ihre männliche Natur verloren haben und er will die betrübten Männer und Frauen wieder erfreuen wie eine Rose, welche im Sommer mit Tau-

Den Meester die dese brieven laet uyt gaen / is woonachtigh 't Amsterdam / op de de [illegible] in de vergulde Engel / het tweede huys van de Luttersche kerck ofte op een huys na het [illegible]-huys van de Luttersche kerck / daer een Ordinael-korf en een brief daer op met Breuck-banden voor de deur hanght. De Patienten gelieven hier op te letten / en hare Brieven te bewaren op datse het rechte huys konnen vinden / daer de verguldene Engel uythanght,

Niemant en mach sich selven prysen,, Of de wercken moeten 't Vonnis wysen.



MEn laet alle Heeren / Koopluyden ende Huys-Lieden weten / als dat hier binnen Amsterdam woonachtigh is een Konst-rycken en wydt vermaerden Meester / die door sochte heeft menichte van Koninghrycken / Landen en Steden / heeft een sonderlinge experientie in de konst der Medecijnen / soo dat ick met recht wel mach schrijven [illegible] gelijcken te moghen wesen / maer [illegible] Meester niet / van dese [illegible] beschreven [illegible] heden ende gebreken / soo dat ick veel [illegible] Potentaten / Graven / Heeren / Koop[illegible] ende Burgers / die ick op menichte van [illegible] swaere en [illegible] miraculeuse accidenten so mans als vrouws persoonen / hebbe gecureert en geholpen.

TEn eersten genees ick het Morbum Gallicum, oft de quade Pocken / met alle haren aenhangh / door een konst sonder perijckel / al gaende en staende dat ick seker weet dat hier te lande by niemant dese konst is / [illegible] allerley Pocken en haren oorspronck / met alles dat de Pocken aen gaet / al waert dat ghy van veele Meesters verlaten waert / so genees ick u l. so secreet dat de Vrou niet kan bemercken dat de Man van sulcke gebreken wort gheholpen / en de man niet van syn eygen vrou sal konnen weten: want dese secrete konst noyt in dese Landen ghehoort ofte ghesien is / al waert schoon dat de Pocken niet door en braken / datse haer verborghen houden / 't zy in hooft oft in de neuse / in de schouders / oft in de armen / of in 't gewricht van u gheheente / dat ghy nacht noch dagh niet rusten kondt / soo sal ick u soo suyver en [illegible] ghenesen als een Kint dat eerst gheboren is.

Ten tweeden heb ick een konstige remedie voor die gebroken of gescheurt zyn / so mans als vrouwen / 't zy in de Navel / Liesschen oft Ghemacht / hoe groot dat het soude mogen wesen / al waert dat ghy u gebreck 10 of 20 jaren gedraghen hadt / soo sal ick u fris en gesont leveren met Godts hulpe / sonder snyden, want ick dat selve doen kan / 't selfde kan ick bewysen met Heeren brieven ende Zegels / of ick sal verbeuren lijf en goet.

Ten derden help ick de ghene die haer manlijcke nature verlooren hebben / en doe den bedroefden gheest der ghetroude Mans en Vrouwen weder verblyden / 't zy by wat occasie sy de selfde mogen verlooren hebben / en doese wederom verquicken als een Roos die des Somers dauw ontfanghen heeft / soo dat gantz Nederlandt van myn konst sal weten te spreken.

Oock meestere ick niet ghelijck ise hier te Lande doen / ende houden de Patienten een jaer oft half [illegible] / maer ick ghenees u met Godts hulpe in korten tijt / al hadt ghy u ghebreck lange jaren gedraghen / [illegible] ick lust en liefde hadt: Aen sulcke Menschen [illegible] myn konst te bewysen / [illegible] de reyse niet [illegible] [illegible] te komen / [illegible] sal u een [illegible] lichtige reyse zyn / om tot u gesontheyt te geraken, daer om neemt u tijt wel waer / ter wyl het u gheheuren mach / en wilt u selven niet versuymen om tot u ghesontheyt te geraken.

Figur 10.

tropfen gelabt ist und ganz Holland soll seiner Ankunft Erwähnung tun!

Zum Schlusze wird noch mitgeteilt, dasz der Meister zu Hause ist bis abends zehn Uhr. Auch hat er in seinem Hause gelegentlich ganz gute Zimmer, wo er Kranke innerhalb zwei oder drei Wochen heilen kann und falls der Patient nicht vollständig kuriert ist, begehrt er gar kein Geld, keinen einzigen Groschen, weder für Speise noch Trank, Wohnung oder Medizin! Eine moderne Annonce eines Kurpfuschers kann es nicht schöner wiedergeben und auch hier bewahrheitet sich das Sprichwort: „Alles schon dagewesen!"

Im Archive der Stadt Rotterdam ist eine Sammlung verschiedener Reklameflugblätter von Kurpfuschern aus vorigen Jahrhunderten in Verwahrung und merkwürdigerweise kuriert der Meister Nicolaas Gerardus V genau dieselben Krankheiten wie seine Kollegen: das „Morbum Gallicum", die „Brüche oder Hernien" und auch die dritte Specialität ist hier wieder zu finden: „die Impotentia Venerea". Kein einziges dieser Blätter ist aber mit so einem schönen Bild geschmückt wie das von uns beschriebene Blatt, nur stellenweise findet man den Abdruck eines Stadtwappens.

Bis in späterer Zeit ist der Inhalt derselbe geblieben, augenscheinlich des Erfolges wegen, der damit erzielt wurde. 1723 stand in den „ausgestreuten Zetteln" von Claes Tilly, dass „die Kraft seines Mittels besonders beim Nieren- und Blasengries hervortrete, dasz es sich aber auch als ein gutes Heilmittel bewährt habe bei jedem Uebel, sowohl ernstem als leichtem" und dieselben Sätze standen noch in den Reklamezetteln der „Haarlemmerolie" in der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

VIII.

Selbstredend ist es unmöglich, alle Bilder, die besonders herausgegeben sind und also nicht in Büchern gefunden werden und die wir zu den volkstümlichen medizinischen Bildern rechnen können, in dieser Arbeit einen Platz zu geben; vielleicht enthält manche Sammlung noch verschiedene Radierungen und Stiche, deren Dasein noch unbekannt ist. Um nicht allzu um-

ständig zu werden, ist manches weniger interessante Bild hier nicht erwähnt worden, aber doch will ich noch kurz einer Bildersammlung gedenken, die im Jahre 1720 zusammengestellt ist zum Zwecke, alle einzeln herausgegebenen Gravüren über den: „Windhandel" in einem Buche zu vereinigen. Dieses Buch: „Het groot tafereel der dwaasheid" ist in Holland und auch anderswo viel verbreitet gewesen. und war lange ein Rätsel für die Bücherfreunde und Bildersammler, da man nie zwei ganz gleiche Exemplare findet und es einer sehr groszen Anzahl Exemplare bedürfte, um eine Beschreibung der Sammlung geben zu können (Drugulin sagt in seinem historischen Bilderatlas, Seite 343: „da fast alle Exemplare dieses merkwürdigen Buches verschieden sind, ist es kaum möglich, eine genaue Kollation zu geben"). Friedrich Müller hat nicht nur 16 Jahre lang alle Exemplare in den öffentlichen Bibliotheken untersucht, sondern auch alle diese Bücher auf Auktionen aufgekauft, um den Chaos ordnen zu können. Im Jahre 1876 hat er eine Beschreibung dieser Sammlung herausgegeben. Der Zweck dieser Bilder war, den Hang zum Wucherhandel, der so manchen ruiniert hatte, so scharf als möglich zu parodieren und dabei alles auszunutzen, was nur einigermaszen dazu beitragen konnte, den verfolgten Zweck zu erreichen. Auch in dieser Sammlung sind einige Bilder zu finden, welche ins Kader dieses Studiums fallen.

Unter der Nummer neun beschreibt Müller ein Bild, das gewisz viel verkauft worden ist, da man jetzt noch manches einzelne Exemplar in Sammlungen und Auktionskatalogen findet. Es trägt den Titel: „Bei vielen sitzt der Stein im Kopfe". Auch hier ist, wie auf dem Bilde von J. van de Velde, der Stein das Ziel der ärztlichen Behandlung, eine Operation, über welche man in der Geschichte der Medizin viele Einzelheiten finden kann und die von den Kurpfuschern des 16 und 17ten Jahrhunderts manchmal als Scheinoperation angewandt wurde. Der Ausdruck: „einen Stein im Kopfe haben" rührt von den Arthurromanen, nämlich vom Haushofmeister des Königs Arthur, der zuvor jeden neckte und schlieszlich selbst zum Narren gehalten wurde. Das wurde ein Ausdruck in späteren Romanen und Komödien, ein Ausdruck der wieder stärker auflebte bei der Wette eines gewissen Freiherrn von Meyster in Amersfoort im Jahre 1661, eine

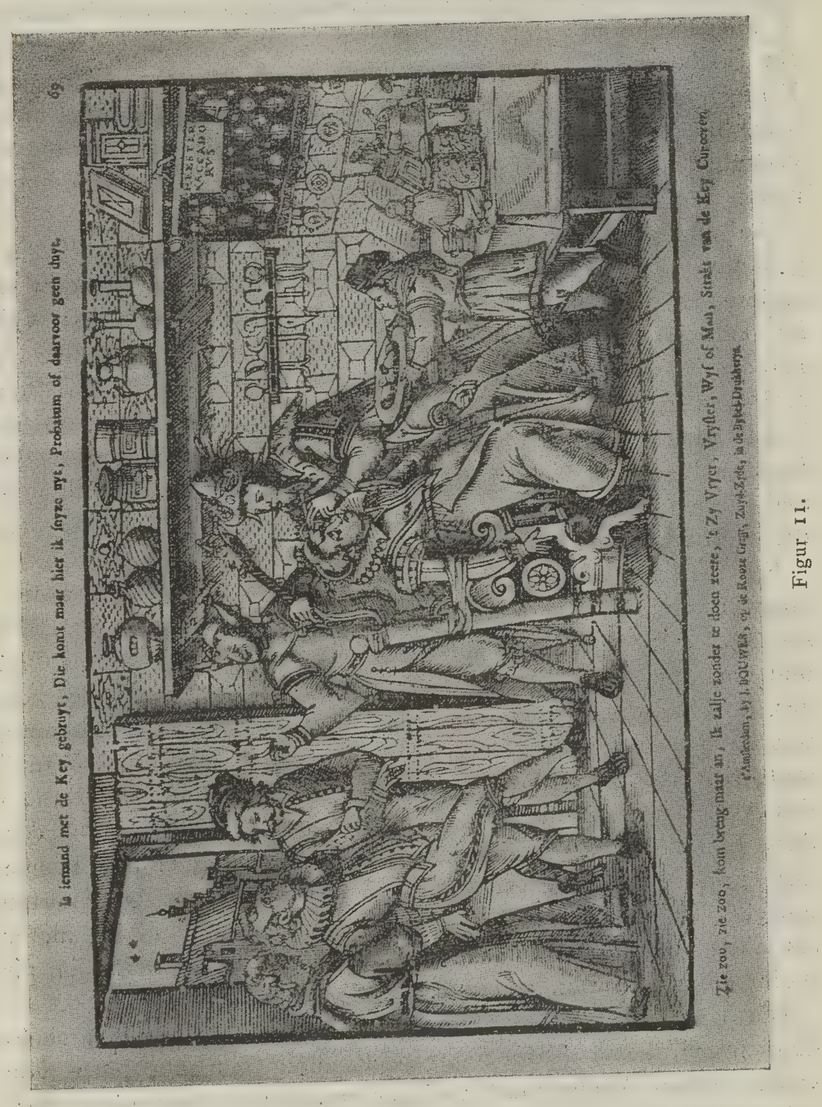
Wette, um einen besonders groszen Stein aus der Umgegend nach dieser Stadt bringen zu lassen, wo noch jetzt der Stein zu sehen ist.

Auf dem Bilde im „Tafereel der dwaasheid" sind neun Vorstellungen abgebildet, wo der Stein abwechselnd auf der Stirn sitzt oder daraus entfernt wird und wo der Stein auf natürlichem Wege den Körper verläszt oder herausbefördert wird. Jeder Vorstellung ist eine kurze Erklärung hinzugefügt und auf vielen kleinen Streifen sind noch Inschriften, meistens in sehr derben Ausdrücken, gedruckt.

Auszer dem bekannten Bilde von Breughel mit einer Vorstellung dieser Operation gibt es noch manche Bilder, welche dieses Verfahren zeigen. Nur eins, das ganz selten noch aufzutreiben, bis jetzt unbekannt geblieben und auszerdem lediglich als volkstümliches Bild gemeint ist, soll hier Erwähnung finden. Es ist ein Holzschnitt, herausgegeben von J. Brouwer zu Amsterdam. Fig. 11. Die Ueberschrift kündet sofort die Absicht an: „Falls einer vom Steine gequält wird, der komme her, ich schneide ihn aus. Probatum oder kein einziger Groschen." Ein Narr mit einer Kappe und Eselsohren winkt einen Mann zu sich, der gerade von zwei Kerlen ins Zimmer geschleppt wird und sagt: „Recht so, recht so, bringe nur her, ich werde sie sogleich vom Steine kurieren, sei es Weib oder Mann". Ein Schlachtopfer aus wohlhabendem Stand, ihrer Kleidung nach, sitzt tüchtig festgebunden auf einem Stuhle. Der Operateur, gekleidet in Pelzmantel und geziert mit einer wunderlichen Kopfbedeckung, ist gerade im Begriffe, einen Stein aus der Stirn dieser Dame herauszuschneiden, während ein junger Gehilfe eine Schale fertig hält, um das Resultat der Operation einer groszen Anzahl schon entfernter Steine beizufügen. Ein Zettel mit dem Namen Kaccadorus hängt an der Wand nebst einem Tuch mit vielen Siegeln und einer Menge von Steinen. Auf einem Tischlein sowie auf einem Brette an der Wand stehen verschiedene Flaschen, Töpfe, Gläser und Instrumente.

Henry Meige hat im ersten Jahrgange dieser Zeitschrift seiner Studie über: „Les arracheurs de Pierres de tête" einige Abbildungen hinzugefügt, Reproduktionen von alten Bildern, auf denen der Steinschnitt abgebildet ist: der Kupferstich von Breughel, ein Bild, das Theodor de Bry zugeschrieben wird und drittens der

ganz merkwürdige Stich von Nicolaas Weydmans, wo der Operateur in derselben wunderlichen Kleidung wie auf unserem Bilde



Figur 11.

abgebildet ist. Auch hier ist der Patient am Stuhle festgebunden, nicht nur mit den Armen, sondern auch die beiden Beine sind zusammengeknüpft. Doktor Liétard aus Plombières ist im Besitze

einer Zeichnung, welche im zweiten Jahrgange von Janus reproduziert ist und hier sitzt der Patient ganz ruhig und ergeben mit gekreuzten Armen auf seinem Stuhle, während dessen der Operateur in aller Ruhe arbeitet. Im Reichsmuseum zu Amsterdam wird ein Stich von Jan van der Bruggen nach einem Gemälde von Teniers aufbewahrt und auch hier ist das Schlachtopfer nicht festgebunden, gibt aber mit Armen und Beinen zweifelsohne zu verstehen, dass die Operation bei ihm doch nicht sehr angenehme Gefühle hervorruft.

Auf einem zweiten Bilde aus dem „Tafereel" (Nr. 70 von Muller), genannt: „Bespiegeling der geldzuchtige wereld in 't begin en ondergang van den Actiehandel" (Spiegel der geldgierigen Welt im Anfange und Untergang des Schwindelhandels) befindet sich manche Vorstellung im Geiste des ersten Bildes. Ein Patient, oben rechts, wird zu Ader gelassen und darunter steht ein Doktor am Krankenbette mit einem Urinal in der Hand, welches er gegen das Licht hält und andächtig beobachtet. Die weiteren Vorstellungen and diesem Bilde persiflieren die Folgen der Geldgier und auch diese Abbildungen tragen einen sehr trivialen Charakter.

Ein drittes Bild führt den Titel: „Anatomie der Windnegotie" oder „Bombario voor den drommel." Hier sehen wir einen Börsenhändler tot auf dem Seciertische liegen, der Leib ist geöffnet und ein Operateur holt gerade ein Konvolut von Gedärmen heraus, an dem man sehen kann, wie sie ganz mit Luft gefüllt sind, was zu dem Schlusze Anlasz gab, dasz der Patient am: „Wind" gestorben sei. Bombario ist auf allen diesen Bildern der Namen des Arztes und aus dem Verse unter diesem Bilde geht hervor, dass Bombario auf die Flucht geht, nachdem einer den Diener des Hippocrates das Resultat seiner Obduktion mit den Worten mitteilt: „Beim Durchsuchen seiner Eingeweide fand ich nichts als einen Büschel von Schweinsblasen und konstatierte ich als Fachmann: „der Mann ist am Winde gestorben."

Die Kuhpockenimpfung empfand in den ersten Zeiten nachdem Jenner seine Entdeckung weltkundig gemacht hatte von vielen Seiten Widerstand und so wundert es uns nicht, dass neben zahlreichen Schriften, welche die günstige Wirkung in Zweifel zogen, ja selbst die Impfung nachteilig für die Gesundheit nannten, auch Spottbilder herausgegeben wurden. Eine der grószten

Beschwerden der Gegner war die Angst, durch die Impfung tierische Eigenschaften in den menschlichen Körper zu übertragen, und es ist sehr begreiflich, dasz gerade dieses Thema für Spottbilder verwertet wurde. Das bekannteste Bild ist 1802 von dem berühmten Karikaturisten J. Gilray gezeichnet worden, ein Bild, auf dem alle eingeimpften Personen die Folgen dieser Operation zeigen und der Verkuhung verfallen sind (Eine schöne Reproduktion dieses Bildes gibt Holländer in: „Die Karikatur und Satire in der Medizin", Seite 48 in der Ausgabe von 1905). Auch in Frankreich und Deutschland wurden Impfkarikaturen in den Handel gebracht, nur Holland machte der Entdeckung Jenners gegenüber eine Ausnahme. Keine Spottbilder erschienen hier, sondern gerade das Gegenteil war der Fall: Seitens der Gesellschaft „tot Nut van het Algemeen" ist im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts ein Bild herausgegeben mit dem Titel: „Nederlandsche weldadigheid" und die allererste Vorstellung auf diesem Bilde zeigt uns, wie ein Arzt ein Kind mit Kuhpocken vakziniert. Das Kind wird von der Mutter auf dem Schosze gehalten und mehrere Mütter mit ihren Kindern warten ruhig, bis sie an der Reihe sind. Unter dem Holzschnitte steht ein vierzeiliger Vers, dessen Inhalt einen Lobspruch enthält, den Niederlanden zur Ehre „wo die Nachkommenschaft der Armen bewahrt wird vor der Gefahr, dass der Ansteckungsstoff herumfährt". In der Beschreibung wird dieses Bildchen mit der Nummer Eins angedeutet als: „Gratis vaccineeren!"

Zum Schlusze noch einige Worte über ein paar Bilder, speziell für's Volk angefertigt, um auf die Gefahren zu weisen, denen die Menschen ausgesetzt sind bei Choleraepidemien und die eine Warnung bezwecken; ebenso wie man jetzt durch Anschlagezettel und Verbreitung von populären Brochüren das Volk zu warnen sucht beim Ausbruche irgend einer ansteckenden Krankheit. So auch damals, als in den letzten Tagen des Juni 1832 in Scheveningen die Cholera ihren Eintritt hielt. Ein Folio-Bild, in Buchdruck herausgegeben von Dirk Terwoert, trägt die Aufschrift: „Verschijnselen der Aziatische braakloop".

Obenan auf dem Bilde stehen drei Miniaturbildchen mit biblischen Vorstellungen, nach unten folgt die in drei Spalten gedruckte Beschreibung der Krankheit. Unter den Erscheinungen,

welche andeuten, dasz eine Person von der Krankheit ergriffen ist, werden besonders genannt: das Erbrechen einer schmutzigen weiszlichen Flüssigkeit, Bauchentleerungen von ähnlicher Beschaffenheit, das Auge verliert seinen Glanz, die Oberfläche des Körpers wird eiskalt, besonders die Nase, Wangen, Ohren, Hände, Füsse und Zunge, die Ohren und der beweglichen Teil der Nase sind sehr schlaff und weich. Als ein untrügliches Zeichen der Krankheit wird angeführt, dass die Haut ihre Elastizität eingebüszt hat: eine Falte in der Haut emporgehoben weicht nicht zurück, wie bei anderen Krankheiten und bei Gesunden, sondern diese Falte bleibt stehen in der neuangebrachten Form. Die Vorderseite des Halses über dem Schüsselbein wird als die für diese Probe geeignetste Stelle angegeben, wie auch der Bauch und die Waden. Die Stimme ist eigentümlich dumpf und heiser, schwach und kaum hörbar. In diesem weit vorgeschrittenen Stadium der Krankheit ist bisweilen die Haut so empfindlich, dasz sogar die gewöhnlichen Eindrücke lästig empfunden werden. Die Kranken phantasieren selten und behalten das Bewusztsein bis zum Augenblicke des Todes. Ganz unten auf der Gravüre ist folgendes Mittel gegen die Cholera zu finden: „Man nimmt eine halbe Masz französischen Branntwein, zwei Mässchen Genuaöl, eine Unze Brotsucker, zwei Lot Zimmet und eine Muskatnusz. Im Anfange der Krankheit soll man gleich eine Tasse Thee von diesen Ingredienten trinken und nach einer Viertelstunde wiederholen, bis das Unwohlsein abnimmt und die Anwendung des Heilmittels allmählig verringert werden kann. Das bekannte Bild vom Cholera-Präservatifmann hatte den Zweck, die übertriebenen Angstäuszerungen des Publikums zu persiflieren und der Erfolg war so grosz, dasz alsbald eine Choleraprädservatiffrau folgte. Das Bild des Mannes zeigt ihn, ausgerüstet mit allen denkbaren Präservatifmitteln und eine ausführliche Beschreibung gibt eine genaues Rezept, in dem Chlorkalk, Kampfer und Kamillenthee eine grosze Rolle spielen.

Wir haben in den volkstümlichen Bildern eine nicht zu verkennende Quelle für die Geschichte der Medizin kennen gelernt, durch Abbildungen von nicht oder nur ungenau beschriebenen medizinischen Gebrauchsgegenständen, die Anwendung von ärztlichen Handlungen und die Zeit, in welcher diese angewendet

wurden, aber auch die Bilder von abnormalen Menschen und die Gravüren bestimmter Krankheitsfälle. Dieses Gebiet ist natürlich noch zu erweitern durch Bilder, die in alten, nicht medizinischen Büchern zu suchen sind und durch die Titelbilder von manchem medizinischen Werke aus früheren Zeiten. Auch hier ist noch manche Abbildung auffindbar, von Interesse für die Einrichtung von Krankenhäusern, Krankenzimmern, Wochenstuben, dem Krankentransport und allem, was zur Verpflegung gehört; es wird der Mühe lohnen, auch auf diesem Gebiete eine Untersuchung anzustellen.

LA MÉDECINE EST-ELLE D'ORIGINE EMPIRIQUE?

PAR P. SAINTYVES, [E. NOURRY].

PARIS.

CHAPITRE IV.

Empirisme et Raisonnement dans la médecine mystique.

Le hasard n'est pas l'inventeur de la thérapeutique, même de la thérapeutique du prêtre ou du sorcier. Le hasard ne saurait être un maître, le véritable maître est la nature „qui produit et enseigne toutes choses."

§ I. — L'observation de la nature.

La discipline des impulsions de l'instinct.

En réalité, dès que l'homme a pratiqué un art quelconque, il a eu recours à l'observation et à l'induction; a fortiori lorsqu'il s'est agit de la médecine. Pour profiter des enseignements que purent offrir les animaux, il fallait les avoir observés, même les avoir observés avec soin; et ce n'était que par une induction d'ailleurs sans rigueur que l'on concluait que ce qui était utile à l'animal malade pouvait être bienfaisant à l'homme atteint d'un trouble analogue. L'observation et l'induction se contentaient d'analogies parfois grossières; mais on ne saurait imaginer, on n'a jamais constaté, que les primitifs s'en soient passés.

De même les indications de l'instinct des malades ne purent être transformées en enseignement pratique et utile que par des observations comportant déjà des précisions, par un essai de clinique ou de description de la maladie, par une description du remède ou un essai de pharmacopée.

A côté des hommes-médecins qui se sont bornés à prescrire des remèdes, il s'est trouvé des hommes qui ont compris que nombre de maladies proviennent d'excès dans le boire ou le manger, ou de l'abandon à des chagrins ou à des joies immodérées. Ils devinrent vite des maitres de tempérance. Ces hommes se multiplièrent dans les sociétés organisées et surtout dans les sociétés sacerdotales. Parmi les prêtres d'Esculape la question du régime a déjà pris une considérable importance. Dans plusieurs temples on interdisait le vin aux malades pendant plusieurs jours [1]. Nous avons déjà vu qu'il était fréquent qu'on imposât la diète. Gallien nous dit que les malades étaient tellement soumis à la volonté des prêtres qu'ils restaient quelquefois quinze jours sans boire ni manger, et il ajoute que ceux qui le consultaient ne lui obéissaient pas à beaucoup près aussi ponctuellement [2]. Il est vrai que ces pratiques visaient à faciliter la venue des songes; mais qui ne voit que dans beaucoup de cas elles devaient suffire à améliorer l'état du malade, et que les prêtres ne l'ignoraient pas. Au reste, nous savons par Philostrate qu'il en était positivement ainsi:

„Un jeune assyrien, dit-il, était venu consulter Asklépios: il ne s'en livrait pas moins à la bonne chère et à son goût pour le vin, et dépérissait de plus en plus. Atteint d'hydropisie, il ne se plaisait qu'à boire sans se soucier de combattre l'humidité de son corps. Aussi était-il négligé par Asklépios qui refusait de lui apparaître même en songe. Cependant comme il se plaignait de l'oubli dans lequel il était laissé, Asklépios vint à lui et lui dit: — Cause avec Apollonius, tu t'en trouveras bien. — Le jeune homme alla trouver Apollonius: — Quel avantage, lui dit-il, puis-je retirer de votre sagesse? Asklépios m'ordonne d'avoir un entretien avec vous. — Vous retirerez de cet entretien, répondit Apollonius, un avantage que vous apprécierez dans l'état où vous êtes, car vous demandez je crois la santé. — Oui, la santé que promet Asklépios et qu'il ne donne pas. — Voyons pas de mauvaises paroles! Asklépios donne la santé à ceux qui la veulent réellement; mais vous, *vous faites tout ce*

1) PHILOSTRATE, *Vie d'Apollonius* II, 37.
2) LECLERC, *Hist. de la Médecine*, liv. I, c. 20.

qu'il faut pour aggraver votre état. Vous vous livrez à la bonne chère, vous chargez de mets succulents vos entrailles humides et malades: c'est de la boue que vous mêlez à l'eau" [1]).

Ainsi non-seulement les prêtres d'Asklépios entendaient discipliner les habitudes mauvaises et les déviations de l'instinct de conservation; mais leurs prescriptions impliquaient des considérations sur le sec et l'humide qui supposaient la croyance à une sorte de doctrine humorale.

Les prêtres d'Asklépios veillaient non-seulement au régime du boire et du manger, mais recommandaient les exercices du corps et la gymnastique qu'ils avaient élevée à la dignité (déjà) de gymnastique médicale. Auprès de tous les grands temples on trouvait des gymnases où l'on traitait les affections chroniques par les bains, les frictions et l'exercice. Galien fait mention d'un habitant de Smyrne appelé Nicomaque qui avait contracté une telle obésité qu'il ne pouvait plus faire aucun mouvement et qu'Asklépios parvint à guérir à l'aide de violents exercices de corps qu'il lui faisait faire le matin à jeun [2]). Au reste Asklépios, dit encore Galien, recommandait souvent aux malades, la chasse, l'équitation, la gymnastique, l'exercice des armes [3]).

Le régime moral n'était pas plus négligé que le boire et le manger ou que les exercices corporels. A ceux qui étaient excités par des passions vives. Asklépios (entendez les prêtres du dieu) conseillait d'assister à des représentations bouffonnes, d'écouter la musique ou des chants mélodieux. L'orateur Aristide recevait des prescriptions analogues. Asklépios lui ordonnait de composer des vers, des discours, et des chœurs d'hommes et d'enfants lui chantaient les hymnes dont il était l'auteur.

Enfin les prêtres avaient reconnu l'influence des voyages et des changements de climats tant pour les affections morales que pour certaines maladies organiques. [4])

Il me semble bien qu'ils aient compris toute l'importance des distractions, du changement d'habitudes pour préparer l'esprit

---

1) PHILOSTRATE, *Vie d'Apollonius* I, 9 tr. Chassang in 12 p. 9—10.
2) GALIEN, *De differentiis morborum* C. IX.
3) GALIEN, *De sanitale tuenda* I, 8.
4) A. GAUTHIER *Recherches historiques* p. 49—50.

à des impressions nouvelles et tout spécialement à l'éclosion de la confiance, à l'épanouissement de la foi qui guérit. Le pèlerinage en un lieu salubre aux horizons enchanteurs, lieu sacré et divin, était une admirable préparation à la foi. L'imagination charmée et surprise, l'esprit saisi par les récits de miracles et absorbé par les cérémonies, le corps allégé par le régime et par le jeûne, tout cela préparait le malade à un renouveau au bout duquel la guérison ne devait pas être rare. Et rien de tout cela n'avait échappé aux Asklépiades qui enseignaient une véritable discipline de l'instinct et de la nature par un régime d'alimentation, un régime d'air et de bains, un régime d'exercices corporels, un régime moral sous les apparences de la seule discipline et du seul régime religieux.

§ II. — La critique des révélations et des intuitions surnaturelles.

Leur contrôle apparent et leur contrôle doctrinal. Autoscopie et hétéroscopie.

Nous n'avons pas exagéré la part qui revient aux révélations mystiques. Les songes de l'incubation, les visions de l'extase des sorciers ou de la trance des prêtresses n'ont pas dû enrichir notablement la pharmacopée et la thérapeutique. Cependant on peut faire valoir en leur faveur un argument que nous ne pouvons passer sous silence. „Parlant des patients atteints de maladies extatiques ou convulsives", Cabanis affirme: „Il est de ces malades qui distinguent facilement à l'œil nu des objets microscopiques; d'autres qui voient assez nettement dans la plus profonde obscurité pour s'y conduire avec assurance. Il en est qui suivent les personnes à la trace comme un chien et reconnaissent à l'odorat les objets dont ces personnes se sont servies ou qu'elles ont seulement touchés. J'en ai vu dont le goût avait acquis une finesse particulière et qui désiraient ou savaient choisir les aliments et même les remèdes qui paraissaient leur être véritablement utiles, avec une sagacité qu'on observe pour l'ordinaire que dans les animaux" [1]).

---

1) P. J. G. CABANIS *Rapports du Physique et du Moral de l'Homme* éd. S. Peisse P. 1844 in 8°, 7iè mém., § IX, p, 329.

Virey n'est pas moins explicite: „Lorsqu'une organisation semble s'observer intérieurement, l'instinct lui parle, il l'inspire et l'instruit sur ses propres maux et *souvent d'nne manière plus clairvoyante que ne peut le deviner le médecin de plus habile.* Cette voix intérieure est indépendante de l'intelligence: les personnes les plus simples, les idiots, les individus à demi assoupis sont même les pius capables de l'entendre car ils sont moins distraits par les sensations extérieures." [1]) „On ne nous accuse point, dit-il encore, d'ajouter foi aux prestiges du magnétisme animal (il en fut en effet l'un des plus terribles adversaires); mais ses sectateurs s'autorisent de faits bien connus dans lesquels l'instinct entre en action par l'assoupissement des sens extérieurs. *Qu'une femme délicate ou nerveuse s'abandonne à ce demi-sommeil nommé somnambulisme magnétique,* qu'elle ferme ses sens, ou les portes des impressions externes, les impressions du dedans deviennent prédominantes, alors elle les ressentira plus vivement; elle verra, selon ses paroles tout l'intéreur de son économie, elle apercevra la moindre sensation interne, extraordinaire, ou plus saillante que de coutume; son imagination ébranlée suscitera même dans ses viscères des mouvements particuliers qu'elle pourra considérer comme autant d'inspirations autocratiques de l'instinct ou de la divinité. Il est naturel et conforme aux lois de l'organisme qu'elle puisse désirer spontanément et demander les genres de remède qui conviendraient à ses propres maux." [2])

On pourrait relever dans les écrits des magnétiseurs de remarquables exemples de malades qui, mis en état de somnambulisme magnétique, ont non-seulement décrit avec de remarquables détails l'état de leurs organes malades, mais ont prescrit aux médecins qui les soignaient des traitements qui furent suivis de succès. [3])

Depuis lors, les phénomènes d'*autoscopie* interne ou de vision automatique de l'organisme sont entrés décidément dans la science

---

1) V° *Forces médicatrices* dans *Dict. des Sc. Med.* XVI, 425.

2) V° *Instinct* dans *Dict. des Sc. Med.* XXV, 386.

3) On en trouve cinq fort intéressants dans Dr. Charpignon *Physiologie, médecine et métaphysique du magnétisme* Paris 1848 in 8° pp. 209—228.

avec les Drs Comar et Sollier. [1]) Nous devons admettre que les centres corticaux qui président aux fonctions organiques subissent alors une sorte de sommeil ou d'anesthésie et que le réveil de ces centres amène souvent une aperception des organes auxquels ils sont liés.

Ce point établi il paraît bien difficile de ne point admettre à sa suite que cette aperception organique ne puisse entraîner un appétit pour telle sorte de remède ou déterminer l'impression que telle médication lui serait favorable. La somnambule, la pythie, le sorcier, l'extatique pourraient donc être dans une certaine mesure leur propre médecin et se prescrire à eux-mêmes instinctivement ou intuitivement les médicaments qui leur conviennent.

En fait Aristide qui fut un simple malade, mais qui paraît bien avoir été sujet aux extases et probablement atteint de somnambulisme puisqu'il dictait durant son sommeil les prescriptions qu'il croyait recevoir des dieux, a fini par recouvrir la santé; mais au bout d'innombrables médications, de voyages considérables et d'une vie de pélerin pieux qui ne dura pas moins de treize ans. Et l'on doit observer que parmi les prescriptions qu'il reçut du ciel il y en eut de parfaitement absurdes comme celle de se tirer 120 livres de sang [2]).

Le Dr. Gromier ayant durant des années recueilli diligemment les prescriptions sorties des officines des somnambules de sa connaissance écrit: „C'est pitoyable d'absurdité et d'audace. L'audace va quelquefois jusqu'aux limites du crime, j'ai vu de ces prescriptions dont les doses seraient capables de produire de terribles empoisonnements" [3]).

Ouvrez le volume où sont consignées 269 consultations d'une somnambule contemporaine, Madame Kelsch de Nancy [4]). Le traité des plantes du Dr. Cazin a fourni, ainsi qu'en témoigne la préface toute la matière des ordonnances de notre somnam-

---

2) Dr. Comar *L'autoreprésentation chez les hystériques* dans *Presse médicale* 17 janvier 1903. — Dr. P. Sollier *Les Phénomènes d'autoscopie.* P. 1903, in 12.

2) Aristide, *Oratio sacra secunda* p. 301.

3) Dr. Gromier, *Qu'est-ce que le magnetisme?* p. 40.

4) A. Barmond, *Somnambulisme et thérapeutique.... Thérapeutique de Mme Kelsch de Nancy.* Paris 1904 pt. in 8° br. de 149 p.

bule. Ajoutez-y dix recettes de commères, une douzaine de spécialités pharmaceutiques et vous aurez tous ses secrets qui n'ont rien d'intuitif. Cette femme inspirée n'a rien inventé et ses découvertes n'enrichiront pas la pharmacopée. Le cas de feue Madame Kelsch est d'ailleurs typique et vingt autres somnambules nous donnèrent vingt fois le même résultat [1]).

Dans l'antiquité il arrivait assez fréquemment que l'on consultait les pythies pour des maladies. Alexandre de Tralles rapporte qu'un jeune athénien nommé Démocrate, étant atteint d'épilepsie se rendit à Delphes pour demander au dieu quel remède il devait pendre à son cou pour guérir. La pythie lui rendit un oracle en vers contenant une prescription d'amulette. Comme cet oracle était obscur un prêtre l'interprêta [2]). On ne nous dit pas d'ailleurs que la médication ait réussi. Anciennes ou modernes le cas des somnambules à consultation pose d'autres problêmes. L'*hétéroscopie* [3]) ou la vision anatomique des organes malades d'une autre personne est-elle démontrée? C'est une question fort controversée. Certains médecins l'ont tranchée affirmativement et n'ont pas craint d'utiliser des somnambules dans leur consultation, tels les Drs. Garcin, Hilarion Huquet, Louis de Seré qui nous ont laissé des ouvrages où ils affirment le pouvoir hétéroscopique de leurs collaboratrices [4]), Le Dr. Louis de Seré écrit: „L'art de guérir a des indications précieuses et importantes à retirer de l'étude du somnambulisme lucide." Et encore: „Cette autopsie vivante que le médecin vraiment pénétré de la sainteté de sa profession appelle si souvent à son aide, la vue somnambulique à travers les corps

---

1) Je ne parle pas de l'innombrable troupeau des médicastres qui simulent l'hypnose et le somnambulisme et n'hésitent pas à administrer les médicaments les plus délicats à dose enorme A. Gauthier, *Recherches historiques* p. 217. — Dr. Laurent de Perry, *Les somnambules extra-lucides, leur influence au point de vue du développement des maladies nerveuses* P. 1897 gd in 8° p. 85.

2) Alex. de Tralles, *De medicina* I, 15.

3) Le terme hétéroscopie me semble donner un pendant utile au mot autoscopie.

4) Dr. Garcin, *Le magnétisme expliqué par lui-même.* — Dr. Hilarion Huquet, *Du somnambulisme médical ou esquisse de nososcopie dynamo-thérapeutique.* — Dr. Louis de Seré, *Application du somnambulisme magnetique au diagnostic et au traitement des maladies, sa nature, ses différences avec le sommeil et le rêve* Paris 1855 in 12 de 302 p.

opaques la lui donne, et il rejette ce secours inespéré!" [1]).

Tous ces docteurs vont plus loin; ils admettent que certaines somnambules d'ailleurs fort rares possèdent le pouvoir de lire dans l'organisme des malades comme dans un livre ouvert et qu'elles peuvent indiquer la thérapeutique à suivre, grâce à une sorte d'instinct des remèdes [2]). „La plupart de nos docteurs modernes, conclut le Dr. L. de Seré, se doutent fort peu à coup sûr que l'origine de leur art est purement somnambulique [3]).

L'hétéroscopie n'est pas encore reçue dans la science officielle [4]), qui n'y voit guère en général qu'un prétexte pour l'exercice illégal de la médecine [5]). Mais en admettant même que le fait soit enfin reconnu par les académies, on se demandera néanmoins comment le somnambule peut avoir le sentiment des remèdes qui seront utiles à un malade dont il n'éprouve pas les maux.

Cette difficulté n'arrête pas les partisans des somnambules, elle n'existe d'ailleurs pas pour ceux qui admettent qu'elles sont inspirées par des esprits célestes, bons anges ou bons génies. „Quand le somnambule voit les remèdes propres à d'autres personnes, écrit Morin, qui n'est point crédule, on peut supposer que, s'étant bien mis en rapport avec elles, s'étant bien pénétré de leur état, il se fait une idée si vive de leurs maux, qu'il finit par les regarder comme siens, et alors il voit instinctivement les remèdes convenables, comme s'il s'agissait de lui-même" [6]).

---

1) L. de Seré, *Loc. cit.* p. 17 et 19.

2) L. de Seré, *Loc. cit.* p. 23 et 188.

3) L. de Seré, *Loc. cit.* p. 127.

4) Le Dr. Pitres par exemple explique l'hétéroscopie par l'hallucination: „Un sujet hypnotisé, dit-il, se représente tout aussi bien l'image de l'estomac d'une autre personne que celle de son propre estomac, et une fois l'hallucination produite il en décrira avec une imperturbable assurance, la forme, la couleur, les lésions." Dr. A. Pitres, *Des consultations somnambuliques* dans *Leçons sur l'hystérie* II, 384.

5) Denis-Weill, *De l'exercice illégal de médecine et de la pharmacie* P. 1886 p. 49. — Dr. Saint Aurens *Les Charlatans de la médecine*, P., 1904, in 12, p. 146.

6) A. S. Morin, *Du magnétisme et des Sciences occultes* P. 1860 in 8° p. 291. — Les médecins magnétiseurs admettent que la vision de l'état des malades ne se produit chez certains somnambules qu'à la suite d'une sorte de contagion douloureuse qui leur fait ressentir par sympathie tous les maux du patient. On peut admettre que tous les somnambules sont doués à des degrés divers de cette faculté;

Prenons un instant cette hypothèse pour démontrée et examinons les cas traités par des somnambules assistées d'un médecin. Ici encore nous devons constater qu'elles ne prescrivent rien que ne pourrait prescrire l'herboriste du coin, une fois le diagnostic donné. Le Dr. Charpignon qui a écrit un ouvrage extrêmement favorable au magnétisme, voire à la médecine somnambulique, se voit obligé de faire de grandes réserves au sujet de la perspicacité de leur intuition thérapeutique.

„Dans l'application du somnambulisme à d'autres que le somnambule, on a trois grandes difficultés à vaincre. Premièrement, le somnambule, par des motifs qui prennent leur cause dans ses dispositions morales, peut dire qu'il voit, qu'il sent, sans que cela soit; alors ce qu'il ordonne ne signifie rien quand ce n'est pas mauvais.

„Secondement, le somnambule voyant réellement ou entrant dans un état complet de sympathie avec le malade, *n'éprouve pas toujours l'intuition des substances médicamenteuses, et il ordonne ce que son jugement trouve de plus convenable.* Il n'y a plus dès lors dans sa médication d'aûtres bénéfices que le diagnostic de la maladie.

„Enfin, le somnambule qui a donné des preuves de sympathisme et d'instinct médical n'est pas constamment dans un même état de lucidité . . . .

„Interrogez la plupart des magnétiseurs. Chacun vous dira qu'il a des somnambules d'une rare lucidité, qui consultent avec justesse et guérissent toujours les malades . . . Eh bien ! leur langage est fort exagéré, car sur dix somnambules consultants, on en comptera un qui jouisse réellement des facultés nécessaires; les autres le plus souvent raisonnent, mais n'ont pas le sens intuitif des remèdes" [1]).

---

mais que chez ceux qui ne semblent pas ressentir les souffrances du consultant elle ne se manifeste qu' autant qu'il faut pour servir de base au phénomêne d'hétéroscopie. L'hétéroscopie ne serait donc pas une vision directe, elle n'a en effet aucun des caractères d'une vision positive; mais une traduction en images visuelles de sensations internes extrêmement ténues. Cf. Dr. CHARPIGNON, *Loc. cit.* pp. 238—267.

1) Dr. CHARPIGNON, *Loc. cit.* pp. 265—266. Le magnétiseur Ricard parlant des somnambules consultants dit que pour un bon il y en a cent mauvais; pour un qui est loyal vingt qui sont de mauvaise foi *Traité théorique et pratique du magnétisme animal* p. 535.

L'intuition somnambulique même sous la direction de docteurs de la Faculté de Paris n'a en réalité rien inventé, rien innové, rien créé en thérapeutique.

Et ceci confirme ce que nous avons dit des songes, de l'incubation et des divinations extatiques. Les révélations ou mieux les intuitions mystiques n'ont été pour la thérapeutique qu'une source trouble et médiocre. On ne les recevait pas tout de go et sans critique. Ce n'est qu' après avoir confronté les révélations oniromantiques avec celles du néocore Philadelphos que nous voyons Aristide se résoudre à avaler une énorme quantité d'absinthe macérée dans du vinaigre. [1] Les prêtres ne transformaient les révélations en ordonnances que dans la mesure ou elles leur semblaient applicables, dans la mesure même où elles correspondaient à la doctrine reçue dans le temple, doctrine basée sur des principes et des théories: principe du semblable, principe de l'antagonisme, théorie de la contingence par contact et de la contingence à distance, principes et théories sur lesquels nous aurons précisément à nous étendre à la fin de ce travail. Il était inévitable que leur interprétation des songes demeure dans les limites de leurs connaissances et que les ordonnances qu'ils en tiraient soit en rapport étroit avec ces mêmes connaissances.

§ III. — L'accumulation des expériences et la tradition du savoir.

Les Ecoles sacerdotales et les premiers médecins laïques.

Les associations sacerdotales attachées au temple des divinités médicales constituèrent de véritables écoles, écoles secrètes, écoles mystiques et surtout écoles extrêmement respectueuses des acquisitions du passé et les transmettant religieusement. La connaissance d'une médication ou d'un remède soit qu'elle fut le fruit d'un raisonnement analogique ou d'une observation judicieuse n'en passait pas moins pour une acquisition d'origine rituelle et sacrée, pour une sorte de révélation.

Nous savons peu de choses sur les anciennes associations

1) Bouché-Leclercq, *Hist. de la Divination* II, 303.

sacerdotales égyptiennes; mais nous savons que toute la thérapeutique, toute la pharmacopée vient des temples. On signifiait le scribesacré par le crible parce qu'au dire d'Horapollon il était chargé de discerner la vie et la mort. „Il fait ce discernement, dit-il, par le moyen d'un livre gardé par ceux de son collège et sacré comme eux. Les Egyptiens l'appellant *Ambrès*: il leur sert à connaître si un malade vivra ou s'il mourra, et cela à la façon dont il est dans son lit." [1])

Les papyrus médicaux passaient ordinairement pour avoir une origine divine. Ainsi *le traité de détruire les abcès* qui fait partie du papyrus Ebers avait été trouvé sous les pieds des dieux Anubis et Sokkem, et le papyrus médical conservé à Londres fut trouvé une nuit baignant dans les rayons de la lune en la grande salle du temple de Koptos [2]). Et lorsque ces antiques traités de médecine ne revendiquaient pas une origine divine, ils attestaient leur origine sacerdotale. Voici comment l'auteur du papyrus Ebers se présente au lecteur: „Je suis sorti de l'Ecole de médecine d'Héliopolis, où les anciens du grand Temple m'ont indiqué leurs remèdes. Je suis sorti de l'Ecole gynécologique de Saïs où les mêres divines m'ont donné leurs recettes.

„Je possède des incantations composées par Osiris en personne. Mon guide a toujours été le dieu Thôth, inventeur de la parole et de l'écriture, rédacteur d'ordonnances infaillibles, lui seul qui sait donner la réputation aux magiciens et aux médecins qui suivront ses préceptes.

„Les incantations sont bonnes pour les remèdes et les remèdes sont bons pour les incantations."

Le papyrus médical de Berlin fit partie de la bibliothèque du temple de Memphis consacré au dieu Phtah et à son fils Imhotep, véritable Asklépios égytien.

Et lorsque la médecine commença de se laïciser nombre de plantes continuèrent d'être considérées comme divines; le lierre n'était-il pas la plante d'Osiris, la verveine les larmes d'Isis, la scille, l'œil de Typhon [3]), et les traditions sacrées conservèrent force de loi.

---

1) Horapollon, *Hiéroglyphes* I, 38.
2) Maspéro, *Etude de mythol. et d'Archéol. Egyptiennes* III, 288—289.
3) Kurt Sprengel, *Hist. de la médecine* I, 51.

Chez les Egyptiens, les médecins, dit Diodore, établissent le traitement des malades d'après des préceptes écrits, rédigés et transmis par un grand nombre d'anciens médecins célèbres. Si en suivant *les préceptes du livre sacré* ils ne parviennent pas à sauver le malade, ils sont déclarés innocents et exempts de tout reproche; si, au contraire, ils agissent au rebours des préceptes écrits, ils peuvent être accusés et condamnés à mort, le législateur ayant pensé que peu de gens trouveraient une médecine curative meilleure que celle observée depuis si longtemps et établie par les meilleurs hommes de l'art [1]).

Dans de telles conditions, il était impossible que la tradition ne fut fidèle, obstinée, indéracinable; et en effet, non-seulement Galien, Aétius, Paul d'Egine, nous ont conservé des formules qu'ils attribuent positivement à Isis [2]); mais nous avons dû constater que les vertus qui étaient attribuées aux plantes par les papyrus médicaux de l'époque des Pyramides sont presque toujours exactement celles que leur attribuèrent plus tard les médecins grecs et latins et en particulier Dioscoride et Pline.

Les onéirocritiques qui avaient consacrés des livres à la signification des songes, tels Germinus de Tyr, Demetrius de Phalère, Artémon de Milet avaient réservé dans leurs recueils une très grande place aux „ordonnances et traitements dictés par Sérapis." [3])

En Grèce et dans le monde grec les Asclépiades constituèrent de véritables écoles où se transmettait, comme un dépôt sacré, le trésor des connaissances acquises. A l'origine, la médecine était héréditaire dans les familles sacerdotales ainsi que parmi les hommes-médecine. Platon atteste qu' Asklépios avait choisi ses disciples parmi ses parents [4]). Galien dit que les enfants des prêtres apprenaient de leurs pères l'anatomie, entendez par là leur théorie de l'organisme, en même temps qu'on leur apprenait à lire et à écrire [5]). Plus tard l'association s'ouvrit à des étrangers qui furent d'ailleurs soumis à une initiation rigoureuse

---

1) DIODORE DE SICILE I, 82 trad. Hœfer I, 95.

2) A. GAUTHIER, *Recherches historiques* p. 60.

3) ARTÉMIDORE, *Oneirocritie* II, 44.

4) PLATON, *De la République* l. X, p. 464.

5) GALIEN *De administr. anatomius* II, 1 Hippocrate parle dans le même sens voir *Jusjur* et *Lea* dans le Tome IV de l'edit. Lettré.

et obligés au secret. Le serment médical qui nous a été conservé, dans les œuvres attribuées à Hippocrate, fut certainement imposé aux médecins initiés dans les temples [1]).

Parmi les écoles instituées par les Asclépiades Cos, Cnide, Pergame, brillèrent d'un éclat particulier. L'Ecole de Cos fut de beaucoup la plus célèbre, la médecine s'y transmettait aux membres des mêmes familles. L'une d'elles prétendait d'ailleurs descendre en ligne directe des dieux Hérakles et Asklépios. Dans l'espace de près de trois siècles, sept médecins de cette dynastie savante, portèrent le nom d'Hippocrate. Celui d'entre eux qui brille au premier rang est Hippocrate II, petit-fils d'Hippocrate Ier, le vingtième des descendants d'Héraklès et le dix-neuvième de ceux d'Asklépios, l'un des génies les plus remarquables de l'antiquité. „Si ce qu'on dit maintenant d'Hippocrate est vrai, écrit Strabon, c'est surtout par l'étude des différentes cures dont la relation était affichée dans le temple de Cos, qu'il se serait exercé à la partie *diététique* de son art" [2]). Pline confirme son dire: „C'était l'usage que les personnes guéries dans le temple d'Esculape écrivissent les remèdes qui leur avaient réussi, afin qu'on en pût profiter dans les cas semblables: Hippocrate, dit-on, copia ces inscriptions, et après avoir (c'est du moins l'opinion de Varron chez nous) incendié le temple, il institua la médecine appelée clinique" [3]).

Certains savants pensent que les sentences coaques (coacœ prænotiones) insérées dans la collection des œuvres d'Hippocrate ont été empruntées aux tables votives, Chauvet dit très justement. Hippocrate est moins un individu qu'une famille, moins une famille qu'une école. C'est un cycle. Il ne faut pas oublier qu'en lisant Hippocrate, c'est l'école de Cos qu'on lit [4]). L'École de Cos, comme d'ailleurs toutes les écoles oraculaires, était très préoccupée des pronostics; mais elle montrait peu de souci de l'hygiène et du régime [5]). Les questions thérapeutiques

---

1) Kurt Sprengel, *Hist. de la Médecine* I, 168—171 et ses diverses références.
2) Strabon, l. XIV ch. II § 19 tr. Tardieu III, 145.
3) Pline, *H. N.* XXIX, 2 éd. Littré II, 297.
4) Em. Chauvet, *La Philosophie des Médeeins grecs* p. XL—XLI.
5) A. Gauthier, *Recherches historiques* p. 74.

n'y étaient pas négligées, on y enregistrait les remèdes nouveaux. Une description de la thériaque avait été gravée sur la porte de l'asklépeion [1]).

L'Ecole de Cnide eut moins de célébrité que celle de Cos. Elle produisit cependant des hommes remarquables et c'est d'elle, selon Ackermann, que serait sortie l'école empirique [2]). Ctésios, qui descendait d'une famille Cnidienne où la médecine était héréditaire, exerca l'art de guérir à la cour d'Artaxercès, roi de Perse. Euripton élève du temple de Cnide passe pour l'auteur des *Sentences cnidiennes*. Ce fut en tout cas un médecin remarquable, et si les *Sentences cnidiennes* ne sont pas son œuvre, elles ont certainement pour auteur les prêtres du temple de Cnide. Ce livre est malheureusement perdu; mais, d'après ce que nous en disent Hippocrate et Galien qui le connurent, les symptômes des diverses maladies y étaient donnés avec beaucoup de détails et d'exactitude.

Leur thérapeutique, toujours d'après Galien et Hippocrate n'aurait connu qu'un petit nombre de moyens de traitement. Dans les maladies chroniques ils ne donnaient que des purgatifs, du lait et du petit-lait. Les prêtres de Cnide donnèrent deux éditions des fameuses *Sentences* et, au rapport de Galien, la seconde était plus médicale que la première, ce qui prouve que les médecins cnidiens avaient le souci de perfectionner leurs connaissances. La critique qu'Hippocrate fait des médecins de Cnide au début de son traité: *Du régime dans les maladies aigües*, prouve que les diverses écoles sacerdotales ne professaient pas exactement les mêmes doctrines et pratiquaient par suite une certaine émulation.

A Pergame, centre intellectuel où se fit sentir puissamment l'influence alexandrine, on semble s'être beaucoup occupé de toxicologie; du moins le roi Attalos, Philometor, qui se passionna pour cette science pourrait bien avoir été un habitué de l'asklepeion [3]). En tout cas, Asklépios y donnait des consultations de compte à demi avec Serapis, et du temple sortirent toute

1) Galien *De Antidot.* l. II, Pline *H. N.* VI, 29.
2) Ackermann, *Institutiones historiae medicinae* Nuremberg 1792 in 8 p. 68.
3) Plutarque, *Demetr.* 20. Cf. Bouché-Leclercq, *Hist. de la Divination* III, 293.

une école de médecins parmi lesquels il suffit de nommer Galien. Médecin du gymnase, attenant au temple, et plus tard médecin de Marc-Aurèle, Galien ne doute pas de l'efflcacité des ordonnances divines, mais bien entendu après qu'elles avaient été soumises à l'interprétation sacerdotale ou, autrement dit, à une sorte de critique doctrinale. Galien cite à maintes reprises le traité des médicaments d'Heros de Cappadoce traité aujourd'hui perdu. Or il est certain que nombre des formules ainsi doublement empruntées provenaient des archives du temple. Lui-même avait pu puiser librement dans les trésors de Pergame. Deux siècles plus tard ce dernier temple produisit Oribase, le médecin de Julien, auquel nous devons une importante compilation de *Collecta medicinalia* où l'on peut retrouver de nombreuses médications empruntées à lAsklépeion. On sait que c'est à la suite d'un songe, fait par son père que Galien se destina à la mèdecine et l'on ne peut guère douter que la vocation d'Oribase naquit sous l'influence de l'Asklépeion. C'est à Pergame surtout qu'Asklépios prodigua ses visites et ses conseils au rhéteur Aristide [1]).

Sous le règne d'Antonin le Pieux, il y avait, à Rome, un collège d'Esculape dont le nombre des membres était fixé à soixante. Les fils y succédaient aux pères.

§ IV. — L'empirisme mystique et l'empirisme philosophique.

L'ancien empirisme grec passe pour être sorti du temple de Cnide, on lui adresse d'ailleurs volontiers les mêmes reproches qu'à la médecine sacerdotale. L'Ecole empirique passe pour avoir rejeté tout raisonnement en médecine et l'on dit volontiers que les magiciens et les prêtres s'en tinrent aux données du hasard, de l'instinct ou de la divination. Rien n'est moins exact.

1°. *De l'observation.* — Les prêtres observaient, recueillaient des observations cliniques, instituaient des régimes, notaient les médications qui avaient réussi, essayaient et enregistraient même les formules qu'on leur apportait du dehors. Aétius donne la

1) Bouché-Leclercq, *Hist. de la Divination* III, 301—305.

formule d'un collyre qu'un orfèvre avait légué au temple de Diane à Ephèse [1]). On pratiquait donc dans les temples ce que les empiriques appelaient l'*autopsie*, à savoir l'observation directe soit des symptômes, soit du cours des maladies, soit enfin des effets produits par les remèdes. Les médecins de l'école empirique qui reprirent la tradition de l'école cnidienne étaient de grands apologistes de l'observation. Autant ils négligeaient la recherche des causes qui ne tombent pas sous les sens, autant ils attachaient d'importance au choix judicieux de phénomènes qui pouvaient devenir objets d'observation [2]).

2°. *De l'histoire ou de la tradition.* — Nous avons vu que les écoles sacerdotales pratiquaient également le second procédé des empiriques et ne manquaient pas d'utiliser les observations qui avaient été faites avant eux, que leur avaient léguées les traditions orales du temple et les inscriptions votives. Avant Hippocrate, d'autres Hippocrates ses ancêtres avaient relu et médité les ex-voto de l'asklépeion de Cos.

A ce double point de vue l'empirisme sacerdotale et l'ancien empirisme grec de Philinus de Cos ou de Sérapion d'Alexandrie ont donc ouvert la voie à tous ceux qui ont fait faire quelques progrès à l'art médical. Tout le monde s'accorde d'ailleurs à reconnaître que les empiriques fondaient leur thérapeutique sur l'expérience. Mais on ajoute, elle n'était fondée que sur l'expérience et c'est par là qu'elle est tombée dans le ridicule. Est-il vraiment exact que les empiriques, se sont contentés d'observer, de comparer et d'enregistrer? Ont-ils été de purs empiriques?

3°. *De l'emploi de l'analogie et du raisonnement analogique.* — L'ancienne empirisme admettait un troisième procédé de connaissance: l'*analogie*. Observation, histoire, analogie constituaient pour eux ce qu'ils appelaient le *trépied de la médecine* ce que l'on a appelé le *trépied empirique* [3]).

„Très sévères dans l'acceptation des faits qui dévaient être

---

1) *Contractae ex veteribus medicinae* Lib. VIII c. 113.

2) Kurt Sprengel, *Hist. de la Médecine* I, 473.

3) Cf. L'excellente analyse de Chauvet que nous ne pouvons suivre ici dans tous ses détails Em. Chauvet, *La Philosophie des médecins grecs* p. LII—LIII.

très nombreux et recueillis sans idées préconçues, écrit Bouchut, les empiriques avaient ensuite recours à l'*analogisme* pour éclairer le classement et la thérapeutique des faits nouveaux. C'est ce que nous appelons maintenant l'analogie. Quand un fait de cette nature se présentait à l'observation, on le comparaît aux faits anciennement observés et, selon ses analogies, on se croyait en droit d'agir en conséquence" [1]).

Dire après cela que les empiriques rejetaient l'emploi du raisonnement en médecine [2]) est tout simplement énorme. Les empiriques, à la suite de Pyrrhus, frappés de la faiblesse et de l'inutilité des raisonnements sur la nature des maladies et sur celle des remèdes, estimaient que, à l'encontre des dogmatiques dont les théories se contredisaient d'ailleurs à l'envi, il fallait renoncer à toute spéculation sur les choses en soi et s'en ténir aux phénomènes. Mais que dit autre chose aujourd'hui un savant digne de ce nom. Il ne fallait que guérir et pour ce, toute métaphysique était vaine il n'y avait donc qu'à utiliser les remèdes dont l'expérience avait prouvé l'efficacité, on déterminera par l'analogie des symptômes observés quels remèdes employer; ou par celle des substances, les vertus probables d'un remède nouveau. C'est ainsi que l'on comparait l'erysipèle aux dartres, et les affections des bras à celles des jambes; de même l'utilité des coings dans la diarrhée faisait attribuer aux nèfles des effets salutaires dans cette affection [3]).

Si vous demandez à un contempteur des disciples de Philinus de Cos quelle est la différence qui sépare si profondément ces positivistes de l'ancienne Grèce de nos médecins positivistes contemporains il vous répondra sans doute que loin de rejeter tout raísonnement le disciple de Comte emploie constamment l'induction.

»Le quinquina, dit Trousseau, guérit la fièvre intermittente, c'est l'Indien qui me l'apprend; je reçois de lui ce fait, moi, médecin; et malgré moi, *instinctivement*, je vais chercher si,

1) Dr. H. Bouchut, *Histoire de la médecine et des doctrines médicales* P. 1873, I, 432—433. J'ai emprunté à dessein cet exposé d'un adversaire résolu de l'ancien empirisme.

2) Dr. E. Boinet, *Les doctrinas médicales Leur évolution* P. (1910) in 12. p. 36.

3) Kurt Sprengel, *Hist. de la Médecine* I, 477.

dans d'autres maladies caractérisées par la périodicité, ce médicament qui va si bien à une affection périodique, ne réussirait pas, et je trouve qu'il y a une névralgie, occupant le nerf sus-orbitaire le plus souvent, ou occupant d'autres parties du corps, revenant périodiquement. Alors je me dis: si une maladie périodique non douloureuse a été combattue par le quinquina, essayons donc si une maladie périodique douloureuse ne pourrait pas être combattue de la même manière. J'essaye, cela réussit; c'est un fait de plus, c'est l'élément d'un systême, d'une théorie.

„Mais vous allez voir se dégager d'autres inconnues, et d'autres lumières jaillir du même fait principe.

„Il y a dans ce nouveau fait de la névralgie deux facteurs: la périodicité et la douleur. J'ai eu raison de la périodicité avec le quinquina et la douleur a cédé. Essayons donc si dans une maladie essentiellement douloureuse, quoique non périodique, le quinquina ou ses préparations ne réussiraient pas de la même manière. J'essaye dans le rhumatisme aigu, maladie essentiellement douloureuse et je guéris.

„Il y a loin de ce que l'Indien m'a transmis il y a deux siècles, au traitement du rhumatisme aigu par le quinquina; mais, néanmoins, remarquez le bien, ces idées sont engendrées l'une par l'autre: *c'est là l'expérimentation par induction* dont je parlais tout à l'heure. Déjà, comme vous le voyez, l'empirisme se constitue par des expériences, mais par des expériences dans lesquelles le hasard, père de la première expérience intervient désormais infiniment moins que l'intelligence du médecin.

„L'éponge guérit le goître. En 1821, un chimiste M. Courtois, découvre l'iode dans l'éponge; est-ce l'iode qui guérirait le goître? on essaye dans la mesure où on doit essayer et l'on guérit le goître avec des préparations d'iode.

„Mais le goître est une tumeur. Est-ce que d'autres tumeurs obéiraient aussi à l'action de l'iode? On essaye et l'on guérit les tumeurs glandulaires.

„Mais voici une maladie fatale qui nous a été rapporteé, dit-on, par les compagnons de Christophe Colomb, maladie qui rend les os malades; essayons donc dans les tumeurs osseuses qu'on rencontre dans cette maladie. Et l'on donne pour ces tumeurs osseuses ce même iode que l'on donnait pour guérir le goître

et les engorgements glandulaires. On a ainsi fait une conquête immense en thérapeutique et aujourd'hui on arrive à guérir ce que l'on guérissait moins bien autrefois." [1])

Mais qui ne voit que c'est en vertu d'un simple caractère analogique, la périodicité, que Trousseau rapproche la névralgie sus-orbitale de la fièvre intermittente et d'un autre caractère analogique encore plus vague la douleur qu'il en rapproche le rhumatisme. Rapprocher les tumeurs glandulaires et la tumeur osseuse siphylitique du goître est-ce aller au-delà des analogies les plus grossières? Il n'est pas douteux que non-seulement Philinus de Cos et Sérapion d'Alexandrie mais que les prêtres de Cos ou de Cnide étaient capables d'inductions tout aussi rigoureuses et non moins expérimentales puisque tout aussi bien que le grand clinicien ils les vérifiaient ensuite sur les malades.

L'analogie ou l'analogisme des empiriques [2]) qui fut pratiqué d'ailleurs largement par les sorciers et les prêtres médecins est une forme essentielle du raisonnement. Ce n'est donc que par une méprise énorme bien qu' extrêmement répandue que l'on affirme que les empiriques rejetaient tout raisonnement ou que la médecine primitive etait un pur empirisme. Il n'y aurait pas d'induction, pas d'hypothèse possible sans l'analogie, il n'y aurait pas davantage de déduction, s'il est vrai, ainsi que beaucoup le crurent, que toute déduction recouvre quelque induction secrète, l'analogie ou le raisonnement par analogie est donc le ressort même de la raison.

Est-ce à dire que je veuille soutenir qu'il n'y a aucun progrès dans le monde et que nous en sommes encore au point où en étaient les médecins primitifs? Non pas; mais j'estime que toutes les vieilles crétiques de l'empirisme ancien doivent aller rejoindre les vieilles lunes et que nous devons aujourd'hui reposer le problème: Dans quelle mesure la médecine primitive employait-elle le raisonnement et comment des formes primitives de raisonner sont sorties les manières de raisonner modernes?

---

1) A. Trousseau, *Conférences sur l'empirisme* P. 1862, in 8° p. 7—9.

2) Si je ne parle pas de l'emploi de l'*épilogisme* bien qu'il constitue une preuve péremptoire de l'utilisation du raisonnement par l'école empirisme c'est pour ne parler que de l'emploi de la raison nécessairement commune à tous les empirismes.

En termes plus concrets quelles furent les raisons qui guidèrent les primitifs, les Asclépiades, les médecins de l'antiquité et du moyen âge dans le choix des remèdes, et quels sont les principes actuels de la découverte en matière de pharmacopée et de thérapeutique?

On ne peut répondre à cette question que par les faits. Mais il était impossible d'étendre notre enquête à toute la pharmacie sans courir le risque d'une dispersion un peu chaotique. Il nous a paru préférable de la limiter à une catégorie précise de médicaments. Nous avons hésité entre les elixirs de vie et les philtres d'amour qui les uns et les autres ont tenu une large place dans la thérapeutique primitive. Toutefois nous avons vite incliné vers l'étude des seconds en constatant que la catégorie des philtres d'amour ou d'impuissance avaient fourni les médications les plus diverses et les plus typiques. De là cette monograhie sur les philtres d'amour et les philtres anaphrodisiaques. Elle permet de constater que, dès l'origine de l'art, c'est en conséquence de raisonnements hypothétiques ou de théories préconçues que les remèdes ont été choisis et administrés. Elle nous induit à mieux comprendre qu'il est impossible d'espérer de véritables découvertes sans recourir à des principes exprès ou implicites. Qui dit invention dit intuition, mais qui dit intuition dit raison.

Au fond même des découvertes de l'instinct ou des autres données intuitives, fussent-elles revêtues d'un caractère mystique, la raison apparaît. Il n'y a point de mentalité prélogique, la raison instinctive, qu'on me pardonne cette alliance de terme, est une raison qui ne s'est pas encore critiquée elle-même ou du moins à peine, mais c'est déjà la raison. Il y a une raison précritique il n'y a point de raison alogique.

REVUE BIBLIOGRAPHIQUE.

STEINLEIN, STEPHAN, *Scheinwerthe der Erkenntnisse.* Ein Versuch über ihre Herkunft und der Theorien von den Sexualkrankheiten. Zwei Theile in zwei Bänden. München und Leipzig. Bayrische Verlagsanstalt G. m. h. H. 581 u. 327 Seiten, Octav.

„Habent sua fata libelli". Dass den beiden Bänden kein Ruhmeslauf, wenigstens bis jetzt beschieden war, verschuldete vielleicht zum grossen Theil, dass sie „Ernst Schweninger, dem grossen Menschen und Arzt in Treue" gewidmet sind, verschuldete wohl auch die der Wissenschaft grame Kriegszeit, in der sie erscheinen sind, und die Ueberschrift, die künstlerisch tadellos, aber nicht eben deutlich und wie die ganze übrige Ausstattung so ungewöhnlich ist, dass das Werk der gelehrten Welt und in ihr zuerst der des hier in Betracht kommenden Aesculap nicht auffällt. Ob die entseztliche Zuchtruthe Gottes, die Syphilis, den Alten, der alten Welt seit uralter Zeit bekannt war, ob sie bei uns über Spanien und Frankreich als Franzosenkrankheit bekannt geworden ist, ist eine heiss, fanatisch umstrittene Frage, ebenso die weitere, ob sie arzneilos oder nur mit Hülfe von Arzneien und da wieder ob sie mit dem seit dem Anfang des XVI Jahrh. aufgetauchten Quecksilber, dem Guajak oder nur mit dem Hata oder Salvarsan bekämpft werden kann. In meiner Arbeit „über die natur- und volkskundlichen Kenntnisse *Shakespeares*" gab ich über die Heilart zu seiner Zeit Aufschluss, in einer jüngst erschienenen Arbeit über die *Krankheit Goethes* sagte ich einiges über die Behandlung zu dessen Zeit. Die Syphilisfrage geht mich sonst nichts an, und ich möchte mich keinenfalls zwischen die streitenden Parteien mengen. Ich meine aber, dass Steinlein, wenn er auch Laie ist und nur der Zufall ihn den Fragen der Geschlechtskrankheiten zuführte und zu eingehenden Studien über sie veranlasste, nicht mit „vornehmer Geste" abgethan werden darf, sondern, wenn gleich er den Anregungen *Schweningers*, dessen Charakterbild wohl in der Geschichte schwankt, dessen ärztliche Tüchtigkeit aber doch wohl nicht angezweifelt werden kann, folgte und viel mit einem seiner Schüler, *Hauffe*, geforscht und gearbeitet hat, Beachtung verdient. Ob Steinlein über das Verhältniss der

antiken und modernen Krankheitsbeschreibungen und über die Entstehungsarten, über die Skythenkrankheit, über die Bedeutung astrologischer Zeichen in den Krankheitsdarstellungen, über die Influenz der Sterne auf das Getriebe der Welt im Allgemeinen und die Krankheiten im Besondern sagt, was er zum Theil gestützt auf *Sudhoffs* Erstlinge der Syphilistherapie und auf eine ganz erstaunliche Kenntniss des einschlägigen Schriftthums und zugehöriger Bildwerke, vorführen kann, muss zum Nachdenken geradezu zwingen und dürfte bei vorurtheilsfreiem Studium gar manchen veranlassen, seine vorgefassten Anschauungen in etwas zu ändern. Einzelheiten vorzuführen aus dem überwältigenden Schatz von Angaben über die Leiden, deren Gefahr zu mindesten der Musen- und Grazien-Liebling Goethe kannte, der flehte:

O so gebt (Grazien) mir stets, sobald ich dem Amor vertraue,
Ohne Sorgen und Furcht, ohne Gefahr den Genuss!

und der sehr wahrscheinlich, trotz seines intimen Verhältnisses zu ihnen doch nicht unbehelligt mit ihnen verkehrte, ist kaum angängig, gäbe auch ein recht dürftiges Bild von der ganz aussergewöhnlichen Gabe. Sie muss selbst gesehen und studiert werden.

HERMANN SCHELENZ, Kassel.

Beiträge zur Geschichte der Chirurgie im Mittelalter. Graphische und textliche Untersuchungen in mittelalterlichen Handschriften von Prof. Dr. KARL SUDHOFF, Geh. Med. Rat., Director des Instituts für Geschichte der Medicin in Leipzig. Johann Ambrosius Barth. *II Teil:* (XXXVI + 685 Seiten mit 29 Tafeln in Lichtdruck und 54 Textillustrationen) Leipzig, 1918. Verlag von Johann Ambrosius Barth. Preis 120 Mark.

Der *zweite* dickleibige Band (Teil 1 besprochen im vorigen Heft des Janus) wird eröffnet mit einer ungemein wertvollen Einleitung zu beiden Teilen. Am Ende betont *Sudhoff:* „Wirklicher historischer Fortschritt ist in der Medicingeschichte des Mittelalters nur durch Anhäufung neuen Tatsachenmaterials in ganz erheblichem Umfange und in tiefem Eindringen in die litterarische Ueberlieferung möglich.” Und weiter: „.... mein bisheriges Schaffen ist bescheideneren, wohl niederen geistigen Fluges, der die Bodennähe wahrt. Nicht hoch über die Zeiten mich zu erheben, ist mein Streben zunächst gewesen, sondern zu ihnen mich hinabzulassen, und alles mit Aufmerksamkeit im Vorbeigleiten zu mustern, was die Vergangenheit birgt, zu mustern und zu registrieren, und erst aus der Wärme, die in den Dingen selbst steckt, wieder den Auftried zu entnehmen, der einen Ueberblick gestattet auf Zusammenhänge, die grosszügigerer Arbeit

leicht verschlossen bleiben." Vergleicht men z. B. die Arbeit von *Ludwig Choulant*, Die Chirurgie im frühsten Mittelalter (Haesers Archiv für die Ges. Medicin. Band 1, Jena 1841, S. 417—435), die mir gerade vorliegt mit den Ergebnissen der Sudhoffschen Forschung, so wird man wahrhaft erstaunt sein über den Fortschritt in den letzten 80 Jahren!

Unter den Abbildungen von Instrumenten müssen an dieser Stelle besonders die *geburtshilflichen* hervorgehoben werden und vor allen sind die *zahnärztlichen* von Wichtigkeit, unter denen der „*Pelican*" eine grungdlegend neue Geschichte erhalten hat. Die schwerste Arbeit, wie sich Sudhoff selbst ausdrückt, ist im vierten Abschnitt geleistet, der sich mit den lateinischen Texten zur Chirurgie des Mittelalters beschäftigt; er endigt mit kurzen Hinweisen auf einige bisher nicht beachtete italienische wundärztliche Schriftsteller des 14 und 15 Jahrhunderts. Der *fünfte* Abschnitt bringt die deutschen Texte zur Chirurgie des Mittelalters, vorwiegend in ober- und niederdeutschen Landessprachen. — Ein *Sach- und Wortregister* im Umfang von 50 Seiten erschliesst den Gesamtinhalt des Werkes. Bedenkt man den Satz Sudhoffs: Anderthalb Jahrzehnte Suchens und Prüfens und Denkens haben auf diesen Blättern ihren Niederschlag gefunden", so wird man inne werden, dass es nicht so leicht ist, den ganzen Inhalt zu erfassen und dann die Schlussfolgerungen zu ziehen Die Anzeige kann nur zu Sudhoffs Werk hinführen, das eine intensive. Lecture fordert, aber auch verdient.

Erich Ebstein (Leipzig).